

BRIEFE IN DIE ZUKUNFT

oder Gedanken zum Thema Mensch

Dies ist das Buch der Übertreibungen.
Oder ist dieser erste Satz bereits eine Übertreibung?

VORWORT

oder warum ich Briefe in die Zukunft schreibe

Dieses Buch ist ursprünglich als eine Reihe von Texten entstanden, die als „Quasibriefe“ an meine Söhne gerichtet waren. Sie lagen dann über zehn Jahre in der Schublade, und ich erinnerte mich höchstens bei äußerst auffälligen Ereignissen in der Weltpolitik an sie. Meine erste Reaktion dabei ging in der Regel etwa in die Richtung, daß die eine oder andere Überlegung in den „Briefen“ doch korrigiert werden müsse; immerhin widersprachen ja die neusten Geschehnisse meinen Theorien.

Gewöhnlich dauerte es aber nicht lange, bis sich die „neue“ politische Situation nur als eine neue Variation der längst bekannten alten Tricks entpuppte. Dann staunte ich, wie wenig sich eigentlich wirklich veränderte. Die „Briefe“ behielten am Ende hartnäckig recht, zumindest nach meinem Dafürhalten. Als sich das mehrmals wiederholte, fand ich den Mut, die Texte einigen guten Freunden zu zeigen und ließ mich dann schließlich dazu überreden, sie in eine Form umzuschreiben, die es erlauben könnte, die Briefe nicht nur an meine Söhne, sondern auch an andere Menschenkinder zu richten.

Aber warum sollte ich überhaupt Überlegungen zum Thema „Mensch“ anstellen und sie dann jemandem schreiben?

Die erste Frage ist einfach zu beantworten. Schließlich sind wir Menschen etwas derart Unverständliches, daß Selbstreflexion eigentlich zu unseren täglichen Hauptbeschäftigungen gehören müßte.

Als Beispiel könnte der gewaltige Kontrast zwischen den manchmal beeindruckend edlen, aber dann auch immer wieder unglaublich primitiven Taten und Eigenschaften von uns Menschen angeführt werden.

Wir sind tagtäglich mit diesem Kontrast zwischen Gutem und Bösem in uns konfrontiert. Zu oft, um ihn überhaupt noch wahrzunehmen, wie es scheint. Bereits der erste Blick in eine Zeitung konfrontiert uns mit dem Abschlachten wehrloser, in den betreffenden Konflikt meist gegen ihren Willen hineingezogener Menschen. Gegen Ende des Artikels wird aber wahrscheinlich auch davon berichtet, wie Ärzte und Helfer freiwillig, oft unter Gefährdung des eigenen Lebens in das Kriegsgebiet vorzudringen versuchen, um den Überlebenden die verstümmelten Körper zu verbinden.

Wir können ein philosophisches Buch lesen und begeistert in der Weisheit und den edlen Gedanken des Autors schwelgen und sind doch täglich Zeugen sozialer Mißstände und menschlicher Ungerechtigkeit. Der Philosoph, der nach Wegen in eine bessere Zukunft sucht, und der Kriegsstifter, der für Tod und Elend verantwortlich ist, scheinen beinahe verschiedenen Gattungen von Lebewesen anzugehören.

Dieser Kontrast wird noch auffälliger, wenn wir beides, Edles und primitiv Brutales, in ein und derselben Person vorfinden. Der Wirt im ehemaligen Jugoslawien, der uns bei unserer Panne so nett geholfen hat, wirkte inmitten seiner Familie ausgesprochen freundlich, ja rührend. Einige Monate später tauchte er mit einer Schußwaffe in der Hand auf und schien zu einer biologisch völlig anderen – bösen – Spezies mutiert zu sein.

Nun haben sich schon viele Autoren dieses Rätsels menschlicher Eigenschaften angenommen und darüber nachgedacht. Die Bücher dazu füllen ja heute bereits ganze Bibliotheken. Die Erklärungsansätze und dahinterliegenden Weltbilder sind vielfältig und spannend zu lesen. Aber meinen Wissensdurst, meinen Hunger nach Wahrheit, haben diejenigen, die ich gelesen habe, nicht gestillt. Vielleicht gibt es keine solche allumfassende Erklärung, keine absolute Wahrheit (oder zumindest keine, die wir dann als solche erkennen könnten), und jeder sollte selber versuchen, sich darauf seinen eigenen Reim zu machen.

Also habe ich versucht, einen historischen Trend in der Geschichte der Menschheit zu entdecken, eine kontinuierliche Zunahme von Freiheit, Frieden und Demokratie beispielsweise. Dies würde uns eine Grundlage liefern, um Prognosen über die weiteren Entwicklungen aufzustellen. Dies scheint aber auch in eine Sackgasse zu führen. Es macht den Eindruck, daß sich keine systematische Veränderung abzeichnet. Wir sprechen zwar vom Fortschritt der Zivilisation, von zunehmenden mentalen und moralischen Fähigkeiten der Menschheit, gleichzeitig nimmt aber auch die Anzahl der Toten und Mißhandelten stetig zu.

In einem nächsten Schritt könnten wir uns noch fragen, ob es Naturgesetze oder erkennbare Steuermechanismen gibt, welche die Richtung der Weiterentwicklung beeinflussen. Dann wüßten wir, ob etwas auf uns wirkt, das uns zunehmend „gut“ oder „böse“ macht. Im besten Fall könnten wir vielleicht sogar einen solchen Mechanismus zu unseren Gunsten nutzen.

Inmitten dieser Überlegungen glaubte ich eine Spur eines solchen Phänomens erblickt zu haben, dies spornte mich zur weiteren Suche an. Um diesen Gedanken in Worten festzuhalten, muß ich etwas ausholen und einen kleinen Ausflug ins Tierreich unternehmen.

„Gut“ könnte man in der Natur wahrscheinlich das nennen, was das Fortbestehen einer Spezies im Kampf ums Überleben unterstützt, und „schlecht“ das, was ihre Chancen gefährdet. Der Begriff „Böse“ ist erst für den Mensch reserviert, so etwa im Sinne von „bewußt, willentlich oder auch unnötigerweise schlecht handelnd“.

Wenn wir nun das Gute im Kampf ums Überleben in der Natur näher anschauen, zeigt sich ein recht komplexes und interessantes Bild. Wir begegnen hier einem Unterschied zwischen „Gut für ein Individuum“ und „Gut für die Gattung“. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man zunächst meinen, daß Merkmale oder Eigenschaften, die für ein Individuum einen Vorteil darstellen, auch automatisch für das Fortbestehen der Spezies vorteilhaft sein sollten. Dies trifft nun aber offensichtlich nicht zu. Wenn jedes Individuum ohne Rücksicht auf die Artgenossen nur das Maximum an Vorteilen für sich zu gewinnen anstrebt, wird das Fortbestehen der Art zwangsläufig gefährdet. Es läßt sich auch zeigen, daß ein gewisses altruistisches Verhalten genetisch bevorzugt wird. So stoßen beispielsweise viele Vögel beim Erblicken eines Feindes einen Warnruf aus, obwohl sie dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken. Diese Eigenschaft hat sich aber als genetischer Vorteil etabliert. Ähnliches Verhalten ist natürlich in anderen, teilweise sogar noch beeindruckenderen Formen auch beim Menschen zu beobachten.

Bleiben wir aber noch bei den Tieren. Bei den „vorteilhaften“ Merkmalen erkennen wir zwei deutlich zu unterscheidende Kategorien. Die erste dient der Anpassung an die Umgebung, der Nahrungsbeschaffung und dem Kampf gegen Vertreter anderer Spezies. Typische Beispiele solcher Eigenschaften sind ein dickes Fell, scharfe Zähne, unauffällige Farben oder auch schnelle Beine. Die zweite Kategorie soll Vorteile gegenüber eigenen Artgenossen verschaffen, insbesondere größere Chancen gegenüber Rivalen, wenn es um die Gunst des anderen Geschlechts geht. Hier begegnen wir bereits ersten Rätseln. In der Tierwelt gibt es viele körperliche Eigenschaften und Verhaltensmuster zu erkennen, die als kontraproduktiv bezeichnet werden müßten. Das Rad eines Pfaus, die „schreienden“ Farben werbender Männchen oder das unaufhörliche Streben nach einer höheren gesellschaftlichen Stellung in der Hackordnung der Gruppe können zwar durchaus zum Sieg in einem Rivalenkampf führen, aber eben auch direkt in den Bauch eines aufmerksam gewordenen Raubtieres.

So ist es auch nicht überraschend, daß jene Tierarten, welche um ihr tägliches Brot hart kämpfen müssen, ihre Energie und Aufmerksamkeit fast ausschließlich dem Überleben widmen. Ein Adler in einer an Kleintieren armen Gegend zum Beispiel. Er muß täglich unzählige Kilometer zurücklegen, um Nahrung aufzutreiben, und hat keine Zeit, lange über seinen Nachbarn nachzudenken oder sich hip zu kleiden. Dafür gehören aber seine Augen zu den Wundern der Natur. Dank seiner Flugkünste, seiner Kraft und Ausdauer kann sich aber auch er bewundernder Blicke sicher sein. In bezug auf seine Fortpflanzungschancen ist jedenfalls anzunehmen, daß ein Adlerweibchen eher auf einen flugtüchtigen „Super(Flatter-)man“ steht als auf einen schillernd-schrägen Vogel.

Demgegenüber wirken einige der Wasservögel, die auf unseren Binnenseen hausen, recht verweichlicht. Sie haben selten Probleme mit der Nahrungsbeschaffung und können dementsprechend immer weniger fliegen, tauchen oder laufen. Wenn sie sich überhaupt um etwas bemühen müssen, dann um Brutplätze oder zur Fortpflanzung bereite Partner. Deswegen liegen sie auch endlos im Streit miteinander. Die Stellung innerhalb der Hackordnung gewinnt gegenüber echten Fähigkeiten an Bedeutung. Somit ist es wichtiger, gut auszusehen oder aus einer besseren Familie abzustammen, als über Kraft, Ausdauer und scharfe Sinne zu verfügen. Darum erstaunt es nicht, wenn die Gänseweibchen aufgeplusterte Playboys bevorzugen. Am liebsten solche, die aus den Eiern der „Führergans“ stammen.

Wenn die Konkurrenz unter den Artgenossen die Oberhand gewinnt, entwickeln die armen Tiere zum Schluß Eigenschaften, die man eigentlich als unnatürlich, bizarr oder gar monströs bezeichnen müßte. Ein Pfau mag dem menschlichen Auge gefallen, für ein Leben in der Natur ist er aber eigentlich verunstaltet. Auch das prächtige Geweih eines Hirsches ist seinem Träger, außer einigen wenigen Tagen im Jahr, nur im Weg. Eine Ratte im Kanalsystem der reichen industriellen Städte hat weniger Probleme mit der Nahrungsbeschaffung und muß praktisch keine natürlichen Feinde fürchten. Artgenossen, die einer anderen Gruppe angehören, sind für sie die größte Gefahr. Obwohl die meisten Tiere mit einer Hemmung ausgestattet sind, Angehörige der eigenen Spezies zu töten, wird eine Ratte, die bloß anders „riecht“, erbarmungslos umgebracht.

Unter diesem Blickwinkel ist die Situation des Homo sapiens sogar noch ausgeprägter als die der verwöhnten Wasservögel. Natürliche Feinde (außer ihm selbst) hat der Mensch schon lange keine mehr. Theoretisch wäre – zumindest vorläufig – genügend Nahrung für alle da. Gegen die etwas rauheren Seiten der Natur wurden längst technische Mittel entwickelt, die uns Menschen ein Leben in Wärme und Bequemlichkeit sichern. Ähnlich wie die Wasservögel verbringen wir die meiste Zeit und Energie mit Aktivitäten, die nur dem Aufbau oder der Aufrechterhaltung von Macht und Prestige innerhalb der Gesellschaft dienen. Es wäre ein leichtes, die menschlichen Analogien zur sinnlosen Pflege eines Pfauenrades, der Zucht hinderlicher Hirschgeweihe oder dem allen Kriegen zugrunde liegenden, an großstädtische Ratten erinnernden Töten von Artgenossen, die bloß nach einer anderen Religion, Ethnie oder einem anderen, bedeutungslosen politischen Merkmal „riechen“, aufzuzeigen. Aber bleiben wir noch kurz bei der Dynamik der Entwicklung.

Gemäß der genetischen Lehre wird ein Merkmal im Einklang mit der Wahrscheinlichkeit zunehmen, mit der sich sein Träger – das Individuum – fortpflanzt. Wenn sich diejenigen Ratten, welche die Zusammengehörigkeit zur eigenen Sippe und die Feindlichkeit zu anderen Rattenvölkern besonders pflegen, schneller vermehren als friedfertigerer Artgenossen, verschiebt sich die Population in Richtung einer aggressiven, rivalisierenden Spezies. Theoretisch hätte der Pfau mit der Zeit ein doppelt so großes Rad, und die Ratten würden „Pogrome“ einführen, wenn sich diese Eigenschaften als vermehrungsfördernd erweisen würden. In der Sprache der Genetik ausgedrückt, hieße dies, das entsprechende Gen hat sich etabliert. Zum Glück – jedenfalls für die Tiere – wirken in der Natur einer exzessiven Entwicklung selbstregulierende Prozesse entgegen. Irgendwann bezahlen die schillernden Exemplare ihre Pracht zu oft mit dem Leben, und die Population von zu militanten Ratten nimmt schließlich wieder ab.

Die Tierchen haben noch einen weiteren Vorteil. Sie verfügen über keine Möglichkeit, ihre eigene Entwicklung bewußt zu beeinflussen. Mit bewußt meine ich hier zielstrebig entweder ihr Erbmaterial zu züchten oder durch erzieherische Maßnahmen ihre Nachkommen planmäßig zu formen. So formuliert wirkt diese Feststellung lächerlich; natürlich können sie es nicht. Das Rad wird zwar durch die Wahl der Partner gezüchtet, und den Küken der Graugänse wird durch das Vorleben ihrer Mütter vermittelt, ob sie „blaues Blut“ haben und darum berechtigt sind, die Körner, die eine andere, weniger „edle“ Gans gefunden hat, für sich zu beanspruchen. Aber weiter führt die Internalisierung nicht.

Tiere können das natürliche Gleichgewicht nicht signifikant verschieben. Wenn das Rad zu groß wird zum Leben oder wenn wegen der ständigen Zänkereien zu wenig Zeit bleibt zum normalen Fressen, stirbt die „Prominenz“ mit den auffallendsten Schwänzen und den aufgeblasenen „Hackkönigen“ einfach aus. Die Population oszilliert dann weiterhin um einen mehr oder weniger gesunden Zustand.

Stellen wir uns kurz vor, was passieren würde, wenn die Tiere aktiv das selber züchten könnten, was ihnen als Individuen den schnellsten Erfolg gegenüber Rivalen – und Rivalinnen – bringen würde. Zum Beispiel fände der Pfau einen Weg, sich ein beliebig großes Rad wachsen zu lassen. Vielleicht erfände er bei diesem Bestreben auch andere Tricks, etwa eine „Radperücke“. Wenn er bloß durch sein Aussehen den anderen Artgenossen genügend „überlegen“ wäre, würde er bald auf die kümmerlichen Reste seines Gehirns, seiner Sinnesorgane und Glieder verzichten und nur seinen „Radstatus“ pflegen. Hirsche würden – stehend oder liegend – ihr Monstergeweih präsentieren, Hornissen ließen sich vielleicht riesige Stacheln wachsen, mit denen sie sich schon bei der kleinsten Aufregung gegenseitig umbringen würden. Ratten würden früher oder später Methoden entwickeln, mit denen sie alle anders riechenden Individuen ausradieren könnten. Damit wir auch die Gänse nicht vergessen; der gesellschaftliche Status würde immer wichtiger werden, bis dann schließlich „Gänsekasten“ entstehen würden. Die „besseren Familien“ dürften bald nicht nur das Korn der „Plebejer“ für sich beanspruchen, sondern würden es so arrangieren, daß ihnen aus dem vom gemeinen Volk gefundenen Futter jeweils ein Teil mit unterwürfig präsentiertem Schnabel gereicht werden müßte. Der Unterschied zwischen einer „armen“ und einer „reichen“ Gans würde dann ständig zunehmen.

Meine Phantasien über die Wirkung eines künstlich hervorgebrachten exzessiven Merkmals mögen unrealistisch erscheinen. Intuitiv erwarten wir, daß in der Natur ein Prinzip der Selbstregulierung herrscht. Ein Hirsch mit idealen Proportionen müßte doch die größte Anziehungskraft haben, sollte mehr Hirschkühe für sich gewinnen als eine an sich häßliche Mißgestalt mit maßlos vergrößertem Geweih. Dem ist (leider) nicht so, das Phänomen der „übernormalen Stimuli“ ist im Tierreich (und bei Menschen) sehr verbreitet. Einfach ausgedrückt, die Wirkung eines Merkmals kann nach oben hin unbegrenzt sein.

Dazu möchte ich zumindest einige Beispiele des Wissenschaftlers Edward Wilson zu Illustrationszwecken anführen. Er experimentierte mit Eidechsen, von denen er wußte, daß sie auf das Merkmal der Körpergröße positiv reagieren. Dazu präsentierte er ihnen immer größere und noch größere Fotografien von Artgenossen. Diese Falsifikate wurden bevorzugt, obwohl zum Schluß die Monster auf den Bildern „die Größe eines Automobils“ erreicht hatten. Ähnlich verhielten sich Schmetterlinge, die auf bestimmte Farben und Flügelbewegungen reagieren. Sie verloren das Interesse an ihren natürlichen Partnern und ließen sich von den Attrappen abwerben, wenn diese übermäßig strahlend und groß waren und sich ungewöhnlich schnell bewegten. „Der natürliche Instinkt des Schmetterlings folgt einer einfachen Regel: Nimm den Partner mit den größten, strahlendsten und sich am schnellsten bewegenden Flügeln, den du finden kannst.“ Diese Strategie funktioniert in der Natur, denn ein realer Schmetterling kann nicht die Gestalt eines gigantischen Insekts erreichen. Seine Larve würde nicht genügend Futter zum Überleben finden. Zum Schluß noch das Beispiel der Silbermöwen, die ihre eigenen Eier verlassen haben, wenn ihnen Holzattrappen von Eiern angeboten wurden, die „so groß waren, daß die Vögel nicht einmal auf sie hochklettern konnten“!

Diese amüsant wirkenden Szenarien bergen eine für uns Menschen bedenkliche Gefahr in sich. Auch wir reagieren auf anziehende Stimuli, deren Wirkung „nach oben unbegrenzt“ ist. Die Eidechsen folgten einer für sie wertlosen farbigen Kulisse aus Papier, wenn darauf ein attraktives Symbol zu erkennen war. Folgen wir vielleicht auch Symbolen der Größe, obwohl sie eigentlich nur bemaltes (Geld) oder beschriftetes Papier (politische Slogans) oder andere, in Wirklichkeit wertlose Kulissen sind?

Die Schmetterlinge waren bereit, ihr „normales“ Leben für eine trügerische, schillernde Attrappe aufzugeben. In der menschlichen Gesellschaft gibt es unzählige Analogien zu solchem „Schein-, Prominenz- und Prachtstreben“.

Und die Möwen wollten Nachkommen, die allen anderen Küken überlegen wären. Zum Glück kann kein Möwenweibchen Eier legen, die größer sind als es selbst. Das daraus entstehende Wesen wäre eine unglückliche Kreatur.

Wie steht es bei uns Menschen? Nach welchen Maßstäben suchen wir unsere Partner, nach welchen Prinzipien erziehen wir unsere Kinder? Was streben wir für sie an? Glück und Harmonie oder doch eher Reichtum, Erfolg und Macht?

Somit sind wir wieder beim Menschen angelangt und können nun, hoffentlich ohne die gesunden Proportionen ganz aus den Augen zu verlieren, einen Blick auf unsere Gesellschaft werfen. Meiner Meinung nach ist sie noch verunstalteter als jede der Analogien, die ich bisher bemüht habe. Einfach mit dem Unterschied, daß uns die Irrationalität unserer Machtverhältnisse nicht mehr auffällt, weil wir in eine solche Welt geboren wurden und in ihr täglich konditioniert werden. Vielleicht können wir uns aber vorstellen, welchen Eindruck wir auf ein rational denkendes, unvoreingenommenes Wesen, zum Beispiel auf einen hypothetischen Außerirdischen machen würden. Mit all unseren Kriegen, in denen es eigentlich um nichts anderes geht als um Machtumverteilungen. Aber auch mit unserem Sozialsystem, in dem die erarbeiteten Güter nicht nach dem geleisteten Arbeitsbeitrag, sondern nach Besitz von Geld oder Status verteilt werden. Manchen mögen meine Vergleiche naiv oder übertrieben erscheinen, wahrscheinlich sind sie aber im Gegenteil immer noch zu harmlos.

Es zwingt sich hier die Frage auf, ob wir Menschen in genau jene Entwicklungsfalle geraten sind, die in unserer theoretischen Überlegung aus dem Pfau ein „Showwesen“ machte, das sich selber nicht mehr ernähren konnte, aus einer in Sippen lebenden Rattenart eine Spezies entstehen ließ, die durch Genozide charakterisiert ist oder die in einem Gänserudel zu einem unnatürlichen Geflecht von Beziehungen führte, in welchem die Mehrheit der Individuen die Güter erarbeitet und die Minderheit davon profitiert.

Dazu müßten wir zuerst überlegen, ob wir Menschen – im Gegensatz zu Tieren – die Möglichkeit einer planmäßigen Beeinflussung unserer Nachkommen besitzen. Vorläufig können wir unser genetisches Material nicht verändern. Wir können aber die Weltanschauung, Persönlichkeit und das charakteristische Verhalten unserer Kinder prägen. Sogar so sehr, daß aus eineiigen Zwillingen, die genetisch identisch sind, sich das eine Individuum zu einem Kriegsstifter entwickeln und das andere ein sich selbst aufopfernder Helfer werden könnte. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorstellen zu können, wie das Kind einer expansiv veranlagten Königsfamilie, welches seine ganze Kindheits- und Jugendzeit ständig mit Begriffen wie Macht, Sieg, Ehre, Genealogie, Inferiorität der Nachbarländer und ihrer Anführer zu einer größenwahnsinnigen Einstellung geformt wird. Das Leben Hunderttausender hat für so jemanden womöglich tatsächlich weniger Wert als der „Heilige Sieg“; wahrscheinlich ist er von der Richtigkeit des Überfalls auf das Nachbarland subjektiv überzeugt. Sein Zwillingbruder wird aller Wahrscheinlichkeit nach einige ähnliche Charakterzüge aufweisen, wie zum Beispiel Extrovertiertheit oder Introvertiertheit, Mut oder Feigheit, wenn er aber nicht im Palast, sondern in einem Kloster aufgewachsen ist, kann er zu einem Retter und Märtyrer werden.

Wir nähern uns jetzt immer mehr denjenigen Themen, die mich zum Schreiben der „Briefe“ motiviert haben. Wir Menschen können unglaublich edel, aber auch unglaublich barbarisch handeln. Das barbarische Handeln steht meistens im Dienste eines Machtkampfes, typisch für alle Spezies mit hohem Anteil an Rivalität. Und wir können unsere Kinder und dadurch die Welt, in der sie leben werden, entscheidend beeinflussen, indem wir sie zwar unbewußt, aber systematisch formen.

Es bleibt nur noch die Frage, ob wir es auch tun und insbesondere in welche Richtung. Da meine Söhne zur Zeit, als ich mich mit diesen Themen befaßt habe, gerade zu jungen Männern heranwachsen, verfolgte mich ständig die Frage, ob sie später zu den Mißhandelten, zu den Rettern oder vielleicht sogar zu den zum Bösen Verführten gehören werden. Das war Grund genug, aufmerksam zu beobachten, in welche Richtung sie durch unsere Gesellschaft und ihr soziales Gefüge gelenkt werden.

Dieses Thema allein würde ein Buch füllen. Offiziell predigen wir die Moral und das Gute. Ich befürchte aber, daß wir unterschwellig unseren Kindern vieles vermitteln, das ein Nährboden für Prägungen ist, welche böse ausarten können. Diese These kann ich nicht wissenschaftlich beweisen und will sie hier auch nicht lange behandeln. Zu dieser Ansicht kam ich einfach, indem ich die „psychosoziale Suppe“, in der unsere Kinder aufwachsen, auf Bestandteile geprüft habe, die nach „Pfauenrad-, Rattensippe- oder Gänsegesellschaftssyndrom“ rochen.

Aus den vielen Beobachtungen hier vielleicht ein paar unsystematisch gewählte Beispiele:

Wir loben Teamfähigkeit, Kollektiv und Zusammenarbeit, belohnen aber bereits in der Schule individuelle Überlegenheit. Viele Lehrer verteilen Noten nicht nach dem angeeigneten Wissen und nach Beherrschen des vorgeschriebenen Lehrstoffes, sondern nach dem relativen Abschneiden im Vergleich zu den anderen Schülern. Für viele Eltern steht im Vordergrund, daß es die Kinder „zu etwas bringen“, sprich gesellschaftlich besser dastehen. Vielleicht könnten sie sich auch mal für die Seele der kleinen Menschen interessieren und nicht nur dafür, ob die Schulaufgaben auch brav gemacht wurden.

Wir verurteilen Kriege aus der nahen Vergangenheit, pflegen aber Geschichte in Bewunderung der siegreichen Oberhäupter darzustellen. Um ein Beispiel ohne aktuelle Empfindlichkeit zu wählen, gehört Alexander der Große zu den Großen, weil er viele Kriege „gewonnen“ hat. Die Kriegsoffer und das Volk der eroberten Länder haben es aber wahrscheinlich anders empfunden. In einer Studie wurde anhand des vorhandenen historischen Materials eine Diagnose der Persönlichkeit von Alexander ausgearbeitet, mit dem Resultat, daß er wahrscheinlich an Paranoia litt. Es wäre korrekter, ihn Alexander den Kranken zu nennen und zu zeigen, wie gestörte Anführer die halbe Welt in Krieg und Elend stürzen können.

Laut Lippenbekenntnis streben wir Gleichberechtigung von allen an, diese sieht aber einer Gänsehierarchie verdächtig ähnlich. Wenn zum Beispiel jemand aus den reichsten Schichten stammt, wird er immer mehr Geld besitzen, auch wenn er nichts tut oder bezüglich seiner realen Qualitäten zu den unfähigeren „Gänsen“ gehört. Klatschzeitschriften werden ihn trotzdem als Prominenten abbilden, und andere Gänse werden es lesen und in Bewunderung über die Millionen sprechen, die bei seiner Hochzeit ausgegeben wurden. Die lesenden Gänse kommen nicht einmal auf die Idee, daß das Geld durch ihre eigene Arbeit erschafft wurde. Oder daß es hier eigentlich nicht viel zu bewundern gibt und daß es in der Welt von hervorragenden Künstlern, Denkern oder Wissenschaftlern wimmelt, die etwas Echtes geleistet und auch einiges Wertvolle zu bieten haben.

Vielleicht haben diese Beispiele nicht überzeugt. Dann bleibt dem Leser nichts anderes übrig, als solche Beobachtungen selber anzustellen. Ich wollte meinen Söhnen Denkmaterial liefern, das den in meinen Augen zu einseitigen gesellschaftlichen Vorstellungen etwas entgegensetzen würde. Weil ich das Gefühl hatte, ziemlich einsam gegen eine Flut von Einflüssen zu kämpfen, wollte ich meine Argumente pointiert darstellen und ein Buch der Übertrei-

bungen schreiben. Als ich dann fertig war, schien es mir dann aber gänzlich an Übertreibungen zu fehlen. Nun, das mag jeder beurteilen, wie er will.

Den Empfänger eigener Briefe zu bitten, er solle sie doch zuerst grammatikalisch korrigieren und erst dann lesen, ist eigentlich nicht üblich. Ich habe diese ungewöhnliche Bitte trotzdem an meinen Sohn Eric gerichtet und bin mit dem Resultat sehr zufrieden. Zunächst habe ich so sichergestellt, daß sie mindestens von einem Menschen gelesen wurden. Weiter fand ich die Grundidee nicht schlecht und möchte alle Leser ermutigen, das Buch für sich inhaltlich zu korrigieren. Vor allem haben aber meine Briefe dadurch extrem gewonnen. Seine Umformulierungen haben nicht nur die Lesbarkeit, sondern auch die Prägnanz erhöht, wofür ich mich hier herzlich bedanken möchte. Ich freue mich auf seine Briefe.

ERNSTES KAPITEL

oder über böse Gesetze, die walten

Ich glaube, daß ich über viele Situationen im Leben lachen kann. Auch wenn ich dabei selbst die Rolle des Hampelmanns spiele. Weiterhin glaube ich, daß mein Glossieren von lustigen Situationen, welche durch andere verursacht werden, eher den Charakter von gutmütigem Lächeln hat und keineswegs ein böses Auslachen ist. Sogar bei ernsten Themen, wie Nationalismus, Weltpolitik und Friedensverhandlungen, stelle ich fest, daß mir die Berichte über diese durchaus ernsten Angelegenheiten manchmal fast „spaßig“ vorkommen. Ich möchte dies anhand eines Beispiels demonstrieren.

Nehmen wir an, ich würde mich entscheiden, wieder einmal Zeitung zu lesen. Nanu, da wird in einem ausführlichen Artikel auf der ersten Seite über die wichtige Tagung einer Kommission für Abrüstung berichtet. Ein Uneingeweihter, ein Greenhorn der großen Politik sozusagen, müßte da jubeln und Luftsprünge machen, endlich wird dasjenige Thema behandelt, welches allen am Herzen liegt. Allerdings müßte so ein Anfänger nach dem ersten Lesen des Artikels unweigerlich zum Schluß kommen, die Redaktion habe die Überschrift verwechselt oder es seien sonst auf unerklärliche Weise Begriffe wie Kommission und Abrüstung in einen Artikel über sinnlose Streitereien eines Vorstadtvereins geraten. Und doch: unglaublich, aber wahr, das zweite Lesen läßt (leider) keinen Zweifel übrig. Es wird tatsächlich eine Versammlung beschrieben, zu der Delegierte aus der halben Welt angereist sind. Sie haben auch ihre entsprechenden Fahnen mitgebracht und große Worte an noch größere Glocken gehängt. Nun muß aber wirklich jeder auf den Inhalt und die Resultate der Tagung neugierig sein. Doch jetzt kommt's: Der Inhalt der Tagung bestand in dem Versuch der Delegierten, einen Konsens darüber zu erreichen, ob sie sich ein weiteres Mal treffen sollen! Das ist alles. Erst wenn sie das nämlich wüßten, so werden wir belehrt, könnten sie bei der nächsten Zusammenkunft mit ersten Vorschlägen beginnen, wer dabeisein soll, wenn sie sich das übernächste Mal treffen werden, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich auch nächstes Mal einigen können, sich ein übernächstes Mal zu treffen.

Der Kommentator verbrauchte dreiviertel seiner Kräfte und überstieg das Zehnfache meiner Geduld mit einer Analyse, welchen Einfluß es auf den weiteren Verlauf der Verhandlungen haben könnte, wenn bereits beim übernächsten Mal das angeblich heikle Thema der Teilnehmer angeschnitten werden sollte. Zugegeben, als Leser des Artikels war ich beeindruckt, wie weit die Folgen einer scheinbar so einfachen Entscheidung reichen. Die packende Darstellung des Autors war gespickt mit Namen und Funktionen, es wurden auch geheimnisvolle „gewisse“ Kreise erwähnt. Einem politischen Insider war damit offensichtlich alles klar. Allerdings drehten sich alle Folgen dieser Entscheidung immer nur um die Politiker selbst. Etwa im Sinne, daß wenn X eingeladen wird, dann kommt er nur, wenn auch B dabei ist, was aber klar zu einer Absage von A führen würde; und wenn sich Y nicht im voraus mit Z abspricht, dann ist eh alles im Eimer; weil ja alle wissen, dass B mit Z erst dann spricht, wenn er weiß, daß A nichts dagegen hat! Sollte nun aber D erfahren, daß B sich mit Z geeinigt hat, wäre zu erwarten, daß er (D) gegen die Anwesenheit von X stimmen wird. Etwa in diesem Stil, aber natürlich noch viel komplizierter.

Ein bißchen verwunderlich war, daß im ganzen Artikel nicht einmal das Wort Abrüstung gefallen ist, sämtliches Geschehen hat sich auf der Ebene von Namen und deren Verknüpfungen abgespielt. Wie ich inzwischen weiß, ist es um andere politische Verhandlungen ähnlich

bestellt, so daß solche Tagungen ohne weiteres mit Wahlkampagnen verwechselt werden könnten. Ich frage mich im stillen, ob die Kommentatoren tatsächlich immer wieder neue Berichte verfassen oder ob sie schlau genug sind, einen alten Text aus dem Vorrat zu ziehen und einfach mit den aktuellen Namen zu versehen. Nun, wie der Artikel auch immer entstanden ist, mich hat er an Intrigen am Hof eines mittelalterlichen Königs erinnert, kombiniert mit Machtkampfdrohungen im Mafiavorstand und abgeschmeckt mit einer Prise von Kafkas Alpträumen. Die komplexe Analyse gipfelte in der blendenden Feststellung, es sei sowieso äußerst unwahrscheinlich, daß das Thema der Teilnehmer in absehbarer Zeit überhaupt vorgeschlagen wird. Übrigens konnten sich die Delegierten auch nicht einigen, ob sie sich doch nochmals treffen wollen, und mußten nach zwölfstündiger Arbeit das Thema vertagen. Die Atmosphäre war ausgesprochen freundlich, und alle Teilnehmer brachten ihre Bereitschaft zum gegenseitigen Entgegenkommen zum Ausdruck.

Die Vorstellung, wieviel Tagungen notwendig sein werden, um das Problem der Teilnehmer zu klären, gefolgt von der Frage, wann das Zusammentreffen stattfindet, verbunden natürlich mit der delikaten Angelegenheit, auf welcher Ebene der Staatsmännerhierarchie dies geschehen soll und dann vielleicht auch die Schwierigkeit, worüber man eigentlich diskutieren wird, was allerdings zu der Notwendigkeit führen könnte, die Frage der Teilnehmer neu zu überlegen, das alles weckt den Eindruck, solche Gremien könnten unmöglich je zu einem Entscheid kommen.

Dem ist aber nicht so, bereits der nächste Artikel in der gleichen Zeitung beweist es. Mindestens einmal muß es zu einem Abkommen gekommen sein, weil wir hier nachlesen können, daß ein vor fünf Jahren abgeschlossenes Abkommen vom Land X während der letzten fünf Jahre noch kein einziges Mal eingehalten wurde.

Ganz nüchtern betrachtet, ist es eine Zumutung, der Weltbevölkerung Spiele auf dem Niveau streitender Kinder als ernsthafte und wichtige Verhandlungen unterzujubeln. Einige mögliche Reaktionen auf diese Frechheit wären Fluchen, Toben, Resignieren, Weinen oder selber In-die-Politik-Gehen. Ich wähle in der Regel das Lachen. Das In-die-Politik-Gehen reserviere ich mir für ein späteres Kapitel.

Dieses scheinbare Selbstlob über meine Fähigkeit, auch über ernste Dinge zu lachen, hatte eigentlich gar keine Selbstbeweihräucherung bezweckt. Es sollte nur als Kontrast zu jenen Themen dienen, bei denen für mich der Spaß aufhört. Dazu gehören zum Beispiel Terrorismus, die Zunahme von working poors, an Jugendliche gerichtete Werbekampagnen für das Rauchen oder die bösen Gesetze, die in unserer Welt walten. Karl Marx würde vielleicht sagen, alles stehe in einer Wechselwirkung mit allem, und somit hängen zum Schluß wohl auch diese Themen zusammen.

Unter bösen Gesetzen verstehe ich einen sehr breiten Themenkreis, der in der Bierstube in der Regel so um Mitternacht eröffnet wird, über Kriege, Aufrüstung, Erfolge der Tagung der Kommission für Abrüstung, Unterdrückung der Menschenrechte etc. Kurz: über den traurigen Zustand unserer Mutter Erde und die Gründe dafür. Das Erstaunliche an solchen Diskussionen ist, daß die Ursachen der Mißstände mit geradezu absoluter Sicherheit bekannt sind. Ebenso erstaunlich ist, daß aber jedes Gremium, ja jeder Redner die Ursachen wohl absolut sicher, aber anderswo sieht. Somit haben wir fast so viele absolut sichere Wahrheiten wie Redner. Einige weniger, denn es gibt auch ein paar gemeinsame Lieblingssündenböcke wie Kommunisten, Juden, Bewohner von Nachbarländern und Ausländer überhaupt. Somit wird jeder Diskussionsteilnehmer zum Richter, mit recht hoher Wahrscheinlichkeit aber (an einem anderen Stammtisch) auch zum Verurteilten, und das vielleicht sogar mehrfach.

Wird das Urteil beim Wein statt beim Bier gefällt, dann befinden wir uns womöglich in einer Gesellschaft von Intellektuellen, und dort gehört es zum guten Ton, noch einige einviertel-selbstkritische Ursachen alles Bösen hinzuzufügen, wie die dem Menschen innewohnende Feindseligkeit, die „gesunde“ Notwendigkeit eines aggressiven Verhaltens, die sexuelle Frei-

heit oder die Unterdrückung sexueller Freiheit. Immerhin bleibt auch hier ein gemeinsamer Nenner, alles kann auf ein gewisses Etwas zurückgeführt werden.

Das Thema der bösen Gesetze wird aber nicht nur in vergnüglichen Diskussionsrunden behandelt, sondern wird auch an ernstesten wissenschaftlichen Schreibtischen unter die Lupe genommen. Es scheint mir, daß von vielen solchen Versuchen Karl Marx eine der überzeugendsten Erklärungen gegeben hat. Er schrieb den waltenden Gesetzen einen ökonomischen Charakter zu (jedenfalls wurde er durch die „marxistischen“ Wissenschaftler des Ostblocks auf diese Weise interpretiert). Eine ganz bestechende Idee, der ich aber gerne ein bißchen auf den Zahn fühlen möchte.

Frei nach dieser Ideologie, mußte der Sklavenbesitzer eigentlich gar kein brutaler Sadist sein. Seine Sklaven stellten für ihn ein völlig legitimes Mittel zur Vermehrung seines bisherigen Besitzes dar. Wenn die Sklaven freiwillig für ihn arbeiteten, mußten sie ja nicht angetrieben oder gar schlecht behandelt werden. Nun paßte aber die Lebensaufgabe, den Besitz ihres Besitzers zu mehren, nur einigen wenigen Sklaven, der Rest rannte bei der ersten Gelegenheit davon. Das paßte wiederum dem Besitzer nicht, und die Sklaven kamen an Ketten. Zu Beginn war der Sklavenbesitzer von dieser Lösung hell begeistert, und sein Vermögen nahm weiter zu. Dummerweise gewöhnte sich aber der Reiche daran, reich zu sein, er gewöhnte sich sogar daran, immer reicher zu werden. Es konnte ihn höchstens noch begeistern, noch schneller als vorher, noch reicher zu werden, vor allem aber schneller als sein Nachbar reicher zu werden. Möglicherweise traute er sich auch einfach nicht, langsamer reich zu werden als seine lieben reichen Kollegen. Immer wieder hörte man unangenehme Gerüchte, nach denen Reiche, von Noch-Reicheren geschluckt worden waren. Also mußten die Sklaven schneller arbeiten. Aber diese Ignoranten waren offensichtlich unfähig, sich für solche höheren Ziele einzusetzen, und schleppten sich trotz kreativster Überzeugungsmittel unmotiviert in der Gegend herum. Die Antreiber behaupteten, es sei wegen der zu schweren Ketten. Der Fall war klar, der Menschheit drohte, wie das auch in Zukunft noch öfter der Fall sein sollte, die Gefahr einer wirtschaftlichen Stagnation. Dafür konnte und wollte die herrschende Schicht die Verantwortung nicht übernehmen. (Auch das sollte sich in Zukunft wiederholen.) Was blieb also übrig, als die Sklaven dazu zu bringen, schneller zu arbeiten? Es mußten leichtere Ketten entwickelt werden, ohne aber die Sklaven auf die Idee zu bringen, ihre Pflichten zu vernachlässigen.

Diese Aufgabe wurde genial gelöst, indem die Sklaven überhaupt keine physikalisch existierenden Ketten mehr trugen, trotzdem aber vollkommen unter Kontrolle der Sklavenbesitzer blieben. Wenn diese nämlich das ganze Land zu ihrem Eigentum erklärten, besaßen sie damit auch sämtliches vorhandene Brot. Auf diese Weise hatten sie auch alle Sklaven bequem in der Hand, weil diese es nicht lange ohne Essen aushielten. Dazu kam noch eine ganze Menge von solchen, die bisher zwar noch nicht versklavt waren, aber kein Land besaßen und nun unter dieser schönen neuen Einrichtung zu einer neuen Art Sklaven wurden. Der Landbesitzer mußte die Sklaven nicht mehr überwachen, weil diese nicht fliehen konnten, respektive nicht wußten, wohin sie hätten fliehen sollen. Zudem konnten sie ohne Ketten besser arbeiten. Das taten sie auch, weil ihnen der Landbesitzer fast die ganze Ernte wegnahm. Wer nicht verhungern wollte, mußte eben härter arbeiten.

Diese Einrichtung wurde dann Feudalismus getauft und funktionierte bestens, zumindest für die Landbesitzer. Das Anhäufen von Reichtum lief wie am Schnürchen; den neuen Sklaven gegenüber konnte man sogar behaupten, sie würden ja eigentlich für sich selber arbeiten. Sich zusätzlich noch für den Herrscher anzustrengen, sei ja nicht einfach als Pflicht, nein, vielmehr als Ehre anzusehen!

Trotzdem kamen wieder Zeiten, in denen auf diese Art aus den Reichtumsvermehrern nicht mehr genug herausgeschlagen werden konnte. Außerdem brachte die fortschreitende Technisierung neue Quellen von Reichtum: die Herstellung von Gegenständen. Skandalös war allerdings, daß diese auch ohne Landbesitz produziert und dann gegen Brot getauscht werden konnten. Diese wunderschönen, so leicht zu tragenden und bisher zuverlässigen Ketten

versagten, und der Beruf des Adligen war bedroht. Wer sollte jetzt den Reichen ihren Besitz mehren? Und überhaupt war es gegen Gott und die Natur, die reinste Anarchie.

Aber die waltenden Gesetze, auch in der Marxschen Auslegung, hielten die Sache fest in der Hand. So wie das Brot ohne Land nicht hergezaubert werden konnte, ließen sich auch Gegenstände nicht ohne entsprechende Ausrüstung herstellen. Die schlaueren Landbesitzer wurden schnell zu Fabrikanten, die dummen Stolzen wurden arm und durch die neue Kaste der Produktionsmittelbesitzer ersetzt. Aus den unterdrückten Bauern wurden ausgebeutete Arbeiter. Und Karl Marx macht eine neue Überschrift: Kapitalismus.

Die Welt war für die kontrollierenden Schichten wieder in Ordnung, wer etwas besaß, besaß immer mehr. Wer nichts besaß, vermehrte den Reichtum der Reichen. Das Besitzen gewann sogar neue reizende Nuancen. Früher sammelte man Land, vielleicht konnte man noch mit der Anzahl Versklavter protzen. Jetzt eröffneten sich neue verlockende Möglichkeiten, der eine konnte Kleider herstellen und reich werden, ein anderer wiederum stellte nun Kanonen her und wurde auch reich, man konnte sogar reich werden, ohne etwas zu produzieren, einfach indem man schon vorhandenes Geld herumschaukelte. Die Reichtumsvermehrung wurde, wie auch bei den früher bewährten Systemen, perfektioniert, die Armen wurden – so Marx – tüchtig ausgebeutet.

Anhand der Marxschen Theorie könnte man tatsächlich viele der waltenden Gesetze erklären. Sogar unsere Kommission für Abrüstung kann so genauer beleuchtet werden. Natürlich sind die Delegierten dort nicht unbedingt raffinierte Kriegsanhänger, welche die Idee der Abrüstung vorsätzlich boykottieren. Ich selber glaube, daß die Mehrheit von ihnen sogar mit Enthusiasmus und Begeisterung in die Kommission eingetreten ist. Ich hoffe, mein Glossieren des Zeitungsartikels ließ nicht den Eindruck entstehen, ich würde die Schuld für den miesen Zustand der Tagung den beteiligten Individuen in die Schuhe schieben. Sie haben die Unfähigkeit ihrer und ähnlicher Kommissionen nicht absichtlich erfunden und eingeführt, diese Unfähigkeit wird durch die waltenden Gesetzen bedingt. Auch die Bürokratisierung, die in diesen Kreisen pathologisch wuchert, ist kaum das primäre Ziel derer, die sie verursachen. Im Falle der Gremien mit Überschriften wie Frieden und Abrüstung würde ich sogar meinen, sie blasen sich auf, eben weil sie ihre Anliegen vorwärtsbringen möchten, dabei aber nicht weiterkommen. Etwa wie ein Stausee oder wie lebende Wesen, die sich vor einem Hindernis ballen, so dicht, daß es für einige von ihnen ungesund wird. Wer will, denkt an Schafe, wer den Mut dazu hat, an Menschen.

Der geniale Karl Marx hat den Kapitalismus selber in seiner Anfangsphase erlebt und anhand der ihm verfügbaren Daten seine wissenschaftliche Theorie abgeleitet. Diese besagt, daß für die soeben skizzierte historische Entwicklung ein Faktor entscheidend ist: die Macht über die Produktionsmittel. Immerhin, eine bedeutend logischere Erklärung der waltenden Gesetze als die wirren Phantasien über geheime jüdische oder kommunistische Weltherrschaftskomplotte, die erstaunlicherweise nie ganz aussterben. Die Kommunisten kommen aber bald zu Wort, weil Marx meinte, wenn die Produktionsmittel in die Hände der Arbeitenden kämen, weiche jedes Leiden von uns, und wir landeten in einem sozialen Paradies namens Kommunismus.

Marx muß ein rührender Optimist gewesen sein, daß er sich durch sein Wunschdenken zu dieser (leider) utopischen Vorhersage verführen ließ. Vielleicht übersah er deswegen, daß das Prinzip des Ausbeutens selbst wichtiger ist als allfällige Veränderungen der Form der Ausbeutung.

Es ist nun aber höchste Zeit, daß ich mich bei Karl Marx für die ungetreue Wiedergabe seiner Ideen entschuldige. Es sei aber zu meiner Entlastung bemerkt, daß seine Lehre am meisten durch die selbstproklamierten Verwirklicher seiner Ideen entstellt wurde. Ähnlich wie die Lehre von Christus die Liebe zum Menschen als Grundlage hatte und eine bessere Zukunft schaffen wollte, strebte Karl Marx nach einer Befreiung des Menschen und nach seiner humanen Weiterentwicklung. Genauso wie das Kreuz als Vorwand für blutige Kriege miß-

braucht wurde, hat auch Marx' Name zu Legitimationszwecken gedient, um die Freiheit von Millionen von Menschen zu unterdrücken. Was ich halb ironisch glossiert habe, war also eher die bereits „modifizierte“ Marxsche Lehre.

Übrigens hat Karl Marx noch andere hervorragende Werke geschrieben, nicht nur das so oft zitierte „Kapital“, das „Kommunistische Manifest“ und andere politisch orientierte Werke. Es ist bedauerlich, daß er gerade durch die Arbeit berühmt geworden ist, die mit so katastrophalen Folgen mißbraucht wurde. Seine psychologischen Studien zeigen eine bemerkenswerte Weisheit, und ich möchte Euch empfehlen, sie zu lesen.

Nun aber zurück zu unseren bösen Gesetzen und der Marxschen, leider nicht erfüllten, Vorhersage. Natürlich haben wir heute leicht reden, da wir inzwischen wissen, daß die historische Entwicklung andere Wege als die von Marx vorausgesagten eingeschlagen hat. Vom heutigen Standpunkt aus könnten wir zumindest seine Theorie teilweise noch retten, wenn uns schon das versprochene Paradies verwehrt geblieben ist. Der Feudalismus stellte eine höhere Form der Ausbeutung als die Sklaverei dar, und der Kapitalismus war wiederum dem Feudalismus in dieser Beziehung überlegen. Eine vollkommener Form der Ausbeutung ersetzt also die vorherige. In dieser Auslegung ist dann die unter dem Namen Kommunismus laufende Einrichtung tatsächlich die bis jetzt am weitesten entwickelte Form der Ausbeutung, nämlich diejenige durch den Staat.

Wenn wir nun im gleichen Stil aus der „marxistischen“ Perspektive den historischen Abschnitt des Kommunismus glossieren würden, kämen wir etwa zu folgender Feststellung:

Der Besitz der Produktionsmittel konnte im späteren Kapitalismus immer weniger dem Zweck der Ausbeutung genügen, weil das System zu viele Löcher für die „Sklaven“ offen ließ. Sie fanden langsam Wege, wie sie sich Brot verdienen konnten, und das auch ohne die heiligen Produktionsmittel. Nicht alle, aber doch einige verkauften dann schamlos solche Scheinwaren wie Fähigkeiten, Kenntnisse, Beratungen, sogar Ideen und ähnliche Abscheulichkeiten. Sie nannten sich dann Ärzte, Konsulenten, Therapeuten, Künstler, Buchautoren und wer weiß wie noch. Das Schlimmste aber war, sie kamen ohne solides Besitztum durch. Für eine allfällige Starthilfe konnten sie zuerst wie normale (Sklaven-)Arbeiter Geld verdienen und nach Erwirtschaftung des benötigten Kapitals abspringen. Wie sollte nun ein armer Ausbeuter die alte Ordnung aufrechterhalten? Durch das Aneignen ähnlicher Kenntnisse und Fähigkeiten vielleicht oder gar durch besondere Arbeitsleistung? Pfui, wohin treibt die Welt eigentlich?

Zudem ereigneten sich auch noch andere merkwürdige Dinge. Die Technik, die so beeindruckende Möglichkeiten eröffnete und die Reichumsvermehrung so schön beschleunigte, spielte der herrschenden Klasse einen bösen Streich! In der Liste aller Herstellungsverfahren war die Brotbeschaffung jetzt nur noch ein ganz kleiner unbedeutender Posten. Zumindest in jenen Ländern, in welchen man noch innert nützlicher Frist Kapital vermehren konnte. Es genügte also gar nicht mehr, den Schlüssel zum Brotkasten als Kettenersatz in der Hand zu halten. Außerdem wurde so viel von allen möglichen und unmöglichen Sachen produziert, daß es immer schwieriger wurde, sie auch zu verkaufen. In einer nahezu perfiden Verwicklung ist es sogar enorm wichtig geworden, wieviel gerade die ausgebeuteten Schichten von dieser Ware kauften! Der Besitzer, ein Nachfolger der ehemaligen stolzen Herrscher, die einst über Leben und Tod ihrer Sklaven mit einem Fingerwink entschieden, ist plötzlich von seinen Ausgebeuteten teilweise abhängig geworden. Er konnte ihnen nicht mehr einfach so befehlen, was sie zu tun und zu lassen hatten, und vor allem konnte er ihnen nicht befehlen, seine Ware zu kaufen.

Es war für die Kapitalisten wirklich ein Glück, daß es ihnen gelang, vielen Ausgebeuteten die Lebensphilosophie der Ausbeuter einzupflanzen, den hohen Stellenwert von Haben, Kaufen und Besitzen nämlich. Trotzdem gab es immer mehr Menschen, die keine Ehrfurcht kannten und nicht mehr Waren, Geld und Besitztum nachrannten. Diesen Schichten konnte man mit Reichtum nur schwer imponieren.

Gemäß den Vorstellungen über die waltenden bösen Gesetze mußte wieder eine neue Einrichtung her. Wie wäre es mit einer erhöhter Überwachung durch Polizei, Militär und „zuverlässige Helfer“? Jede Gewalt der Kontrollierenden ist legalisiert, und dazu wird schöne Musik gespielt. Solche Methoden sind eigentlich nicht neu. Neu ist nur die Art des Maskierens einer unechten Machtstruktur mit Hilfe einer (nicht eingehaltenen) Diktatur der Arbeiterklassen. Und schon sind wir im östlichen Kommunismus des zwanzigsten Jahrhunderts.

Nun hat die Marxsche Theorie aber endgültig versagt. Die Produktionsmittel in den sogenannten kommunistischen Ländern sind theoretisch zwar in den Händen aller, zumindest sind sie nicht sichtbar in den Händen der Kontrollierenden. Es ist schwierig zu sagen, in welchen Händen sie sich wirklich befinden; vor allem aber scheint dies gar keine Rolle zu spielen. Denn die Ausbeutung selbst hat sich geändert. Natürlich bekommen die arbeitenden Sklaven nicht den Lohn, den sie wirklich verdient hätten, andererseits bereichern sich die herrschenden Schichten nicht direkt durch das Wegnehmen der von ihren Sklaven produzierten Güter. Die politische Prominenz lebt vielleicht materiell etwas besser als die Versklavten, aber der Unterschied ist nicht einmal so groß und als so besonders wichtig anzusehen. Die Sonderstellung zeichnet sich durch eine Summe von halbdurchsichtigen Vorteilen, toleriertem Mißbrauch von staatlichen Geldern und Diensten für private Zwecke und durch eine inoffizielle, aber sehr deutliche Machtposition aus.

Das Versagen der auf wirtschaftlichen Überlegungen basierenden Marxschen Erklärung der waltenden Gesetze ist eigentlich bedrohlich. Nicht daß ich eines der vorherigen Systeme verteidigen möchte, aber deren bisherige Entwicklung war in einem gewissen Sinne beruhigend. Wie schwer und brutal all die Sklaven auch ausgebeutet wurden, es war ein ständiger Fortschritt sichtbar. In materieller Hinsicht, vor allem aber im Grad der persönlichen Freiheit. Im Kapitalismus sollte ein armer Junge aus der Arbeiterklasse mehr oder weniger dazu verurteilt sein, lebenslang für seinen dicken Ausbeuter zu schuften. Historisch war es ihm aber beschieden, daß es ihm besser gehen würde als seinen Ahnen, und so konnte er die Hoffnung hegen, seinen Kindern werde es später noch etwas besser gehen. Aber lassen wir das Materielle für einen Moment beiseite. Warmes Wasser, Fernsehen und Autos können schließlich nur Begleiterscheinungen unseres technischen Fortschrittes sein. Aber auch die „quality of life“ eines armen Ausgebeuteten, seine Freiheiten aller Art hatten bisher ständig zugenommen. Gegenüber einem Sklaven in Ketten konnte er sich frei bewegen, er konnte wählen, wo er sich ausbeuten lassen wollte, und dabei Beruf, Land und Frau wechseln. Und er bekam immer mehr Freizeit, auch wenn ihm dort das System mit Reklame, Statussymbolen und unterschwelligem Manipulationen hineinfunkte.

So war es, ist es aber nicht mehr. Einige politische Systeme brachten einhergehend zu warmem Wasser und Autos eine derartige Versklavung der Bevölkerung mit sich, daß dies als ein deutlicher Rückschritt bezeichnet werden muß. Die Steigerung der napoleonischen, hitlerschen und stalinistischen Diktatur zeigt deutlich eine Abnahme der Freiheit des einzelnen und eine Zunahme des Bösen. Die Ketten der Arbeitenden mögen immer weniger sichtbar sein, und es gibt – in industrialisierten Ländern – immer weniger wirklich Hungernde. Aber dies ist eher das Resultat der technischen Errungenschaften als einer besseren sozialen Einrichtung. Kurz: Die historische Entwicklung folgt den Marxschen Gesetzen nicht! Diese Feststellung ist beunruhigend; für mich und für Euch. Sie hat mich angespornt zu überlegen, ob es andere böse Gesetze gibt, die unsere Welt beherrschen.

Ich glaube, es gibt mehrere, möchte aber besonders eine Kategorie davon mit aller Hartnäckigkeit verfolgen. Zuerst versuche ich zu erklären, wie die Gesetze dieser Art funktionieren, das „Warum“ und eventuell das „Was nun“ folgen später.

Betrachtet man die Entwicklung unserer Spezies, war die soziale Organisation unserer Ahnen auf einem hierarchischen Prinzip aufgebaut. Der Mann, der Affenmann oder das Männchen folgten während Jahrtausenden einem einfachen Ritual: Sie haben in einem Kampf versucht, eine möglichst hohe Stellung in der Sippe zu erreichen. Der Zweck war laut Darwin

klar und gut, der Stärkste solle sein Erbgut weitergeben, indem ihm die meisten oder alle Weibchen gehörten. Konrad Lorenz sagt uns, daß die Kämpfe trotz ihrer scheinbaren Bedrohlichkeit sehr selten einen tödlichen Ausgang nehmen. Die Erde hat gebebt, der ohrenbetäubende Lärm hat auf den Tribünen einen tiefen Eindruck hinterlassen, aber den Kampfplatz haben zum Schluß beide Kontrahenten zu Fuß verlassen. Der eine mit, der andere ohne Weibchen, aber ohne den Nonsens späterer Epochen, wie etwa „Mit dem Schild oder auf dem Schild“. Die Sieger waren verständlicherweise zufrieden, die Verlierer mußten sich mit dem Resultat abfinden, wobei es scheint, daß sie damit keine dauerhaften Probleme gehabt haben. Meistens sind sie Mitglieder der Gruppe geblieben, haben die Rechte, die ihnen zustanden, genossen und später manchmal ihr Glück wieder versucht. Phlegmatische konnten dem Kampf nur zuschauen, den Kopf schütteln und weiter nach den reifsten Bananen suchen. Eigentlich ein recht friedliches Bild. Und für den einzelnen war es am Ende eigentlich eine ganz beruhigende Einrichtung. Jeder wußte für sich selbst: „Ich bin größer, stärker oder bissiger als der Schwachsack hier und kann es mir und meiner Umgebung jederzeit neu beweisen. Das Monster da drüben hat mich zwar letztes Mal fast in ein Sieb verwandelt, aber wenn ich ihm rechtzeitig aus dem Weg gehe, muß niemand merken, daß ich ihn eigentlich meide.“ So entsteht eine Ordnung, die Lorenz so schön als „Hackordnung“ bezeichnet hat.

Die Eingliederung in ein soziales Gefüge hat somit zwei enorm wichtige Aufgaben erfüllt: Erstens hat es dem Individuum ein Bewußtsein der eigenen Fähigkeiten ermöglicht. Zweitens, und das ist vielleicht noch wichtiger, hat es die Angst des Nichtwissens nicht entstehen lassen.

Die weitere Entwicklung des Menschen führt zur Neubewertung der Darwinschen Fähigkeiten. Neben dem Beißen setzt sich langsam auch so etwas wie Denken durch. Inzwischen nennen wir uns (selber) Homo sapiens, und es wäre schade, wenn sich nur die Muskelprotze vermehren würden. Die Goliaths sind nicht unbedingt die schlauesten und die Davids nicht die stärksten. Jemand, etwas, Gott oder die allwissende Natur richtet es langsam so ein, daß einer mit einem überdurchschnittlichen Neuronenvorrat auch sein Weib hat, obwohl er es in einem Faustkampf weder gewinnen noch verteidigen könnte. Wie sich diese Weisheit durchgesetzt hat, ist für mich immer noch ein Mysterium. In einem der genialsten Werke unserer Erde, der Bibel, wird bereits geboten: Du hast das Recht, Dein Leben mit einer Frau zu teilen, aber Hände weg von der Frau des Nachbarn. Und keine faulen Tricks! (Es so zum Beispiel einzurichten, daß die Schöne da drüben nicht mehr die Frau des Nachbarn ist, weil es den Nachbarn nicht mehr gibt.) Schön und gut; ohne das alles würden wir wahrscheinlich noch in Baumkronen wohnen, aber was ist jetzt mit dem millionenmal bestätigten und bestärkten Instinkt der hierarchischen Eingliederung nach Stärke passiert?

Eigentlich kein Problem, denn die hierarchische Machtstellung der körperlichen Stärke könnte ja durch neuartige Hierarchien ersetzt werden, die andere, nun wichtigere Qualitäten hervorheben. Geschicklichkeit, Ausdauer, Fleiß, gutes Einvernehmen mit anderen Sippenmitgliedern, Scharfsinn, Intelligenz und Weisheit wären doch gute Kriterien für die neue Wertung der Anführer. Aber hier begegnen wir nun einer krassen Diskrepanz. Konkret würde das dann nämlich heißen, daß an der Spitze eines neuen sozialen Systems jeweils der fähigste Mensch steht, gefolgt von den leicht weniger Fähigen in einer gerechten Abstufung. Also müßte zum Beispiel der Pharao der fähigste Mann des Volkes gewesen sein. Sein Gefolge wäre dann entsprechend den ausgewiesenen hervorragenden Eigenschaften in die Hofhierarchie eingegliedert. Mutatis mutandis wäre später der König der Fähigste (beispielsweise die französischen Louis' des 18. Jahrhunderts!), und seine Hofberater sowie der Hochadel wären die nächstbesten. Eine solche Behauptung ist so weit von der Wahrheit entfernt, daß es lächerlich wirkt, die Folgen davon sind aber tragisch. In der Liste der Anführer, die laut diesem Schema die Fähigsten sein sollten, fehlen nämlich noch Hitler und sein SS-Stab respektive Stalin und sein Politbüro.

Was ist hier eigentlich schiefgegangen? Warum hat sich der Affenmensch und sein Nachfolger, der Anführer eines primitiven Stammes, damit zufriedengegeben, daß er momentan der

Stärkste ist? Er hätte die Schwächeren, oder mindestens einen Teil davon, auch umbringen können. Und auch die niedriger eingestuft Mitglieder der natürlichen hierarchischen Pyramide gaben sich zufrieden mit Schreien und Warnbissen. Warum gibt es bei dem modernen weis(s)en Menschen nicht mehr eine analoge friedliche Hackordnung, sondern Homicid und Genozid in den schrecklichsten Formen?

Es gibt viele Hypothesen zu diesen Fragen. Ich will sie hier nicht wiederholen, sondern möchte Euch sehr empfehlen, sie zu lesen. Durch die ständige Wiederholung von Terror in unserem täglichen Leben laufen wir Gefahr, uns an dessen Abnormalität zu gewöhnen. Eine Studie dieses Themas kann uns mindestens wieder einmal wecken: Mein Gott, da ist doch etwas nicht normal!

Meiner Meinung nach haben wir das echte Erlebnis unserer Fähigkeiten, welches ursprünglich durch eine direkte Kräftemessung bestätigt wurde, verloren. Dieses Gefühl ist aber essentiell für die individuelle und auch soziale Stabilität. Zudem entsteht durch den Verlust der Selbstsicherheit und das Fehlen des Vertrauens in die soziale Ordnung eine unbewußte Angst.

Ein Wesen fühlt sich gut, wenn es seine Kraft und Fähigkeiten spürt. Das gilt in der primitiven, gesunden sozialen Struktur nicht nur für die Bevorzugten, sondern für alle. Fast alle können sich als stärker einstufen als irgendein anderer Artgenosse. Auch der Allerletzte in der Sippe spürt immer noch die herrliche Kraft seines Körpers bei den Auseinandersetzungen mit der Natur, er kann klettern, fliegen, Nahrung finden oder erbeuten etc. Demgegenüber steht die schreckliche Angst beim Verlust dieser Wahrnehmungen. Ohne die Möglichkeit zu überprüfen, wie fähig ich noch bin, kann ich in Panik geraten; ich könnte nur noch so wenig können, daß es für mich bedrohlich wäre. Vielleicht passiert so etwas den Tieren in Gefangenschaft. Der Preis, den ein Raubtier für die regelmäßig und ohne jede Mühe erfolgende Fütterung zahlt, ist, daß es sich nicht mehr als fähiges Raubtier erlebt! Es kann ja seinen eigenen Wert nur an dem Leben und der Umgebung messen, die ihm zur Verfügung stehen. Für das Leben im Käfig braucht es fast nichts, also empfindet es sich nach gewisser Zeit als zu fast nichts fähig.

Auch eine Katze, die in einer Wohnung aufgewachsen ist (die Arme), kann nur die Fähigkeiten spüren, die sie mindestens einmal erlebt hat. Und das sind nicht viele. Herumlaufen, auf einen Stuhl springen. Höchstwahrscheinlich könnte sie auch auf Bäume klettern oder Mäuse fangen, nur kann sie so etwas gar nicht „wissen“, sie kennt sich selber nur als Tier, welches auf einen Stuhl springen kann. Eine solche Katze, ins Freie gebracht, gerät oft in fürchterliche, mitleiderweckende Panik, auch wenn ihr keine echte Gefahr droht. Sie kann ja nicht die innere Kenntnis haben, daß sie für diese Umgebung genügend gewappnet ist.

Wie ist es nun mit dem zivilisierten Menschen? Nicht anders, nur etwas komplizierter. Zuerst einmal hat sich der Wettbewerb bei der Mehrheit der Hominum sapientium in die neuen Fähigkeitskategorien verschoben. Wenn uns David bewiesen hat, daß das Treffen wichtiger sein kann als die Kraft, wäre es zu erwarten, daß seine Söhne sich eher in der Treffsicherheit üben und messen werden, als daß sie weiter Krafttraining betreiben würden. Sigmund Freud würde dies vielleicht als Sublimation bezeichnen; warum auch nicht, wenn es dem Zweck dient. Wenn ein glühend verliebter Dichter seinen primären Trieb in ebenso glühende Verse übertragen kann, dann sollte es auch möglich sein, die ursprüngliche Rivalität mit dem Anführer auf einer anderen Ebene als durch einen Faustkampf auszutragen.

Dies passiert auch täglich. Jeder Mensch kann in dem einen oder anderen Lebensbereich einen fairen Wettbewerb aufnehmen. Und er tut es auch, dafür können wir unzählige Beispiele sehen. Vom Krieg der Sänger auf der Wartburg bis zum Wissenschaftler, der seine Abhandlung mit der Einführung beginnt „Die Methode nach XY (sein Rivale) hat folgende Nachteile ...“. Solche Kontrahenten erwürgen ihren Gegner nur selten, und wenn sie verlieren, versuchen sie nicht durch eine Anzeige gegenüber der Geheimpolizei den nun zum ersten Geiger ernannten Konkurrenten zu beseitigen. Wenn sie es nämlich tun, dann gehören

sie in eine andere Kategorie. In die Kategorie der Machthungrigen, Kreaturen, die eine größere Macht zu erlangen versuchen, als ihnen durch ihre Fähigkeiten zusteht. Die weiteren Überlegungen gehen nun in diese Richtung.

Ein Tier ist mächtig, wenn es wirklich stark oder sonstwie fähig ist. Seine Macht ist echt, und seine hierarchische Stellung entspricht weitgehend dieser echten Macht. Der Mensch hat soziale Strukturen eingeführt, die auf anderen Attributen aufgebaut sind als auf positiven Fähigkeiten. Somit hat er eine unechte Machtstruktur erfunden, die oft in einer krassen Diskrepanz zum realen Fähigkeitsprofil ihrer Inhaber steht. Diese werden dann von einem bewußten oder unbewußten Gefühl der Machtlosigkeit oder Ohnmacht verfolgt. Deutlich ist das bei der Wahrnehmung eigener physischer Kräfte einzusehen, aber es wird sich bald zeigen, daß es auch für andere Fähigkeiten gilt. Der Pharao ist nicht der Mächtigste des Volkes, weil er der Stärkste oder Fähigste von allen wäre, sondern eben darum, weil er Pharao ist. Nun hat aber die Eigenschaft, Pharao zu sein, nicht die geringste Bedeutung in bezug auf eine konstruktive menschliche Fähigkeit. Ich sage nicht, daß kein Pharao je eine gute Fähigkeit besitzen habe. Er hat sie aber als Pharao, ähnlich wie die arme, in der Wohnung aufgewachsene Katze, vielleicht nie gebraucht und ist auch nicht deswegen Pharao geworden. Allerdings mußte er irgendwie auf den Thron kommen und sich dort gegen Putschversuche halten. Dies zu bewerkstelligen ist wahrscheinlich alles andere als einfach, aber das erfordert eher spezielle Fähigkeiten. Dazu komme ich später. Sollten Zweifel darüber entstehen, was nun echte Fähigkeiten sind und was nicht, schlage ich eine einfache Prüfregel vor: Man stelle sich den Wert dieser Eigenschaft vor, wenn man sich allein auf der oft zitierten einsamen Insel wiederfindet oder wenn man Geld und Position verloren hat und sein Leben neu gestalten muß.

Ich finde, die sogenannten Mächtigen haben eigentlich ein schreckliches Schicksal zugesprochen bekommen. Ein König hat ein Königreich und eine scheinbar unbegrenzte Macht geerbt. Eine künstliche Macht, die der Funktion „König“ zugeordnet ist. Ausgeübt wird sie von einem Menschen, der zu jenen gehört, die am wenigsten ihre echten Fähigkeiten erleben und üben konnten. Wenn wir eine Reihenfolge des natürlichen Selbstsicherheitsgefühles bei den Tieren aufstellen würden, dann wäre am sichersten und glücklichsten das Wildtier, das um sein Leben täglich kämpft und dank seiner Fähigkeiten immer wieder gewinnt. Je domestizierter ein Tier ist und entsprechend bequemer sein Leben verläuft, um so ärmer wird sein Erlebnis seiner Fähigkeiten. Ganz unten ist die Katze im warmen Zimmer mit ständig überfülltem Eßnapf. Auf die Menschen übertragen, erlebt sich am mächtigsten der Unterdrückte aus den niedrigsten Schichten, der täglich allen Widrigkeiten ausschließlich mit eigenen Kräften trotzt. Zuunterst in der Hierarchie einer natürlich verdienten Selbstsicherheit befindet sich der König. Nun verläuft aber die symbolische, unechte Machtstellung genau umgekehrt. Der innerlich Unsicherste ist oben und entscheidet über das Schicksal der Fähigeren.

Hier muß ich noch schnell einfügen, daß ich alle die Begriffe wie selbstsicher, sich als fähig erlebend etc. auf der unbewußten Ebene diskutiere. Der unfähige König kann sich an der Oberfläche selbstsicher benehmen, sich sogar als solcher in seinem bewußten Selbsterleben wähnen. Ich beziehe mich auf die unbewußten psychischen Strukturen, die ihm, ähnlich wie der Katze in der Wohnung, unbekannt sind und auch kaum je bekannt werden können.

Zurück zum armen König. Sein Königreich hat er wahrscheinlich geerbt, wobei er dazu keine Fähigkeit benötigt hat. Sollte er seine Position einmal verlieren, kann er sie durch eigene, von anderen Menschen unabhängige Aktivität nie wieder gewinnen. Bewußt oder unbewußt sieht er eine Menge stärkerer und fähigerer Leute um sich herum. Seine Position, die ihm inzwischen lebenswichtig geworden ist, basiert auf der leeren Eigenschaft, König zu sein. Fürchterlich. Wie gut muß sich im Vergleich dazu ein armer Unterdrückter fühlen, wenn er merkt, daß er besser ist als einige hierarchisch über ihm Stehende! Und daß seine Erfolge einzig und allein durch die ihm innewohnenden Eigenschaften zustande kommen! Ich hoffe, es ist klar, daß ich nicht von seinem Hunger und seinen Strapazen rede, sondern von sei-

nem inneren Gefühl des Selbsterlebens. Wenn hier also jemand im Dauerstreß und in Angst lebt, dann ist es der große König.

Leider haben Könige einen Weg gefunden, wie sie sich, wenn auch wieder auf eine unechte Art, die Illusion von einem Wettbewerb verschaffen können. Nicht durch einen ehrlichen Vergleich eigener Kräfte oder Fähigkeiten mit einem ihnen gewachsenen Gegner, sondern durch den Krieg mit einem anderen, in ähnlicher menschlicher Armut steckenden König. Der königliche Beitrag besteht dabei in der Regel, den Krieg anzustiften. Das Kämpfen und Sterben wurde im Sinne einer Arbeitsteilung an das Volk delegiert. Unter der königlichen Fahne wurden dann die normalen und gesünderen Menschen geschlachtet. Hatte der König „gewonnen“, so konnte das seine Misere trotzdem nicht mindern. Er hat gesehen, wie schnell einer ein Königreich verlieren kann. Zudem steht er jetzt an der Spitze einer noch größeren instabilen Pyramide.

Um das gefährliche Verhalten der machtlosen Machthaber besser zu verstehen, greife ich nochmals zu einer Analogie aus der Tierwelt. Anstatt einer Katze stellen wir uns einen Schimpansen vor, der in einer isolierten, in bezug auf intensivere Herausforderungen reizarmen Umgebung aufgewachsen ist. Dafür wird er gelehrt, eine Waffe zu gebrauchen, die deutlich den Kampfmitteln seiner Artgenossen überlegen ist. Und nun machen wir gedanklich ein Experiment nach Konrad Lorenz. Lorenz hat bei den hierarchisch lebenden Tieren versuchsweise ein in der Hackordnung tiefstehendes Individuum mit Hilfe raffinierter Tricks an die Anführerstelle gesetzt. Er hat eine „Krönung“ arrangiert und dann das Verhalten der Gruppe beobachtet. Ergebnis: Es hat funktioniert, das gekrönte Tier wurde nach gewissem Zögern als überlegen akzeptiert! Aber ich will nicht abschweifen und kehre zu dem Schimpansen zurück, mit dem nun das gleiche Experiment durchgeführt wurde. Könnt Ihr Euch die Tragödien vorstellen, die entstünden, wenn ein innerlich verunsichertes, teilweise auch echt unterlegenes Tier eine Horde von fähigeren Artgenossen mit einer Schußwaffe in Schach halten müßte? Für mich ist so eine Vorstellung nicht weit vom Bild eines in einer diktatorischen Hierarchie hochstehenden Menschen. Ich wage sogar zu behaupten, daß einige politische und militärische Figuren aus der Vergangenheit und Gegenwart stark an einen bewaffneten Schimpansen erinnern.

Jedes unverdiente Inanspruchnehmen einer Machtposition oder eines sozialen Vorteiles verursacht, logischerweise, ein entsprechend ungerechtes Beschneiden der sozialen Stellung oder eines verdienten Vorteiles der benachteiligten Schichten. In den unteren Stockwerken einer unechten Hierarchie sind dann vermehrt Leute zu finden, die auf einer tieferen sozialen Stufe postiert sind, als es ihren echten Fähigkeiten entspräche.

Bisher war die Rede von Pharaonen, Königen und bewaffneten Schimpansen. Sollte meine These der entarteten Hierarchien breitere Gültigkeit haben, müßte sie unter anderem auch die bisherigen historischen Epochen mindestens so gut erklären, wie es die Marxsche Theorie tun konnte. Mir scheint das so klar zu sein, daß ich es nur in einem Schnellverfahren überprüfe.

Bereits der Sklavenbesitzer konnte nicht durch seine eigene körperliche oder geistige Überlegenheit echte Macht über die Schar seiner Sklaven ausüben. Unter fairen Bedingungen vielleicht nicht einmal über einen einzigen. Er lebte trotzdem in der Stellung des Sklavenbesitzers, diese Funktion war seiner Person zugeordnet. Nur war die Bindung dieser Position an seine Person keineswegs durch seine Eigenschaften bedingt, und er mußte spüren, daß er der Eingliederung in seine Machtstellung nicht gewachsen war. Entsprechend groß war seine innere Verunsicherung und folglich sein Bemühen, die labile Situation zu festigen. Da ihm die rationalen Hintergründe seiner Situation wahrscheinlich nicht bewußt waren, versuchte er seine Position auf die einzige ihm bekannte Art zu sichern: durch eine weitere Steigerung seiner unechten Macht. Also noch mehr Sklaven, noch mehr Privilegien. Das machten übrigens alle seine feudalen, kapitalistischen und sozialistischen Kollegen auch so, aber dazu kommen wir später.

Den feudalen König haben wir bereits besprochen, so daß wir zum Kapitalisten überspringen können. Nichts prinzipiell Neues. Sein Kapital erbt er wahrscheinlich, anschließend vermehrte er es vielleicht. Als ein durch das Erbe reich gewordener Mensch gehörte er womöglich noch zu der Gruppe der Benachteiligten, weil er nur reduzierte Lebenschancen hatte, wie etwa die Zimmerkatze. Seine Machtstellung basierte auf dem Besitz von Produktionsmitteln, was in bezug auf eine echte Kraft oder Fähigkeit eine nichts bedeutende, leere Eigenschaft ist. Ein Verlust dieser unechten Eigenschaft hätte auch zum Verlust seiner unechten Macht geführt. Darum war auch irgendwo in einer gut versteckten Ecke seiner Psyche die äußerst beunruhigende Erkenntnis präsent, daß seine gegenwärtige Machtstellung in einer krassen Diskrepanz zu einer ihm reell zustehenden gesellschaftlichen Position stand.

Es gibt sie natürlich, die Selfmademen, die gerne als Beweis dafür angeführt werden, daß man durch eigene Fähigkeiten verdienten Reichtum erwerben und eine entsprechende Stellung als Kapitalist erreichen kann. Wir sind nun aber schon trainiert, die echten, an eine Person untrennbar gebundenen Ohne-Geld-anzufangen-Fähigkeiten zu erkennen. Der Anfang der Karriere eines Selfmademan konnte noch ein auf persönlicher Leistung bestehender Erfolg sein. Vielleicht arbeitete er in dieser Phase tatsächlich besser oder mehr als seine Schulkollegen und verdiente dadurch mehr Geld. Dies brachte ihn aber noch nicht in die Kreise der Reichtumsprominenz. Dazu müßte er sich zuerst die von Marx erwähnten Produktionsmittel anschaffen und eine Schar produktiver Menschen anheuern. Aus Ertrag, den diese erarbeiteten, bezahlte er die Löhne; einen ansehnlichen Teil davon hat er aber für sich behalten (sonst würde er nicht so schnell ein gefeierter Selfmademan werden). Die Milliarden, die er jetzt besitzt, hat er nicht direkt selber verdient. Oder anders gesagt: dafür, sie zusammenzuschaukeln, hat seine ursprüngliche Arbeitsleistung nicht mehr genügt. Dazu war eher eine andere Eigenschaft nötig; es nämlich so einzurichten, daß andere für ihn arbeiten. Er könnte das, wenn er dazu den Mut hätte, einfach überprüfen. Welchen Rang als Kapitalist würde er bekleiden, wenn er keinen Angestellten und kein Konto hätte? Man könnte einwenden, er habe vielleicht noch die Macht einer öffentlichen oder staatlichen Funktion. Aber das gehört in eine Kategorie, die erst besprochen wird.

Die Marxsche Theorie des Besitzes von Produktionsmitteln hat die soziale Entwicklung der vorkapitalistischen und der kapitalistischen Zeit zufriedenstellend erklärt. In diesen Epochen waren (oder sind) die Produktionsmittel tatsächlich das auffallendste und wichtigste Element für das Erreichen und Aufrechterhalten einer Machtposition. Marx hat auch korrekt den Umsturz von 1917 vorausgesagt. Die Polarisation „Herrscher – Unterdrückter“ erreichte zu dieser Zeit ein solches Ausmaß, daß es zu dem klassischen Sprung nach Marx kam. Sein berühmter Satz dazu heißt, „die Quantität verwandelt sich durch einen Sprung in Qualität“. Das heißt, wenn die Summe der unverdienten Machtgewinne der oberen Klassen den Toleranzwert der Unterdrückten übersteigt, kommt es zu einer Revolution. (Es ist interessant, die mehr als hundert Jahre alten Marxschen Gedanken heute in den modernen mathematischen Chaostheorien wiederzufinden. Gemäß diesen weisen Systeme, welche sich weit vom Gleichgewicht entfernen, die Tendenz zu einer sprunghaften Veränderung der Struktur und des Verhaltens auf. Soziale Entwicklung zeichnet sich auch durch Eigenschaften aus, die typisch für mathematisch definierte chaotische Systeme sind.)

Lenin und seiner Regierung stand damals eigentlich nichts im Wege, die Idee des Kommunismus zu realisieren. Persönlich glaube ich, daß sie es ursprünglich auch wollten. Laut Marx hätte es genügt, den Besitz der Produktionsmittel in die Hände der Arbeitenden zu überführen. Die weitere Entwicklung zeigte (leider) das Versagen dieser Theorie. Spätestens ab dem Ergreifen der Macht durch Stalin begann die Epoche der Diktatur. Ich versuche nun die Hypothese des Machtstrebens auf die neuere Entwicklung anzuwenden.

Ein auf dem Prinzip des Kommunismus basierendes Sozialsystem würde die Hierarchie der Besitzmacht abschaffen. Im Gegensatz zu den vorherigen Strukturwechsel bot aber die edle Idee des echten Kommunismus keinen Ersatz für das Einführen und Aufrechterhalten einer (unechten) Machthierarchie.

In der ganzen bisherigen Entwicklung tauchten immer, wenn ein System dem Erreichen von (falscher) Überlegenheit nicht mehr genügte, neue Wege auf. Ich glaube, daß dies selten eine bewußt geplante Aktion einzelner machthungriger Individuen war, diese erkannten ja die Prinzipien der waltenden Gesetze gemeinhin nicht. Ein Wechsel zu einem anderen System erfolgte ganz einfach dadurch, daß sie neue, für sie attraktivere Möglichkeiten entdeckt und genützt haben. Daß es sich dabei meistens um unbewußte Phänomene handelt, können wir am besten anhand der historischen Systemwechsel sehen. Die Inhaber einer Machtstellung haben eine solche Angst, ihre labile Position zu verlieren, daß sie die neuen, lukrativeren Möglichkeiten übersehen. Manchmal kämpfen sie in ihrer Panik verbissen gegen das neue System, ohne zu sehen, daß ausgerechnet dieses die Lösung ihrer gegenwärtigen Probleme beinhaltet. Wir erinnern uns beispielsweise an die Sklavenbesitzer und die antretenden Feudalisten oder den hoffnungslosen Kampf der Adligen gegen die Kapitalisten.

In der UdSSR, in China und anderen Ländern mit einer sogenannt „sozialistischen“ Staatsform kam dann eine neue Form der Machtstruktur. So neu war sie natürlich auch nicht, weil sie sich Methoden des Volksbeherrschens und der Ausbeutung bediente, denen wir bereits begegnet sind. Das Prinzip der unechten Machtausübung wurde lediglich neu eingekleidet; es folgte gewissermaßen einer neuen Modeströmung.

Wie immer nach einem Machtwechsel haben sich die Bedingungen zum Erreichen und Genießen einer unverdienten Machtposition schlagartig gebessert. Das staatlich totalitäre Regime hat sämtliche Mittel zum Ausüben von Macht in der Hand. Es ist hier ein typischer Zuwachs des Militärs, der Polizei und Geheimpolizei zu erkennen. Die Partei und die Ämter entfalten zudem eine starke undurchsichtige Macht. Die Machtausübung verzichtet weitgehend auf die bisherigen ökonomischen Unterdrückungsmittel, die für den Kapitalismus charakteristisch sind. Statt dessen greift das System wieder bedeutend mehr in die private Sphäre der Unterdrückten ein. So werden gläubige Menschen schikaniert, die Jugend wird in politisch orientierte Organisationen gepfercht, alle müssen eine politische Ausbildung über sich ergehen lassen etc. Der Druck entsteht nicht durch Gesetze, sondern indirekt über Manipulationen im persönlichen Bereich. Auch andere inzwischen selbstverständlich gewordene menschliche Rechte unterstehen jetzt einem langwierigen Bewilligungsverfahren. Bewilligung für das Studium der Kinder, für Reisen ins Ausland, Zuteilung einer Wohnung und unzählige andere Beispiele aus dem täglichen Leben, alles wird unter Kontrolle gehalten. Die meisten Entscheide müssen von mehreren Institutionen befürwortet werden; im tief korrupten System muß dabei der Weg zu der jeweils entscheidenden Person über eine Kette von komplex vernetzten Beziehungen gefunden und durch Gegenleistungen geebnet werden. So entsteht eine ausgiebige Quelle des Machtgefühls für eine große Anzahl Beamter auf den verschiedensten Stufen.

Hinsichtlich der Fähigkeiten der herrschenden Schichten bestätigt sich das Prinzip der Bekleidung einer künstlichen Machtposition. Auch hier ist eine Funktion an den Inhaber einer Stellung gebunden, keineswegs an seine menschlichen Qualitäten. Die Kluft zwischen dem Können und Dürfen ist womöglich noch größer als in den bisherigen sozialpolitischen Systemen. Für eine fast beliebig hohe Machtstellung im sogenannten Kommunismus ist auch ein beliebiges Maß an Unfähigkeit zulässig. Zur Ausübung einer Funktion in der Partei wird keine Ausbildung und auch keine andere Qualität benötigt. Die einzige Bedingung ist die Treue zum System und das Mitmachen beim Aufrechterhalten der Machtpositionen.

Die Verunsicherung der Machthaber ist dadurch, verständlicherweise, noch größer geworden. Massive Demonstrationen dieser Angst sind zum Beispiel das strenge polizeiliche Regime, die inoffizielle Einstufung von politischem Ungehorsam als das höchst bestrafte Verbrechen und schließlich die von Soldaten mit Schießbefehl bewachten Grenzen.

Um meinen „giftigen“ Übertreibungen treu zu bleiben, muß ich die Entwicklung der Diktaturen mit dem Decknamen Kommunismus als zu erfolgreich bezeichnen. Die herrschenden Schichten konnten ihre (falsche) Macht zu oft oder zu offensichtlich genießen, so daß der

Kontrast zu den Millionen der hingerichteten und Hunderten Millionen der schikanierten unterdrückten Menschen unstabil geworden ist. Das System entfernte sich zu weit vom Gleichgewicht, und es kam zu einem nächsten Sprung respektive Sturz; dem Sturz der Mauer und des ganzen Systems nämlich.

Konkret hat sich die Staatsform und die wirtschaftliche Struktur sprunghaft geändert, „Kommunismus“ wurde eifrig durch Kapitalismus ersetzt. Rußland und osteuropäische Länder sind dabei ein klassisches Beispiel dafür, wie eine Machtstruktur blitzartig durch eine andere ersetzt wird. Gerade höhnisch wirkt dabei die Tatsache, daß die (Schein-)Macht meistens in den Händen der gleichen Personen bleibt. Der frühere hohe Parteibeamte ist über Nacht und mit faulen Tricks zum Unternehmer und Millionär geworden. Die ehrlich verdienende Bevölkerung schuftet genau gleich wie vorher und ist manchmal noch so dumm, daß sie jetzt auf ihre Neureichen stolz ist.

In all dem sehe ich eine Bestätigung der Hypothese, daß dem Spiel, genannt soziale Entwicklung, der Kampf um das Erreichen einer (meistens unverdienten) Macht zugrunde liegt. Die „Mächtigen“ hätten davon am liebsten uneingeschränkt viel. Sobald sie aber die Befriedigung ihres Machthungers übertreiben, verschieben sie das System zu weit aus dem Gleichgewicht, und es kann zu einer Strukturveränderung kommen. Das Prinzip bleibt aber gleich.

Diese Theorie müßte auch für die Entwicklungen in der westlichen Hemisphäre gelten. Dort blieb das kapitalistische System erhalten. Vielleicht auch darum, weil während des Krieges auch in den angegriffenen Ländern eine Art legaler Diktatur eingeführt wurde. Militärische und wirtschaftliche Kreise erhielten eine erhöhte Befehlsgewalt, die aber von der Bevölkerung in der gegebenen Situation akzeptiert wurde. Das System wurde dadurch nicht zu weit aus dem Gleichgewicht gebracht.

Interessant ist auch die Entwicklung in der Nachkriegszeit. Vielleicht strapaziere ich hier meine Theorie der Machtstrukturen, wenn ich sie auch für die Erklärung von kleineren Nuancen verwenden will. Ich versuche es trotzdem. Fähige und produktive Angestellte haben für ihre Arbeit sukzessive bessere Löhne erhalten. Dafür konnten sie sich auch mehr Waren kaufen, das Wirtschaftsvolumen stieg, und in der Folge lief die Konjunktur an. In dieser Phase konnten eigentlich alle zufrieden sein. Den Angestellten ging es besser als vorher. Den Finanzmagnaten übrigens auch. Das kapitalistische Paradies! Gemäß meinen Theorien kann aber so was nicht ewig dauern, und ich befürchte, daß die erste Zeichen des Zischens einer Schlange zu hören sind. Wir werden auch aus diesem Paradies vertrieben werden.

Es handelt sich hier um eine zweite, gegenüberliegende Grenze, die den Raum einschränkt, in dem Systeme mit einer unechten Macht stabil bleiben können. Bei einer zu ausgeprägten Machtstruktur sind die herrschenden Schichten zufrieden und der Rest der Bevölkerung so weit unzufrieden, daß es zu einem Umsturz kommen kann. Wenn aber das Gefühl der (daß ich es nicht vergesse – unverdienten) Überlegenheit geschwächt wird, sind die „oberen Zehntausend“, vielleicht nur unbewußt, unzufrieden. Die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze beginnen dann mit der Zeit Änderungen zu infiltrieren, die eine Stärkung der „Starken“ bewirken. Ein System kann dann innerhalb der gegebenen Grenzen langsam oszillieren.

Sind irgendwelche diese Theorie bestätigende Zeichen sichtbar? Unter Anwendung der am Anfang dieses Buches angemeldeten Methode der Übertreibung ja. Vielleicht ist es nicht einmal immer eine Übertreibung, sondern bloß ein Hervorheben von bestimmten Fakten.

Aus dieser Perspektive sieht dann die Entwicklung des Kapitalismus in den sechziger bis achtziger Jahren wie folgt aus: Der Kapitalismus in der Zeit der Konjunktur hat sukzessive an der Fähigkeit, das Gefühl der Überlegenheit von Reichen aufrechtzuerhalten oder sogar weiter auszubauen, eingebüßt. Tatsächlich hat sich die soziale Situation der sogenannten unterdrückten Schichten in dieser Zeit dermaßen gebessert, daß die Machtillusion, die durch

Eigentum erreicht werden kann, deutlich geringer geworden ist. Die erschütternden Geschichten von hungernden, dem Kapitalisten völlig ausgelieferten Arbeitern gehören in den industriellen Ländern der Vergangenheit an. Von einer direkt spürbaren Macht kann keine Rede mehr sein. Auch der reichste Kapitalist kann heute dem ärmsten Arbeiter nichts anhaben. Der Reiche kann höchstens noch das Gefühl der materiellen Überlegenheit hegen und pflegen, aber auch dieses ist immer schwieriger aufrechtzuerhalten. Die meisten Luxusgüter sind bald für alle greifbar, und trotz aller Mühe ist die konsumorientierte Gesellschaft nicht in der Lage, schnell genug neue Verbrauchsware und Statussymbole zu kreieren. Wenn nun der Fabrikant 15 Autos besitzt und sein Angestellter nur eins, schlägt die Geste eher ins Lächerliche um, weil schließlich jeder beim besten Willen nur in einem sitzen kann.

Es verbreitet sich auch eine veränderte Einstellung zu Konsumgütern. Insbesondere die Jugend gibt immer deutlicher zu verstehen, daß sie neue Wertkategorien sucht. Ein Unternehmer, der seine Position auf Besitztum aufgebaut hat, wird anstatt mit Ehrerbietung mit der Frage konfrontiert: „Haben oder Sein?“ Nicht nur, daß ihm seine Machtstellung aberkannt wird, er bekommt sogar zu spüren, daß sich der Sein-Anhänger mit seiner Einstellung im Vorteil fühlt. Ein echter Sein-Anhänger empfindet dies zwar nicht als eine überlegene gesellschaftliche Einstufung, der Haben-Anhänger dagegen schon, weil zu seiner Lebensphilosophie die ständige Suche nach einem Überlegenheitsgefühl gehört. Dadurch hat sich die Situation sogar umgekehrt, der Machtstrebende fühlt sich als der Unterlegene.

Wenn es also im kapitalistischen System den breiteren Klassen der Bevölkerung relativ gut geht, wird die künstliche, auf dem Besitztum basierende Machtstruktur geschwächt. Die Entwicklung der gesellschaftlichen Formen besitzt offensichtlich eine Eigendynamik, verschiedene äußerliche Einflüsse können unerwartete Wirkung zeigen. Auffallend ist die Entwicklung nach dem Zusammenbruch der meisten „kommunistischen“ Systeme.

Das Ende der kommunistischen Ära scheint nämlich einen Einfluß auf den Kapitalismus in den USA und in Westeuropa auszuüben. Während des Kalten Krieges florierte überall ein mächtiges Militär. (Das Wort „mächtig“ ist hier im Sinne von „groß“ zu verstehen.) Dies schaffte unzählige Möglichkeiten, eine „Überlegenheit“ zu erleben. Interessanterweise ließ dabei die Besitztummacht nach. Die Bedingungen der produktiven Schichten der Arbeitenden haben sich dementsprechend ständig gebessert.

Da zwingt sich ein Vergleich mit den Naturgesetzen über Erhaltung von Masse und Energie auf. Wie wenn auch die Summe aller machtsüchtigen Bestrebungen über einen gewissen Zeitraum ungefähr konstant bleiben würde. Werden diese psychischen „Kräfte“ in einer Richtung kanalisiert, wo es ein ausreichendes Angebot an passenden Positionen gibt, entlastet es einen anderen Sektor des sozialen Gefüges, in dem es vergleichsweise mehr Mühe kostet, eine unverdiente soziale Stellung zu erreichen.

Sollten meine Hypothesen korrekt sein, wäre in den Zeiten relativen Friedens mit einem wieder „anziehenden“ Kapitalismus mit zunehmendem Kontrast „reich – arm“ zu rechnen, oder es steht dann eine neue „Machtform“ vor der Tür.

Neben der Militär- und Besitztumhierarchie setzt sich überall auch die bürokratische Hierarchie durch. Insbesondere die staatlichen Ämter und größeren Unternehmen sind von unnötigen, selbstzweckorientierten bürokratischen Apparaten durchwachsen. Bezeichnenderweise hilft es nichts, auf die Sinnlosigkeit der überdimensionierten Administration hinzuweisen. Die Parkinson- und Peters-Prinzipien werden zwar mit Schmunzeln zitiert, aber von den Inhabern einer Machtstellung nie auf sich selbst bezogen. Eine höhere hierarchische Position ermöglicht zum Beispiel Entscheide über fähigere Untergebene, über ihr Salär etc. und spendet somit ein (unechtes) Machtgefühl. Entsprechend unsicher fühlen sich dann die fachlich nicht mehr kompetenten Vorgesetzten und versuchen ihre Stellung durch geschicktes politisches Handeln zu festigen. Als „politisch“ ist hier die profanierte Bedeutung dieses Wortes gemeint. Durch die hierarchische Organisation kann somit eine größere Anzahl an deutlicheren Machtstellungen geschaffen werden als durch das gegenseitige Vergleichen von Be-

sitz und Statussymbolen. Dementsprechend ist auch zu beobachten, daß sogar die wirtschaftlichen Interessen einer organisatorischen Hierarchie zum Opfer fallen. Wenn immer nur die Ökonomie im Vordergrund stehen würde, könnten sich auch die großen Unternehmen die Ineffizienz der übertriebenen Administration nicht leisten. Im Vergleich dazu ist die Administration in kleineren Betrieben meistens noch gering, und diese Betriebe sind bekanntlich auch effizienter. Das ist verständlich, weil dort die Machtposition des Inhabers und des ihm angehängten Führungsapparats teilweise noch wirksam geblieben ist.

Auf der Basis der künstlichen organisatorischen Machtposition ist auch die Mehrheit der internationalen Gremien aufgebaut. Somit wird auch unser Zeitungsartikel über die Kommission für Abrüstung verständlich. Der fleißige Kommentator hat uns scharfsinnig den wahren Inhalt der Verhandlung vermittelt, nämlich eine Runde aus dem endlosen Machtkampf der Machtlosen. Wer an dieser Art Politik interessiert ist, könnte aus dem Artikel den aktuellen Stand der Hackordnung ablesen und Tendenzen für deren Verschiebungen abschätzen. Es könnte sein, daß in absehbarer Zeit eher X Bedingungen für seine Teilnahme stellen wird und nicht Y. Wie spannend!

Die Kategorie der Machtgierigen im staatlichen Apparat kann allerdings besonders gefährlich werden. Sie haben (leider) die Möglichkeit, ihre innere Unsicherheit durch die Abstützung auf militärisches Potential (unecht) zu stabilisieren. Sowie irgendein kleinkariertes Mitglied der „mittleren gehobenen Klasse“ seinen Minderwertigkeitskomplex durch einen überdimensionierten Wagen zu kompensieren versucht, braucht sein Kollege in der hohen Politik eine entsprechend wuchtigere Stütze für seine unheimliche Macht. Zum Beispiel so viele Waffen, um die ganze Erdbevölkerung siebenmal hintereinander vernichten zu können.

Die monströse Unnatürlichkeit der Situation wird deutlich, wenn wir uns vorstellen, welche Qualitäten ein Mensch haben müßte, damit er auf eine natürliche Art berufen wäre, über das Schicksal unserer Zivilisation zu entscheiden. Es müßte eine ungewöhnlich herausragende Erscheinung sein, etwa wie Christus oder Buddha, und falls diese doch keine Menschen waren, eine entsprechende Persönlichkeit, ein echter Supermensch. Das Erwähnen der wahren Großen zeigt uns auch sofort den Unterschied zu den unechten. Die wahrhaft Großen stellen nie eine Gefahr für die Mitmenschen dar. Sie waren nämlich wirklich mächtig, darum brauchten sie keine Macht zu demonstrieren. Nur die Schwachen sind gefährlich. Den Vergleich unserer Politiker mit einem echten Supermenschen lassen wir lieber beiseite.

Nun komme ich auf meine Beobachtung zurück, daß die soziale Entwicklung nicht von den wirtschaftlichen Gegebenheiten bestimmt ist. Leider verläuft unsere Entwicklung nicht immer nach vorne, in Richtung besserer Lebensbedingungen. Vielleicht ist jetzt meine Sorge um unsere Zukunft verständlicher und auch die Mühe, die ich mir gebe, den waltenden Gesetzen auf die Spur zu kommen.

Dazu zusammenfassend die erste These: Der natürliche Wettbewerbstrieb des Menschen diene in den primitiven Entwicklungsstufen zur Bestimmung einer Machthierarchie, die auf den echten Kampffähigkeiten basierte. Mit der fortschreitenden Zivilisation haben andere, handwerkliche oder intellektuelle Qualitäten eine größere Bedeutung gewonnen. Der Wettbewerb hat sich in seiner natürlichen Form in diese Gebiete verschoben und dient der Mehrheit „normaler“ Menschen als Möglichkeit, ihre eigenen Fähigkeiten zu messen beziehungsweise zu erleben. Eine gewisse Sorte Menschen dagegen hat einen übermäßigen, in der Regel unbewußten Drang nach Macht. Diese können sie mit Hilfe einer künstlich aufgebauten Hierarchie scheinbar erreichen, auch wenn sie keine reellen hervorragenden Eigenschaften besitzen. Die innere Kenntnis ihrer relativen Insuffizienz erzeugt eine unbewußte Angst und in der Folge die Tendenz, ihre labile Position durch den weiteren Ausbau der unnatürlichen Verteilung der Macht zu festigen. Die soziale Struktur ist dann durch die jeweils aktuelle Form der Aufrechterhaltung künstlicher Hierarchien gegeben.

So, das war ein langes, vielleicht etwas trockenes Kapitel. Wir haben aber dadurch viel vorgearbeitet, ab jetzt wird alles leichter gehen.

Mit meiner ersten These betrachte ich die waltenden Gesetze noch nicht als genügend erklärt. Ich will noch zeigen, warum das Machtstreben so maßlose Formen annimmt, wie es die Machtsüchtigen fertigbringen, den Rest der Bevölkerung zu ihren Zwecken zu mißbrauchen, und schließlich, was wir für unsere und Eure Zukunft tun können. Aber alles zu seiner Zeit.

POSITIVES INTERMEZZO

oder das Lob der echten Stärke

Meine Suche nach starken Persönlichkeiten begann schon im Alter, in dem man Märchen hört. Die Heldentaten der Prinzen haben eine so große Faszination auf mich ausgeübt, daß ich versucht habe, in der mich umgebenden Welt Äquivalente zu finden. Aber zu meiner großen Enttäuschung war das Leben meines Vaters und anderer Männer aus der Bekanntschaft zwar nicht einfach oder problemlos, offerierte aber wenig, zumindest für mich als solche zu erkennende Heldentaten. Nur einmal habe ich im Gespräch der Erwachsenen die Worte „... wir haben es kaum noch ausgehalten, ... es war der reinste Horror ...“ aufgeschnappt und gehofft, der große Augenblick sei gekommen. Mit klopfendem Herzen habe ich nach den Details gefragt und wurde mit der Antwort abgespeist, das sei nichts für Kinder. Mit einer Hartnäckigkeit, welche die Intensität meines damaligen Bedürfnisses widerspiegelte, habe ich ihnen die Information dann doch noch abgetrotzt. Zu meiner endlosen Enttäuschung hatte es sich aber bei den zu überwindenden Problemen nur um häßliche Intrigen im Büro gehandelt. Keine Spur von Heldentaten also.

Später habe ich bemerkt, daß ich nicht alleine auf der Suche nach starken Helden bin. Mir ist plötzlich aufgefallen, daß es sich bei großen Teilen der populären Literatur um Märchen für Erwachsene handelt, in der Regel mit genauso ausgeprägten Heldenfiguren ausgestattet wie die sogenannten Kinderbücher.

Jeder, der Memoiren schreibt (egal ob offen deklariert oder in verschleierter Form), sollte sich bemühen, jegliches Selbstlob wegzulassen, es sonst aber höchstens zwischen den Zeilen versteckt durchschimmern zu lassen. Ich bin nun aber so beeindruckt von meiner damaligen Ehrlichkeit mir selbst gegenüber, daß ich den guten Ratschlag geflissentlich ignoriere und mich mit unverhohlener Freude an meine jugendliche Entdeckung erinnere. Ich habe nämlich damals festgestellt und es mir auch eingestanden (ein kleiner, aber bedeutsamer Unterschied), daß ich mich öfter unsicher fühlte. Im Umgang mit den Schulkameraden, den Eltern und auch sonst. Meine Vorliebe für Heldenfiguren habe ich mir dann auch als die Suche des Schwachen nach etwas Starkem erklärt. Diese Beobachtung eines Zwölfjährigen sehe ich immer wieder bestätigt. Die Sehnsucht nach Stärke ist eine sehr verbreitete menschliche Eigenschaft.

Damit ich mich durch dieses Selbstlob nicht in ein unverdient gutes Licht stelle, gestehe ich, diese herrliche Fähigkeit der Ehrlichkeit mir selbst gegenüber später verloren zu haben. Seither muß ich immer wieder schwer um sie kämpfen.

Nun haben offensichtlich auch andere Suchende Probleme mit dem Auffinden wirklicher Persönlichkeiten. Es sieht so aus, als ob hier die Nachfrage das Angebot bei weitem übersteige. Mangels echter Helden werden dann äußerst durchschnittliche Sterbliche zu Helden erklärt, Filmstars zum Beispiel. Sie erwecken den Eindruck von Helden, mindestens auf der Leinwand, mit Hilfe einer Menge Tricks, Stuntmen und eines raffinierten Drehbuchs. Ob die Leute, die vor der Kamera imponierende Stärke vorspielen, selber Angst vor Mäusen haben, will der Zuschauer lieber erst gar nicht wissen. Auffallend dabei ist aber, wie sehr die Konsumenten an die zu Helden ernannten Schauspieler glauben möchten. Ich fürchte, es wird weniger über den Inhalt und den Sinn von Filmen geschrieben als über die Darsteller. Das geht so weit, daß die Kurzbeschreibung eines Spielfilms sich oft auf die Aufzählung der mitwirkenden populären Stars beschränkt. Dabei liegt (oder sollte zumindest) die Weisheit des

Stückes in dessen Inhalt; die Fähigkeit des Schauspielers, die Ideen des Autors „zur Schau zu stellen“, bleibt wohl ungeschmälert wichtig, ist aber nicht primär! Oder verfolgt das Stück vielleicht gar kein anderes Ziel, als die Stars in den vom Publikum gewünschten Heldenrollen zu zeigen? Doppelt genährt hält besser! Wo das Publikum durch die Actionheroüberdosis abgestumpft wurde, kommt der Starkult als Bonus dazu!

Übrigens kann der Hang zur illusorischen Stärke so intensiv sein, daß Leute unter diesem Einfluß ihr Urteilsvermögen verlieren. Ein tragischer Beweis dafür sind die „unschuldigen“ Anhänger einer Diktatur.

Nochmals zurück zu dem über die Märchenhelden staunenden Kind. Es war nicht schwierig, zu merken, daß das Heldentum in Geschichten durch ein systematisches Muster gekennzeichnet war. Das Muster war einerseits durchsichtig, andererseits aber unbegreiflich. In der Regel mußte der Prinz zuerst viele Strapazen auf sich nehmen, inklusive Kämpfen gegen Ungeheuer aller Art. Er hat schließlich unter dem Einsatz all seiner Kräfte gewonnen, daraufhin hat sich aber gezeigt, daß sein Sieg allein noch nicht genügte. Das Wichtigste nämlich stand ihm erst bevor, er wurde vor eine Wahl gestellt und mußte die richtige Entscheidung treffen. So war zum Beispiel noch nichts gewonnen, wenn er alle Hindernisse überwunden hatte und bis zum Feuervogel gelangte; wenn er ihn dann in den falschen Käfig steckte, war trotz der Heldentaten alles umsonst. Verglichen mit dem vorhergegangenen effektvollen Kampf, bei dem „die Erde erzitterte und die Sinne schwanden“, wirkt der Akt der Entscheidung recht unauffällig, fast banal. Und trotzdem: traf der Prinz die falsche Wahl, brach das Unglück über ihn herein. Auch hier war das Muster durchsichtig, er mußte praktisch immer eine eher ungewöhnliche und nicht die scheinbar naheliegende Alternative wählen. Goldene Käfige für Vögel, goldene Zügel für Zauberpferde und goldene Schlösser für Prinzessinnen, das war ein untrügliches Omen für verheerende Fortsetzungen. Die richtige Wahl war zweifellos der armselige, verrostete Käfig und das verschlissene Lederzaumzeug, welches unscheinbar in der Ecke lag.

Dann kam die nächste schicksalhafte Entscheidung, der Prinz mußte seine Auserwählte zwischen drei Jungfrauen erkennen. Da habe ich das Böse stets schon im voraus geahnt und befürchtet, er nehme wieder die im goldenen Kleid getarnte Hexe anstatt des bescheidenen Mädchens in Weiß mit den scheu niedergeschlagenen Augen. Als eifriger Märchenhörer und -leser habe ich mich dann gefragt, wieso der Prinz die richtige Lösung nicht wisse, er muß doch auch einmal ein kleiner Junge gewesen sein und Märchen gehört haben.

Nachdem man mir ein paar solcher Märchen hintereinander erzählt hatte, versuchte ich meiner Mutter klarzumachen, daß sie ihren goldenen Ehering sofort wegwerfen und durch einen eisernen ersetzen müsse.

Die Weisheit der Bescheidenheit in Märchen ist eigentlich überraschend, sind sie doch meist in geld- und goldgierigen Zeiten entstanden. Und trotzdem siegen meistens die Schneewittchen, die unauffälligen dritten Brüder und ehrlichen Hirten. Recht interessant ist auch ein Vergleich zwischen den scheinbaren und den wirklichen Fähigkeiten in den Märchen. So erwies sich das auf den ersten Blick schönste Pferd wiederholt nicht als das beste oder fähigste, sondern als das gefährlichste. Typischerweise war die unauffällige graue Stute in der vergessenen Ecke die mit Abstand beste Wahl. Haben die Autoren vielleicht etwas von den Prinzipien der waltenden Gesetze geahnt und bewußt oder unbewußt mit Hilfe der Märchen die Irreführung durch Statussymbole und falsche Machtträger bekämpfen wollen? Vielleicht.

Zugegeben, ich selber habe die Lehre aus den Märchen auch nicht immer befolgt. Noch heute weiche ich, wenn ich zum Beispiel ein Auto wählen soll, von der klaren Weisung der Märchen ab und nehme nicht das völlig verrostete aus der hintersten Reihe, sondern eines, von dem ich hoffe, meine Beine würden darin Platz haben. In die Situation, von drei Jungfrauen eine wählen zu müssen, komme ich leider zu selten. Als ich Euch dann Märchen erzählte, habe ich mich darum auf die bescheidene Feststellung beschränkt, daß nicht alles Gold sei, was glänzt.

Heute hoffe ich, daß Ihr, besonders nach dem Lesen des „ernsten Kapitels“ selber wißt, daß und wie man sich vor den Gefahren der goldenen Kälber und scheinbaren Helden hüten muß. Ich merke aber, daß ich den Themenkreis Entscheidungen in Märchen bei Euch vernachlässigt habe, und versuche dies noch schnell nachzuholen. Also:

„Nach einer langen Reise kam der Prinz in eine besonders gefährliche Gegend. Viele Reisende haben in dieser verruchten Gegend bereits ihr Leben verloren; keiner habe auch nur eine einzige Nacht allein im Freien überlebt. Einige schrieben die schrecklichen Ereignisse wilden Tieren zu, andere wiederum sagten, es töte hier eine böse Menschenhand. Der Prinz war sehr müde, und auch sein Pferdroboter brauchte unbedingt eine neue Atompille. Auf einen Knopfdruck hin klappte ein Bildschirm auf und offerierte folgende Information: ‚Nächstes menschenähnliches Wesen in Entfernung 20 Galoppminuten. Größe 2 Meter, Gewicht 120 Kilo, wildes Aussehen. Lebt in einer großen Höhle, welche aber recht bequem eingerichtet ist. Ernährt sich durch Jagd und Viehzucht. Bekannt unter dem Namen Urulli. Gemäß Bericht eines anderen Bewohners dieser Gegend, Mr. Kay, ist Urulli ein Kannibale und notorischer Mörder.

Zweites menschliches Wesen, Mr. Kay, Entfernung 30 Galoppminuten. Größe 165 cm, Gewicht 55 Kilo. Bewohnt eine Festung, umgeben von Minenfeldern und einem Hochspannungszaun. Muß eine einflußreiche Persönlichkeit gewesen sein, die Mehrheit der Eintragungen in der zentralen Datenbank über ihn sind gesperrt. Zur Zeit Präsident einer Gesellschaft für besondere Aufträge, nähere Angaben fehlen.’

Der Prinz nimmt mit Mr. Kay über das Holophon Verbindung auf. Ein Mann in prächtigem Kleid materialisiert in Miniaturform auf der Konsole und blickt mißtrauisch umher: ‚Wer sind Sie, wie sind Sie hierhergekommen, welchen Typ Kampfroboter haben Sie ... aha, die Prinzessin, (erleichtert) na, dann kommen Sie doch bitte zu mir, es würde mich außerordentlich freuen ... nein, überhaupt keine Umstände, kommen Sie nur, oder wollen Sie meine Gastfreundschaft zurückweisen und mich beleidigen? ... was, Leichen liegen herum? Verdammt noch mal – wieso fressen die Raubtiere sie nicht schneller auf – das ist ja fürchterlich. Sicher das Werk dieses gräßlichen Monsters Urulli, welches hier sein Unwesen treibt. Nehmen Sie sich in acht und das Ding sofort unter Beschuß, wenn Sie es erblicken sollten, sonst ist es zu spät ... ob ich es näher beschreiben kann? Natürlich nicht, ich habe es noch nie aus der Nähe gesehen ... aber es muß fürchterlich stark sein, nehmen Sie es mit einer schönen Kanone aus sicherer Entfernung ins Visier! ...’

Neugierig geworden versucht unser mutiger Prinz auch noch mit dem Ungeheuer aus der Höhle Verbindung aufzunehmen. Es ertönt nur eine Stimme auf der altmodischen UKW-Modulation. ‚Hallo, hier ist Urulli ... nein, gefährliche Tiere gibt es hier eigentlich nicht, das heißt nur ein paar Raubtiere, aber wenn Sie gegen Morgen bei den Wasserstellen aufpassen, kann nicht viel passieren ... ja selbstverständlich, bei mir können Sie gerne übernachten ... zu essen habe ich hier auch genug ... nein, Mr. Kay kenne ich nicht ... ja, unweit von hier gibt es so einen Bunker, aber viele Tiere sind dort am Zaun umgekommen und meiden den Ort, deshalb gehe ich selbst auch nicht oft dorthin ... ja, seit einiger Zeit liegen leider immer wieder Leichen herum, ... keine Ahnung, wer die auf dem Gewissen hat ... ob ich etwas damit zu tun habe? ... na hören Sie mal, wenn Sie vor mir Angst haben, brauchen Sie ja nicht herzukommen!’

‚Eine verzwickte Entscheidungssituation’, stellt der Prinz mit seinem typischen Scharfsinn fest. ‚Fällt in die Kategorie Entscheid bei mangelhaften Daten. Schade, daß diese dumme Computerkiste nichts über die Gefühle der Leute aussagt ... hoppla, was hat dieser ein wenig sonderliche alte Mann im Vergessenen Turm einmal gesagt? Man solle auf eigene Gefühle achten?’ Und der Prinz versucht sich vorzustellen, wie er sich beim einen oder anderen seiner potentiellen Gastgeber fühlen würde ...“

Wohin der Prinz geht? Gut, unser Beispiel war zu einfach, aber mir geht es auch nicht darum, Euch mit Aufgaben zu prüfen, sondern ich möchte Euch Anregungen zum Denken und zum Beobachten geben.

Habt Ihr beispielsweise schon bemerkt, wie herrlich und frei man sich in der Nähe von wirklich starken Persönlichkeiten fühlen kann? Unbegreiflich, wie viele Leute vor der Stärke ihrer Mitmenschen Angst haben. Ausgeprägt sieht man das in der Berufswelt, wo oft ein bekanntermaßen schwacher Vorgesetzter als eine Art Vorteil gewertet wird. Umgekehrt habe ich schon öfter die Äußerung gehört „Der ist jung und gut, neben ihm hat man zu wenig Chancen zum Weiterkommen“. Wenn jemand vor Starken Angst hat, dann ist er offensichtlich noch keinen wirklich starken Menschen begegnet. Daß man sich vor den Mächtigen in acht nehmen soll, ist etwas anderes, die können nämlich schwach und eben darum auch gefährlich sein. Ich bin aber noch nie einer starken Persönlichkeit begegnet, die anderen willentlich Schaden zugefügt hätte. Bei Schwächlingen dagegen habe ich diese Tendenz regelmäßig gesehen und erlebt.

Ich glaube, diese Beobachtung braucht keine besondere Erklärung. Echte Stärke hat es nicht nötig, andere aus dem Weg zu räumen oder aus deren Benachteiligung Vorteile für sich zu gewinnen.

Nun gilt es aber, den wirklich Starken von einem durch seine Machtposition getarnten Schwächling zu unterscheiden. Auf den ersten Blick ist das nicht so einfach; wir haben gesehen, wie gerade die innerlich Schwachen alles mögliche tun, um stark auszusehen. Leider ist das Leben nicht so einfach wie im Märchen, und ein zwei Meter großer Abteilungsleiter kann sich immer noch als Zwerg bezüglich seiner menschlichen Größe entpuppen. Aber wenn Ihr, meine lieben Prinzen, mit offenen Augen herumlauft, werdet Ihr überrascht sein, daß Ihr bereits auf den zweiten Blick die wenigen Starken im Haufen der Mächtigen erkennen könnt.

Hier nur ein paar Anfängertips:

Die erste typische Eigenschaft der Stärke haben wir bereits kennengelernt: Die wirklich Großen sind ungefährlich, sie tun anderen nichts Böses.

Weiter haben Persönlichkeiten (fast) keine Angst. Das heißt nur Angst vor realen Gefahren, und solche gibt es in unseren Gefilden nur äußerst wenige. Kreuzottern, Hirsche im Oktober, Terroristen, betrunkene oder innerlich schwache und darum gefährlich handelnde Autofahrer und ähnliches Ungeziefer mehr. Sicher auch Lawinen, die Umweltverschmutzung und ansteckende Krankheiten. Aber diese Gefahren stehen uns entweder unmittelbar bevor, dann sind sie auch reell, oder wir sprechen über sie nur als allgemeines Phänomen. Der Hund „Weißer Zahn“ aus Jack Londons Roman hat Gefahren als solche erst anerkannt, wenn sie sich in Reichweite seiner Fangzähne befanden. Als intelligente Wesen sollten wir uns zwar auch um entferntere Gefahren kümmern wie Krieg oder den zunehmenden Terrorismus. Es ist wohl dringend nötig, daß wir gegen diese Bedrohungen wirklich etwas tun, es heißt aber nicht, daß wir in ständiger Angst und Unsicherheit leben müßten.

Das Thema Angst finde ich so wichtig, daß ich Euch empfehlen möchte, es auch außerhalb der Anwendung als Stärkekriterium zu betrachten. Und ich freue mich für Euch, welche angenehmen Feststellungen Ihr machen werdet. Versucht doch einmal zu schauen, welche wirklichen Gefahren Euch drohen. Unterscheidet dabei sorgfältig Gefahr, Ereignis, Mißgeschick und Mißerfolg. Gut, es gibt auch tragische Ereignisse. Menschen können erkranken oder sogar sterben. Und es gibt einige wenige echte Gefahren. Aber die Mehrheit der sogenannten Gefahren sind Geschehnisse, die Euer Wohlbefinden auf dieser Erde nicht auf Dauer gefährden können. Schon darum nicht, weil viele Verluste wieder ersetzt werden können.

Diese Feststellung ist bei mir eng mit Drachen verbunden. Meinen ersten Flugdrachen habe ich zusammen mit einer langen Liste von möglichen Arten, wie der Drache kaputtgehen kann, geschenkt bekommen. Meine Freude war riesig, meine Angst aber noch viel größer. „So ein toller Drachen, der kann sicher phantastisch fliegen. Aber wenn ich ihn nur schon aus dem Haus nehme, muß ich ständig an die mögliche Beschädigung oder sogar an Verlust denken und kann vor lauter Angst keine Freude erleben. Ihn zu Hause zu hüten, bringt mir auch nichts, dazu muß er nicht einmal wirklich fliegen können.“ Ein typisches Angstdilemma mit der eingebauten Nicht-Freude-Garantie. Die Rettung kam, die Ironie des Schicksals wollte es so, in Gestalt eines mit mir rivalisierenden Kameraden. Er wollte es nicht auf sich beruhen lassen, daß ich einen Drachen hatte und er nicht. Glücklicherweise war er älter als ich und recht geschickt. Bald hatte er sich seinen eigenen Drachen gebaut. Ich habe meinen kindischen Rivalenvorsprung verloren, war dafür aber um eine ungemein wichtige Erfahrung reicher geworden: Schöne Dinge lassen sich reparieren oder selber neu bauen. Der böse Zauberfluch war gebrochen, ich konnte meinen heißgeliebten Drachen nun mit ungetrübter Freude steigen lassen. Er stieg schnell und hoch, und der zu dünne Faden riß. Mein nächster Drachen bekam eine überdimensionierte Schnur und hat als einziger von allen Drachen in der Umgebung den ersten Herbststurm der Saison überlebt.

Diese Erfahrung hat mich gelehrt zu unterscheiden, was einmalige Geschenke der Fortuna – deren gibt es Gott sei Dank nur wenige, weil sie früher oder später ohne Ersatz verloren gehen – und was wiedererreichbare oder wiederherstellbare Zustände sind. Das Herrliche an unserem Leben ist, daß die absolute Mehrheit der schönsten Erlebnisse wiedererreichbar ist!

Ihr braucht also nicht in Angst zu leben, die Beziehung zu Eurem Lebensgefährten könnte scheitern. Damit meine ich natürlich nicht, daß Ihr die Zweierbeziehung nicht zu pflegen braucht. Ganz im Gegenteil, aber das wäre ein anderes Buch. Ihr habt aber bereits Eure Fähigkeit erfahren, Euch zu verlieben und einen Partner zu finden. Sollte also eine Beziehung scheitern – die Schwachen geben einem solchen Ereignis manchmal die passive Form „Der Partner hat mich verlassen“ –, dann wißt Ihr, daß Ihr alles besitzt, um eine neue Partnerschaft aufzubauen. Und die Geschichte, welche soeben zu Ende ging, enthält eine Menge lehrreicher Erfahrungen. (Übrigens, sollte einem von Euch einfallen, für das Thema Partnerschaft eine allegorische Analogie zu meiner Drachengeschichte zu ziehen, dann verdient er väterlichen Tadel. Wenn Euch die Frau fortgelaufen ist, heißt es nicht: „Der Drache ist weggeflogen“; ebenso sind dickere Schnüre nur zum Zurückhalten von Drachen geeignet, bei „Klassefrauen“ ist die Anwendung solcher Mittel, auch in symbolischer Form, zwecklos.)

Das Prinzip der Nichtangst gilt auch im Beruf. Mißerfolge, notwendige Wechsel der Firma sind nicht die ausschlaggebenden Fakten. Relevant ist, daß Ihr Eure Arbeitsfähigkeiten besitzt und arbeiten möchtet.

Man kann sich also ständig Sorgen darüber machen, was alles verlorengehen kann. Oder man kann sich bewußt werden, was alles immer wieder erreicht werden kann. Das zweite ist dabei natürlich bedeutend angenehmer.

Zurück zu dem Versuch, ein paar Eigenschaften der Starken aufzulisten. Wirkliche Persönlichkeiten sind entscheidungsfreudig. Meint Ihr, so etwas sei selbstverständlich? Da werdet Ihr aber staunen. Wenn ein Vorgesetzter in einem großen Unternehmen die ihm zustehende Kompetenz für das Wohlergehen seiner Mitarbeiter und für den Fortschritt der Projekte tatsächlich ausnützt, dann wird er sich vom Durchschnitt deutlich abheben. Die Mehrheit meidet Entscheidungen wie gefüllte Giftbecher. Wer nämlich nichts entscheidet, kann keine Fehler machen. Und keine Fehler zu machen ist notwendig, um die Stellung im labilen System der Hackordnungen behalten zu können. Andererseits muß ein wichtiges Mitglied einer Hierarchie aber den Eindruck eines aktiven und dynamischen Vorgesetzten aufrechterhalten. Diese zwei Anforderungen, keine Entscheide zu treffen und trotzdem entscheidungsfreudig zu wirken, können mit einer reichen Palette von „Scheinentscheiden“ erreicht werden. Dazu gehören „Aktivitäten“ wie zum Beispiel, Gremien zu bilden, den Entscheid anderen zuzuschieben, eine Kosten-Nutzen-Analyse vorzuschlagen, eine Beurteilung durch exotische Experten

zu verlangen, eine weitere Sitzung einzuberufen, Ausarbeiten möglicher Szenarios zu empfehlen, das Vorlegen von Alternativen anzuordnen, eine Analyse der potentiellen Probleme zu bestellen, einen detaillierten schriftlichen Vorschlag abzuwarten, beim Entscheid zwischen zwei Projekten beide laufen zu lassen etc. ad libitum. Die führenden Kräfte sind ja kreativ, so daß sie in jeder Situation jede Menge geeigneter Ausweichmanöver finden. Zu entscheiden haben sie dann lediglich, welchen der möglichen Tricks sie anwenden sollen. Übrigens, wenn sie eine Entscheidung nicht einmal vortäuschen wollen, dann genügt es, den Zeitpunkt zu verpassen, zu dem der Vorschlag noch realisiert werden konnte, den Entscheid so lange zu verzögern, bis er vergessen wird, eine Überbeschäftigung vorzutäuschen, eine Reaktion der anderen durch Nichtstun zu erzwingen und wieder ad nauseam (libitum oder nauseam ist zu verwenden je nach Zugehörigkeit zur Kategorie der den Entscheid Aufschiebenden oder der auf den Entscheid Wartenden).

Versteht Ihr jetzt das Wonnegefühl, wenn Ihr von Eurem Vorgesetzten eine klare Antwort auf Euren Vorschlag bekommt: Nein, weil ...

Es sollen aber nicht immer nur die armen Chefs unter die Lupe genommen werden. Auch im privaten Bereich fallen uns Entscheide häufig schwer, und wir versuchen sie zu vermeiden oder zu verschieben. Meistens handelt es sich dabei um Lösungen, die auch etwas Unangenehmes enthalten. Natürlich, denn wären sie problemlos, so wäre gar keine Entscheidung nötig. Der Entschluß, herrlich duftende, im Feuer gebackene Kartoffeln zu essen, wird noch relativ schnell gefaßt. Die Vorstellung, sie mit eigenen Händen aus der Glut zu holen, kann aber bereits zur Suche nach Alternativen führen.

Dabei gibt es gar keine Entscheide, die man immer wieder ängstlich verschieben müßte. Wir müssen uns ja nie zu unseren ausschließlichen Ungunsten entscheiden. Es gibt also Genüsse mit oder ohne Maut, entsprechend gibt es Entscheide mit oder ohne Mut. Somit ähnelt meine lange Rede einem typischen mathematischen Beweis: Wenn A falsch ist, ist das Gegenteil von A richtig. Wer nicht ängstlich ist, hat Mut. Ich wünsche Euch vollen Genuß.

Wißt Ihr, was eine Persönlichkeit auch noch kann? Eigene Fehler zugeben. Mit dieser einfachen Fähigkeit habe ich zwei verblüffende Erfahrungen gemacht. Die eine ist, wie glatt und geradlinig eine Kommunikation wird, wenn ein Fehler eingestanden wird. Hier eine kleine Geschichte dazu: Ein Ehepaar führte eine lange und aufreibende (Schein-)Diskussion. Offensichtlich war es nicht die erste „Aussprache“ zum gegebenen Thema, weil die Angriffe auf beiden Seiten in einer Gefechtskadenz vorgetragen wurden, die regelmäßige Übung voraussetzte. Wie es bei solchen Kämpfen (leider) oft der Fall ist, ging das ursprüngliche Thema bald verloren. Anstatt faßbaren Verhaltens, welches veränderbar sein könnte, wurden verschiedene „Ersatzeigenschaften“ des Gegners bewertet, wie zum Beispiel der Geschmack seiner Tante oder die Hilfsbereitschaft ihrer Mutter. Nun ist es damals passiert, daß der Mann plötzlich sagte: „Ja, es war ein Fehler von mir ...“ und in dem Moment das Telefon klingelte. Ich habe ihn zwar im Verdacht, daß er eigentlich nur zu einem „... aber du hast ...“ ausholen wollte, doch dank der Unterbrechung kam er nicht dazu. Während sein Satz in der Luft hing, veränderte sich sukzessive der Ausdruck im Gesicht der Frau, und die ganze Szene bekam eine beinahe verklärte Atmosphäre. Der Mann wiederholte seine Äußerung, diesmal mit Punkt am Ende. Mit wenigen Sätzen war das Thema abgeschlossen, und die beiden Leute haben sich verliebt angeschaut.

Diese Episode ist noch kein Beispiel für Stärke, sie zeigt nur die Auswirkungen, die ein einfaches Fehlereingeständnis mit sich bringen kann. (Das Paar ist allerdings durch die Anwendung einer Zauberformel noch nicht restlos „entzaubert“.)

Die zweite verblüffende Erfahrung mit dem Mut, Fehler zuzugeben, könnt Ihr selber jederzeit erleben. Es ist interessant, wie eine objektive Einstellung zu eigenen Handlungen nicht als Schwäche, sondern als Stärke empfunden wird. In diesem Sinne ist das Bestreben, eigene Fehler zu verdecken, damit man die Schwächen nicht merkt, ein Unsinn. Ein begangener Fehler wird früher oder später entdeckt, jeder Versuch, ihn zu vertuschen, wirkt schwach.

Umgekehrt ist ein klares Zugeständnis ein überraschend intensives Stärkesignal. Ein Mensch, der sich dies leisten kann, hat in der Regel noch Reserven und muß sich nicht ständig vor den Folgen seiner Fehler fürchten. Also lieber ein Ritter ohne Furcht mit Tadel als einer mit Furcht und scheinbar ohne Tadel. Ein Ding ohne Furcht und Tadel gibt es sowieso nicht. Prinzen, versucht es: Visier auf und heraus mit der Sache, so wie sie ist. Laßt Euch überraschen, wie angenehm das ist.

Mit meiner Veranlagung, alle solche Phänomene verstehen zu wollen, versuche ich noch, die Erklärung dafür zu finden, warum trotzdem so viele Leute ihre begangenen Fehler lieber verstecken wollen. Ich wittere dahinter eine Vermischung von zwei verschiedenen Begriffen, Fehler und Schuld. Als ob man sich durch einen Fehler bereits schuldig gemacht hätte. Die Wortspalterei ist mir nicht wichtig, um so mehr aber die mit diesen Worten verbundenen Gefühle und Vorstellungen. Meiner Meinung nach machen wir normalen Menschen ständig Fehler, ohne uns dabei aber schuldig zu machen. Ich möchte das anhand eines Beispiels erklären.

Nehmen wir die einfache Situation, daß ich beim Würfelspiel zu erraten versuche, welche Augenzahl als nächste fallen wird. Ohne spezielle PSI-Fähigkeiten werde ich mit statistischer Wahrscheinlichkeit etwas über achtzig Prozent Fehler machen, das heißt, daß von sechs meiner Aussagen nur etwa eine richtig sein wird. Da sieht noch fast jeder ein, daß ich mich deswegen nicht schuldig fühlen muß. Das Leben ist zwar um einiges komplizierter als ein Würfelspiel, unsere Entscheide müssen aber oft ebenfalls mit einer Portion unabdingbarer Unsicherheit getroffen werden. Habe ich in meiner Einschätzung der Situation einen Fehler gemacht, bin ich deswegen nicht mehr schuldig, als wenn ich die Augenzahl der Würfel falsch vorausgesagt habe. Dies scheint aber nicht mehr jeder einzusehen, und die Leute machen sich Vorwürfe wegen schuldfreien Fehlern.

Damit kommen wir aber zum Thema Schuldgefühle, das selbst ein ganzes Buch verdienen würde. Ich beschränke mich hier auf zwei Feststellungen: Erstens realisieren immer mehr Leute, daß sie unnötige Schuldgefühle haben, und versuchen diese nutzlose Last loszuwerden. Das ist sehr gut. Es wäre aber auch empfehlenswert, zu schauen, ob sie selber anderen Mitmenschen unbeabsichtigt Schuldgefühle einpflanzen. Nach meiner Beobachtung ist dies eine der verbreitetsten Methoden für Manipulation, insbesondere von Kindern.

Versucht einmal zu beobachten, wie kleine Kinder klar kommunizieren. „Pappi, ich habe keinen Hunger mehr“, teilt der Inhaber des vollen Magens mit. Er ist gleichzeitig der einzige, der alle Signale seines Körpers kennt, und dieser kann am besten von allen Anwesenden darüber Auskunft geben, ob weitere Nahrung aufgenommen werden soll oder nicht. Nun glaubt das von lauter falschen Schuldgefühlen gefüllte erwachsene Gegenüber zu wissen, daß es das Kind zur weiteren Nahrungsaufnahme zwingen muß. Auf der Ebene der offenen Kommunikation geht es fast nicht, denn dort hat das Kind bereits eine gesunde und klare Mitteilung gemacht. Und da greift der Schwächere oft zu einer Abscheulichkeit, wie zum Beispiel „Iß doch noch, sonst wird Mutti traurig“. Mit einer solchen Verantwortung belastet, würgt das arme Opfer noch ein paar Löffel herunter und hat dann einen überfüllten Magen, was schlimm ist, vor allem aber wurde es in die falsche Welt der Manipulationen und Schuldgefühle eingeführt, was noch viel schlimmer ist. (Dies ist immer noch ein Buch der Übertreibungen.)

Somit wurde auch meine zweite Feststellung angesprochen, nämlich daß Kinder, bevor sie verdorben werden, herrlich stark und frei von Schuldgefühlen sind. Ob Ihr es wißt oder nicht, ich habe auch viel von Euch gelernt. Besonders in der Zeit, wo ich selbst bis zu den Ohren tief im Sumpf der Selbstvorwürfe und übermäßiger Schuldgefühle Euretwegen gesteckt habe. Ich habe Euch damals vermehrt beobachtet, und zwar in der verängstigten Erwartung, Auswirkungen meiner „Missetaten“ vorgeführt zu bekommen. Dabei habe ich bemerkt, wie Ihr auf natürliche Art verschiedene Rechte im Leben beansprucht habt. Ich glaube, es war für mich der Anfang des bewußten Prozesses, für mich zu beurteilen, was ich als Schuld anerkenne und was in die Kategorie der aufgezwungenen Schuldgefühle gehört. Diese Unter-

scheidung zu lernen war das Allerbeste, was ich in meinem Leben für mich gemacht habe. Darum kann ich Euch nur empfehlen, schaut Eure eigene Kinder an und lernt alles Gute, was sie Euch vorleben.

Aus den vielen weiteren Eigenschaften der starken Persönlichkeiten möchte ich noch den Bereich der Toleranz, Hilfsbereitschaft und Anpassungsfähigkeit ansprechen. Schon darum, weil diese Begriffe oft falsch ausgelegt oder mißbraucht werden. Ein Mensch kann sich tolerant an die Ferienwünsche anderer anpassen, wenn er vielseitig interessiert ist und zur Zeit selbst keinen speziellen Plan hat. Man kann sich aber auch aus Angst und Mangel an Durchsetzungsvermögen anpassen. Ich glaube, eine der charakteristischen Merkmale der Stärke ist die Toleranz, anderen Mitmenschen freien Raum für ihre Aktivitäten zu lassen. Demgegenüber stelle ich mir vor, daß eine Persönlichkeit nicht bereit ist, sich anzupassen, wenn dadurch ihre Identität tangiert wäre.

Auch bei der Hilfsbereitschaft habe ich gelernt, zwei Arten zu unterscheiden. Die eine ist, mit Freude und Unverbindlichkeit Hilfe zu leisten, wobei nicht an eine Gegenleistung gedacht wird. Die andere „Hilfe“ ist ein Kuhhandel, in dem früher oder später der Bezüger zur Kasse gebeten und an seine „Schuld“ erinnert wird. Kinder, ich möchte Euch empfehlen: Lernt das zu unterscheiden, nicht nur als Bezüger, sondern auch als Spender. Solltet Ihr den Verdacht bekommen, daß Ihr für Eure Dienste doch einmal etwas erwarten würdet, macht lieber aus einer unechten Hilfe ein ehrliches Geschäft, indem Ihr Eure Erwartungen an Gegenleistungen gleich im voraus mitteilt. Dies gilt auch und insbesondere für nichtmaterielle „Güter“ wie zum Beispiel Toleranz, Hilfsbereitschaft und Anpassungsfähigkeit.

Jetzt wünsche ich Euch viel Spaß beim Finden weiterer typischer Merkmale von starken Persönlichkeiten. Überseht dabei die auffallende allgemeine Zufriedenheit und den Humor nicht. Was meint Ihr, ist es nicht schön, solche Eigenschaften auch zu haben?

ZWEITES ERNSTES KAPITEL

oder wieso walten die bösen Gesetze so böse?

Angesichts der uneingeschränkten Ehrlichkeit, die ich in diesen an Euch gerichteten Briefen pflege, gestehe ich, daß das Wort Lernen bei mir jahrelang etwa so unbeliebt war, wie dies bei Euch vielleicht immer noch der Fall ist. Bekanntlich lernt das Kind vor allem durch die Erfahrungen, die es macht. Kein Wunder also, daß Lernen oft mit dem Memorieren von Namen der linken Rheinzufüsse oder mit dem auswendigen Hersagen von inhaltslosen historischen Daten verwechselt wird, inhaltslos jedenfalls für den Adepten eines erfolgreichen Abschlusses der vierten Primarklasse. Dazu gesellt sich noch das Üben, repräsentiert durch die hundertachtundzwanzigste Aufgabe im Mathematikheft, im Abschnitt „Dividieren zweier nichtdividierbarer Zahlen“.

Glücklicherweise enthält die Kategorie „Lernen“ auch eine Menge anderer Tätigkeiten als nur diese Variationen des Büffeln. Erfahrungen sammeln, Menschen und Fakten kennenlernen, Neues ausprobieren und natürlich auch Lernen als solches.

Es ist faszinierend, verschiedene Formen des Lernens in der Natur zu beobachten. Alle Lebewesen haben einen beachtlichen Teil ihrer Fähigkeiten, ohne zu lernen, als angeborene Reaktionen mit auf den Weg bekommen. Dann folgt die Weiterbildung, organisiert durch das Leben selbst. Zum Beispiel lernt ein Regenwurm nach zwei- bis dreihundert Versuchen, welchen Weg er an einer Verzweigung einzuschlagen hat, um eine unangenehme Elektroschocktherapie zu vermeiden. Er ist somit ein diplomierter Gabelrohrgänger geworden.

Im Hinblick auf meine späteren Ausführungen möchte ich noch einen Moment beim Thema Lernen verweilen. Es soll aber keine Biologielektion sein, sondern ein Diskutieren von, wie ich hoffe, interessanten Erkenntnissen und Ansichten (übrigens auch eine Form von Lernen).

Auf dem Gebiet des natürlichen Lernens interessieren mich vor allem drei Merkmale. Das erste beinhaltet das angeborene und das erworbene Können. Meines Wissens beherrschen bestimmte Vögel einen Teil ihrer Sprache auch ohne jeglichen Kontakt mit den Eltern. Diese Kenntnis muß also vererbt sein. Andere „Sprachausdrücke“ und Verhaltensweisen lernen sie aber nur von anderen Vögeln beziehungsweise von den ihnen durch die Forscher untergejubelten Falsifikaten. Vielleicht meint Ihr jetzt, es wäre schön, wenn der Mensch auch bereits mit der Kenntnis der Unterschiede zwischen Pronomen und Adjektiven geboren wäre. Da muß ich aber darauf bestehen, daß dem zum Glück nicht so ist, wir werden noch sehen, warum. Was Euer Auswendiglernen betrifft, geben die vernünftigeren Eurer Lehrer zu, daß Ihr einen Teil davon wieder vergessen müßt, damit Platz für Neues geschaffen wird, die rechten Rheinzufüsse zum Beispiel oder weitere Portionen historischer Daten.

Somit komme ich zum zweiten Merkmal des Wissens, nämlich zu dessen Veränderlichkeit. Es gibt ein weitgehend stabiles, unveränderliches Können, sei es im Bereich der angeborenen Instinkte, sei es im Bereich des zusätzlich Gelernten. Demgegenüber steht ein „labiles“ oder sagen wir lieber veränderbares Wissen. Ich glaube, es gibt eine Reihe schöner Beispiele, wann welches Wissen in der Natur angewendet wird.

Bei einer bestimmten Wespenart scheint das Ritual der Vorbereitung des Schlupfnestes für die Nachkommen ein „festverdrahtetes“ Wissen zu sein, an dem nicht zu rütteln ist. Die Wespe bereitet zuerst eine kleine Höhle vor. Dann legt sie eine betäubte Larve vor den Ein-

gang. Diese soll als Futterkonserve für die Jungen dienen. Nun untersucht aber die Wespe, bevor sie die Larve hineinschleppt, ob im Inneren des Nestes immer noch alles in Ordnung ist. Ein kreativer Forscher kam auf die raffinierte Idee, die vor dem Eingang abgestellte Larve etwas zu verschieben, während die Wespe mit der Inspektion des Unterschlupfes beschäftigt war. Die Wespe kam heraus und fand die Larve nicht an ihrem Ort. Sie hat sie dann schnell entdeckt, legte sie wieder vor das Loch, wiederholte aber den Inspektionsgang. Das hat der liebe Forscher an sich erwartet, wollte aber die (durch menschliche Beurteilungskriterien definierte) Intelligenz der Wespe testen. Er wiederholte das Theater mit der Larve, und die Wespe machte fröhlich mit. Angeblich vierzigmal. Leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen, wer zum Schluß aufgegeben hat.

Auf den ersten Blick erscheint die geprüfte Wespe ziemlich dämlich. In der menschlichen Beurteilung besitzt sie nicht genug Intelligenz oder Flexibilität, um auf die Wiederholung der Situation zu reagieren. Wir können es aber auch von einem anderen Standpunkt anschauen. Für alle normalen Situationen in der natürlichen Umgebung der Wespe ist die „Verdrahtung“ ihres Wissens intelligent genug. Wenn die Larve vor dem Eingang plötzlich nicht mehr zu finden ist, dann hat sie entweder jemand geklaut, oder sie konnte vielleicht im Ausnahmefall durch einen starken Windstoß verschoben worden sein. Also muß entweder eine neue Larve geholt oder die alte gefunden werden. Während die Larve zurückgebracht wird, könnte sich etwas Unerwünschtes im Nest verstecken, deshalb soll nochmals kontrolliert werden. Daß jemand oder etwas ein dermaßen unintelligentes Verhalten an den Tag legen könnte wie unser Wissenschaftler, damit muß die Wespe kaum rechnen. Er wollte weder die Larve als Zwischenverpflegung vertilgen, noch wollte er vom einladenden Komfort des Nestes Gebrauch machen. Solch dumme Wesen gab es zu der Zeit, als die Weisheit der Wespe am Entstehen war, noch nicht. Aus der Perspektive der Natur war also bei dieser Prüfung nicht die Antwort dämlich, sondern die Frage.

Diese Überlegung führt zu zwei provozierenden Feststellungen: Die Wespe konnte mittels ihrer „mentalenen Kraft“ nicht erkennen, daß ihr natürliches Verhalten unter veränderten Bedingungen in eine sinnlose Schleife geraten ist. Wie können nun aber wir Menschen wissen, ob und wann wir unter veränderten Bedingungen vielleicht manchmal auch sinnlose Schleifen durchlaufen? Daß diese von unseren mentalen Fähigkeiten unentdeckt bleiben können, hat uns die „dumme“ Wespe bereits gelehrt. Zweitens ist es wirklich beachtenswert, wie schnell ein Mensch in einer analogen Situation einen Streich eines Mitmenschen wittern würde. Hat sich der Mensch darum diese Art Intelligenz aneignen müssen, weil er in Kontakt mit dem unberechenbarsten Wesen der Natur, nämlich sich selbst, gekommen ist?

Nun sollte das Beispiel mit der „festverdrahteten“ Intelligenz nicht den falschen Eindruck erwecken, die Natur sei unfähig, ein „höheres“, flexibleres Können zu bewerkstelligen. Auf der Entwicklungsstufe nicht weit von der Wespe entfernt steht die Libelle. Ihre schnellen Reaktionen während der Jagd gehören noch zu den festprogrammierten Fähigkeiten. Wenn sie eine Beute bemerkt, reagieren alle nötigen Flugsysteme automatisch und darum auch sehr schnell. Nun könnte es aber passieren, daß die vermeintliche Beute schneller oder wendiger ist und die Libelle beim rein reflexiven Handeln die aussichtslose Jagd zwecklos lange fortsetzen würde. Eine Lösungsmöglichkeit wäre hier, daß die Natur die Libelle mit einer festprogrammierten Menüliste ausstatten würde, die neben den Geschmacksnuancen und Küchenchefempfehlungen auch die Kolonne „Preis“ enthalten würde. Der Preis in der Libellensprache wäre, so nehme ich an, die Angabe, wie schwierig welcher Leckerbissen zu erjagen ist. Gewisse gastronomische Spezialitäten bekämen dann sogar den Vermerk „nicht käuflich“, sprich zu schnell. Nun müßte aber eine solche Liste ständig auf dem neuesten Stand gehalten werden, was in einer Gesellschaft ohne Kopiermaschinen und Internet nicht so einfach ist. Die Libelle hat darum trotz ihrer beschränkten Anzahl Neuronen eine flexible Lösung bekommen. Sie erkennt nach einer gewissen Versuchsdauer, daß trotz aller Anstrengungen immer noch nicht serviert ist, und gibt die Jagd auf. Somit wird ein sinnloses Bemühen vermieden.

Das dritte Merkmal des Lernens schließlich ist besonders interessant. Es betrifft die Fähigkeit des Umlernens, also das Ersetzen eines erlernten, ausprobierten und bisher bewährten Verhaltens durch eine angesichts der veränderten Bedingungen günstigere Strategie. Das scheint noch schwieriger zu sein als mit einem unbeschriebenen Blatt anzufangen, wie mir sicher alle beipflichten werden, die bereits versucht haben, ihren jahrelang eingeübten Rückhandstil im Tennis zu verbessern.

Die Natur hat ihre Fähigkeiten diesbezüglich zur Genüge bewiesen, obwohl sie dazu in aller Ruhe jeweils ein paar Millionen Jahre in Anspruch nahm. Als Beispiel erinnere ich mich an eine Art Froschwesen, das noch mit der Kieme Sauerstoff aus dem Wasser atmet, wie Fische. Jene Wesen sind im Laufe der Zeit offensichtlich mit Situationen konfrontiert worden, in denen es nicht genug Wasser gab. Die endgültige Lösung dieses Problems in der Natur ist bekanntlich die Entwicklung der Lunge, aber dieser „Frosch“ zeigt im Sinne eines Prototyps eine interessante Zwischenlösung. Das Tier trägt ein kleines Wasserreservoir im Kopf, das an die Kieme angeschlossen ist. Nun „gurgelt“ es Luft durch diesen Wasservorrat, bereichert ihn mit Sauerstoff und nimmt diesen durch die Kieme auf. Somit kann es außerhalb des Wassers mit der Kieme atmen! Genial, nicht wahr? Es zeigt aber auch, wie anspruchsvoll Mutter Natur den eigenen Erzeugnissen gegenüber ist, denn sie hat sich mit diesem Erfolg nicht begnügt, sondern lancierte zusätzlich noch das Projekt Lunge. Wäre sie nämlich etwas bequem und weniger strebsam, würden wir wahrscheinlich heute noch alle mit Wasserköpfen herumhüpfen (einige Vertreter dieser überholten Spezies sollen sich ja immer noch in unseren Reihen tummeln).

Die Begeisterung dem Erfindungsgeist der Natur gegenüber soll allerdings nicht zur falschen Vorstellung führen, daß ihr immer alles gelungen ist. Für die Korrektur der Mißerfolge gab es aber eine einfache Lösung: die mißlungenen Prototypen sind ausgestorben.

Nun fällt ja die Veränderung beim erwähnten Frosch eher in die Kategorie Umkonstruktion. Ein echtes Umlernen würde stattfinden, wenn zum Beispiel unser Wespenforscher und seine Nachkommenschaft vielen Generationen von Wespen wiederholt die Larven verschieben würden. Ich selber glaube, daß die Wespe früher oder später ein neues Ritual entwickeln würde. Etwa ... ein geeignetes Loch finden, den Menschen durch ausgiebiges Stechen verjagen, eine Larve finden ...

In einem nächsten Schritt möchte ich den Veränderungsprozessen noch „Schwierigkeitsgrade“ zuschreiben, obwohl dieser Begriff eine rein menschliche Erfindung ist und in der Natur wahrscheinlich keinerlei Bedeutung hat. Trotzdem möchte ich die Arbeitsthese formulieren, daß eine erst nach der Geburt erlernte Fähigkeit mit kleinerer oder größerer Mühe doch noch innerhalb eines Lebens verändert werden kann. Ich denke etwa an den Tennisspieler, der mit der neuen Rückhand die Rangliste hochklettert. In der Natur könnten wir so etwas zum Beispiel bei jenen Vögeln aus den Lorenzschen Versuchen sehen, die von ihren Eltern über ihre soziale Einordnung aufgeklärt wurden, aber mit Hilfe einer „Zusatzausbildung“ gesellschaftlich Karriere machten. Dagegen ist eine Veränderung der festverdrahteten Kenntnisse oder Abläufe bedeutend schwieriger. In der Insektenwelt sahen wir das am Beispiel der Wespe; bei Menschen könnten wir uns vorstellen, wie schwierig es wäre, einen unserer angeborenen Triebe zu manipulieren, zum Beispiel das Bedürfnis nach Liebe, Geborgenheit oder Macht zu verändern.

Einfachheitshalber möchte ich nun auch noch die Ausdrücke „älter“ und „jünger“ einführen, alt für Eigenschaften, die bereits seit sehr vielen Generationen gefestigt sind, und jünger für kurzfristig erlerntes Können. Meine These reduziert sich dann zu der Aussage, daß ältere Merkmale schwieriger als jüngere verändert werden können.

Ich brauche diesmal eine recht lange Vorbereitung, bis ich zum eigentlichen Thema, dem Verständnis der bösen Gesetze, komme. In der Hoffnung, daß Ihr diese Art Überlegungen genießt, möchte ich deshalb noch kurz auf ein wichtiges Können in der Natur eingehen, nämlich auf die Regulierungsmechanismen.

Der Begründer der kybernetischen Lehre, Norbert Wiener, hat uns gezeigt, daß fast alle physiologischen Handlungen eine Art Regelschleife beinhalten. Wenn ich einer Wespe ihre Larve mißgönne und sie holen will, gibt mein Hirn Steuersignale an die Muskeln ab, die Hand zu bewegen. Der Fortschritt der Aktion wird mittels Empfindungen in der Hand und unter Zuhilfenahme der Augen ständig überprüft und gesteuert. Dafür sorgt ein komplexes Regelsystem. Dieses muß extrem fein getrimmt und im Topzustand sein, sonst wird die Qualität der Regelung sofort beeinträchtigt. Es genügt zum Beispiel, daß ich einen mit der Zeit eventuell begründeten Respekt vor den Stechfähigkeiten unserer Versuchsteilnehmerin habe. Die Angst beeinflusst die Einstellungsparameter des Reglers, die Befehle an die Muskeln werden verstärkt, und die Reaktionen werden „übersteuert“. Über die Stabilität der Regelkreise existieren einige Tonnen wissenschaftlicher Publikationen, das Lieblingsthema ist dabei die Neigung zur Oszillation. Eine zu „hart“ eingestellte Regelung der Muskeln in meiner Hand kann auch zu einer typischen Oszillation führen. Meine Tante würde diesen äußerst komplexen Prozeß viel einfacher ausdrücken: „Du zitterst ja wie Espenlaub.“ Sollte dann gerade in dem Moment, als ich meine Missetat verüben möchte, die legale Besitzerin der Larve in der Öffnung erscheinen, könnte ich so unkontrolliert mit der Hand zurückzucken, daß ich mir den Ellbogen am Baum hinter mir anschläge. Soviel als Einführung in die Wienerische Kybernetik.

Nun werden nicht nur die Handbewegungen geregelt, sondern so ziemlich alles, was sich in unserem Körper abspielt. Wachstum, Verdauung, Atmung, Herzrhythmus, all die unwahrscheinlich komplexen und noch nicht bis ins letzte Detail erforschten Körperprozesse. Der Wasserinhalt wird durch Durstempfindung geregelt, die Temperatur durch Schwitzen, Haarsträuben und Hautdurchblutung, der Sonneneinfall auf die Blume durch Stieldrehen und so weiter. Man kann ruhig sagen, die Natur besteht aus lauter Regelkreisen.

Aber auch das Regulieren muß gelernt werden, und ich wage zu behaupten, daß auch Mutter Natur hier schön brav das Übungsheft durchexerzieren muß, bis sie gute Noten erreicht. Wenn wir nämlich die Regelungsqualität in den (von uns so genannten) „alten“ Fähigkeiten untersuchen, stellen wir fest, daß sie hervorragend ist. Die Temperaturregelung bei Warmblütern zum Beispiel. Über einen längeren Zeitraum auf ein zehntel Grad genau zu regulieren, auf Wunsch auch „Sollwertverschiebungen“, sprich Fieber, zu bewerkstelligen, das ist schon ein kleines Wunder. Aber die Natur übt die Temperaturregelung seit ein paar Millionen Jahren und kann auf diesem Gebiet eindeutig als Expertin bezeichnet werden.

Es gibt aber auch Beispiele, die nicht unbedingt in einen Werbeprospekt gehören. Damit meine ich insbesondere „junge“ Applikationsgebiete, wie zum Beispiel die Regelung der Verhaltensreaktionen.

Auch in sozialen und psychologischen Prozessen wird nämlich reguliert. Ein schönes Beispiel ist die Studie von Konrad Lorenz über die Kampf- und Fluchtgebärden der Gänse. Nehmen wir an, ein mit seinem Revier zufriedener und auf seine Familie stolzer Gänserich wird in seiner wohlverdienten Ruhe von einem unverschämten Hochstapler, zum Beispiel einem Menschen, gestört. Der Eindringling ist noch weit entfernt, vielleicht wird er durch die Optik eines Gänseauges noch ein bißchen verkleinert. Der Gänserich bekommt einen gerechtfertigten Wutanfall, „dieses Territorium gehört seit eh und je mir!“. Auf ein solches Stör-signal reagieren nun die zuständigen Regelkreise durch die Ausgabe entsprechender Steuerbefehle. Zuerst den Schnabel in Kampfstellung und das Signal „volle Kraft voraus“ in den „Maschinenraum“. Vielleicht habt Ihr schon einmal so eine angreifende Gans gesehen, es ist ein herrlicher Anblick, vorausgesetzt, daß man selber nicht das Angriffsziel darstellt. Aber auch dann ist es nicht so dramatisch, wie es im ersten Moment aussieht, weil die Gans beim Angriff ihre ganze Energie nur der „Fahrt voraus“ widmet. Plötzlich ist sie aber dem Menschen ganz nahe, viel näher, als ihr sonst ihre gesunden Angstreflexe erlauben würden. Der Schreck vor dem Ungeheuer Mensch aktiviert die Regler der Fluchtreaktionen, und der Angriffsbefehl wird restlos überspielt durch die „Notprogramme“. Also Notbremse ziehen, Schnabel hoch und Rückwärtsgang einlegen. Der Held rennt jetzt wie von Furien gejagt zurück. Irgendwann merkt er aber, daß der Frevler wieder klein ist, sich aber trotzdem – das

darf ja wohl nicht wahr sein – immer noch im heiligen Revier befindet. „Gott, hab Erbarmen mit dir, jetzt zeige ich dir, wer hier Herr im Hause ist!“ Daraufhin beginnt sich der Vorgang zu wiederholen.

Über eine solche Regelung äußert sich der Experte nun mit deutlicher Kritik. So sei etwa das „Feedback“ zu schwach und diese Art der Regulierung (die in den Fachkreisen als „Bang-Bang-Control“ bezeichnet wird) für diesen Fall völlig ungeeignet. Das hat die Natur inzwischen offensichtlich auch gemerkt, weil die Wiederholungen gemäß Lorenzschen Beobachtungen abnehmen. Sie können bis zu einer symbolischen Gebärde reduziert werden, wo nur noch der Kopf nach vorne und wieder zurück geschwenkt wird. Da ergäbe sich jetzt wieder die Frage an den Experten, wie die Gans ihren Regelkreis anpassen könne, ohne die komplizierten Stabilitätsdiagramme zu zeichnen oder den Vorgang auf dem Computer zu simulieren.

Die Parallelen zwischen der Tierwelt und dem Menschen sind für mich einfach unwiderstehlich. Wenn wir über die Gans geschmunzelt haben und sie möglicherweise in Gedanken zu der dummen Wespe gesellt haben – müssen wir uns aber auch selbst fragen, wie erhaben sind wir denn selbst über solche „primitiv-durchsichtigen“ Reaktionen? Was für ein Unterschied besteht zwischen einer hin- und herrennenden Gans und zum Beispiel zwei Menschen, die sich wiederholt für „immer und ewig“ trennen, nur um dann jedesmal wieder voller Reue zurückzurennen? Ich wette, daß es menschliche Paare gibt, welche mehr solcher „Bang-Bang“-Zyklen absolviert haben, als je eine Gans bereit wäre, auf sich zu nehmen.

Interessanterweise zeigt es sich hier wieder, daß die mentale Kraft der Gans nicht genügt, ein unbefriedigendes bis sinnloses Wiederholen zu erkennen und zu korrigieren. Charakteristisch ist, daß es sich dabei wieder um tiefsitzende „alte“ Reaktionen handelt. Unnötig zu betonen, daß die Meinung, wir Menschen seien hier deutlich intelligenter, nur in bezug auf die Fähigkeit, die „Dummheit“ der Gänse beurteilen zu können, gilt. Bei der Betrachtung eigener tragikomischer Schleifen schneiden wir nämlich ähnlich schlecht ab wie die Gänse, insbesondere wenn Regungen aus der Tiefe unserer Seelen mit im Spiel sind.

Übrigens war die Idee, soziales Verhalten der Tiere oder der Menschen mit Hilfe der kybernetischen Lehre zu verstehen, kein billiger Spaß. In Tat und Wahrheit gibt es äußerst interessante wissenschaftliche Studien über Simulationen von menschlichem Verhalten, zum Beispiel zwischenmenschlichen Beziehungen bei einem von der Umgebung weitgehend isolierten Paar. Vielleicht schreit jetzt jemand empört auf, wie fürchterlich es doch sei, wenn Menschen und ihre Reaktionen auf dem Computer berechnet werden. Ist es aber nicht noch viel schlimmer, Menschen in solchen zermürbenden Wiederholungen leben zu lassen und nicht zu versuchen den Ursachen auf den Grund zu gehen?

Zum Thema der oszillierenden Schleifen fällt mir noch ein Beispiel ein. Ich habe die Szene in einem Film gesehen und finde sie so reizend, daß ich sie erzählen möchte, auch wenn es nur eine Variation des gleichen Prinzips ist. Diesmal sind die Hauptdarsteller zwei Bären. Der eine Bär gerät, verführt durch süße Beeren, in das Territorium des anderen. Wahrscheinlich recht tief, weil dieser sofort zu einem imposanten Angriff ansetzt. Der Schuldige erkennt offensichtlich augenblicklich die prekäre Rechtslage und rennt wie um sein Leben zurück. Unser Kameramann war wahrscheinlich auf der gegenüberliegenden Seite des Tales postiert und konnte die ganze kilometerlange Verfolgungsjagd ohne Unterbruch filmen. Es sah schon so aus, als würden die zwei am Talende hinter den Felsen verschwinden, da blieb der vorde-re, gejagte Bär plötzlich stehen. Zweifelsohne hatte er soeben bemerkt, daß die anerkannten Territoriumsgrenzen in der Hitze des Gefechtes längst wieder überschritten worden waren und somit jetzt sein Recht verletzt wurde. Das veränderte Verhalten des Verfolgten weckte nun auch den Verfolger aus dem Jagdrausch, beide Bären kehrten blitzschnell um und rann-ten die ganze Joggingbahn wieder zurück.

Auch dieses Verhalten sieht vielleicht wieder dumm aus, es ist aber sicher auch nicht dümmer, als sich zum Beispiel tagelang im Unglück zu wälzen, die Koffer zu packen, zur Mutter zu ziehen und dann nächste Woche wieder zurückzukehren. Gesünder ist es sowieso!

Nun möchte ich zum Schluß noch die Intelligenz der kybernetischen Regelkreise in jenen Situationen betrachten, in denen das Leben versucht, aus Dummheit oder weiß der Kuckuck warum, verschiedene faule Tricks zu spielen.

Was ich mit Tricks meine, zeigt uns zum Beispiel der bereits angesprochene Kuckuck, wenn er seine Eier einer anständigen Familie ins Nest legt. Etwas ähnliches hat schließlich meine Mutter auch getan. Damit meine ich nicht, daß sie versucht hätte, mich heimlich in eine fremde Familie zu schmuggeln. (Daß sie es nicht getan hat, möchte ich keineswegs etwelchen meiner Eigenschaften zuschreiben, sondern einzig und allein ihrer endlosen Geduld und Liebe.) Sie pflegte aber den Hennen im Bruthäuschen ein Gipsei unterzuschieben. Die Henne sollte dann glauben, sie habe da schon ein Ei gelegt, es lohne sich nicht mehr, die viel schönere Brutstelle drüben im Busch zu benützen. Diesen Trick hat die Henne nie durchschaut, sie war bereit, das Gipsei auszubrüten und es auch bis aufs Blut zu verteidigen, was ich als Fingerzeuge beschwören kann.

Zu beachten ist, daß der betrogene Pfleger wieder mit seinen mentalen Kräften außerstande ist, das Falsifikat vom Original zu unterscheiden. Auch dieses Muster haben wir bereits mehrmals angetroffen: Auch hier sind mächtige Urkräfte, wie Brutinstinkte, am Werk, und die Intelligenz des Vogels hat dagegen keine Chance. Aber wir sollten uns nicht täuschen lassen, daß in diesen Fällen die Höhe der Intelligenz ausschlaggebend ist. Wohl könnte der Mensch diese Art von echten und faulen Eiern problemlos unterscheiden und liefere keine Gefahr, sich zum Frühstück ein paar Gipseier zu kochen. Der Mensch kann aber auch so dumm reagieren wie die Henne, wenn es sich um seine innersten Bedürfnisse handelt. Wenn wir als Beispiel das Bedürfnis nach einer führenden Kraft nehmen, so können sogar Millionen Menschen jahrelang ein untergeschobenes Führer-Falsifikat, ohne es zu erkennen, füttern. Wenn man an die Folgen eines solchen Falles denkt, taucht vielleicht wieder einmal der Wunsch auf, die Menschen möchten lieber so dumm sein wie die Hennen und Gipseier statt falsche Nationalfahnenträger pflegen.

Eine besonders verflixte Situation für einen Regelkreis entsteht, wenn die ausgeschickten Signale ihre korrigierende Wirkung verlieren. Ein einfaches Beispiel ist die Wärmeregulierung im Wohnzimmer. Unter normalen Umständen genügt es, den entsprechenden Knopf der Heizung zu drehen, und bald ist die erwünschte Temperatur erreicht. Wenn aber die Warmwasserzufuhr aus irgendeinem Grund nicht funktioniert, können wir an dem Knopf drehen, solange wir wollen, es wird trotzdem nicht wärmer werden. Auf solche Art lassen sich fast alle Regler zum „Durchdrehen“ bringen. Sie steigern das Steuersignal bis zum erreichbaren Maximum, zusätzlich summieren sie noch den Fehler, den sie begangen haben, und behalten ihn im „Gedächtnis“. Wenn der Hauswart nach beendeter Reparatur den Warmwasserhahn wieder öffnet, heizt der automatische Regler zuerst einmal wie ein Besessener, bis das Zimmer vorübergehend nur für Tropicentiere bewohnbar ist.

Es gibt aber eine noch perfidere Kombination. Sie entsteht, wenn die Wirkung des Steuersignals ausbleibt, dem Regler aber gemeldet wird, daß sie vorhanden sei. Ein Beispiel aus der physiologischen Regelung wäre, wenn man einem durstigen Menschen eine hypertoni-sche Flüssigkeit, also eine mit höherer Salzkonzentration als die Körperflüssigkeit selbst zum Trinken anböte. Das Einnehmen eines solchen Getränks würde das Gegenteil dessen bewirken, was der Körper benötigt. Der Salzgehalt im Körper würde steigen, was sich in verstärktem Durst manifestieren würde. Ich weiß nicht, ob sich eine solche Lösung herstellen läßt, ohne daß der Mensch am Geschmack feststellen könnte, daß hier etwas nicht stimmt, aber nehmen wir es einmal an. Schließlich versuchen öfter Schiffbrüchige sogar Meerwasser zu trinken, wodurch sie ihren Zustand nur verschlechtern. Unser Durstiger hätte aber beim Trinken dieses diabolischen Scheindurstlöschers das gewohnte Gefühl des Durststillens, der Durst würde jedoch mit der Zeit immer mehr zunehmen. Ich will nun den weiteren Verlauf

eines solchen Versuches nicht ausmalen, aber er müßte in einer schrecklichen, selbstzerstörerischen Trinkorgie enden.

Merken wir uns vielleicht nochmals den Unterschied zwischen dieser die Instinkte betrügenden Situation und der üblichen Nahrungszufuhrregelung. Wir können zwar zu viel essen oder trinken, aber gleichzeitig wird unser Körper seine natürliche Gegensteuerung intensivieren, so daß wir früher oder später doch aufhören werden. Auch der Temperaturregler kann vielleicht einmal ungenau arbeiten, er würde uns aber trotzdem nicht in unserer Wohnung rösten lassen. In der Theorie heißt es, daß solche Regelungen eine innere Stabilität aufweisen, daß sie besser oder schlechter regeln mögen, aber nicht völlig durchdrehen. Das falsche Getränk stellt eine prinzipiell andere Kategorie dar. Die Regelung ist instabil, weil bereits eine kleine Abweichung vom gewünschten Zustand eine Reaktion hervorruft, welche die Abweichung noch vergrößert. Das könnte bei einem technischen Temperaturregler passieren, wenn zum Beispiel die Signale für die Steuerung von Kalt- und Warmwasser vertauscht verdrahtet wären. Eine zu hohe Temperatur würde dann die Heizleistung weiter steigern, und wenn es zu kalt werden sollte, würde der falsch verdrahtete Regler zu kühlen beginnen. Eine falsch verdrahtete Gans würde dann immer schneller weglaufen, je mehr sie vom Menschen entfernt wäre, und ein falsch verdrahteter Führer würde immer mehr Völker beherrschen wollen, je mehr „Macht“ er bereits besitzen würde.

Nun möchte ich die Erkenntnisse, die uns durch Wespen, Bären, Gänse und Menschen vermittelt wurden, kurz zusammenfassen.

Erstens, die Wesen in der Natur, einschließlich des Menschen, besitzen eine Menge vererbter und erlernter Eigenschaften, Fähigkeiten, Instinkte etc. Die phylogenetisch älteren Merkmale sind dabei schwieriger zu verändern.

Zweitens, die erlernten Reaktionen können unter Umständen zu einem sinnlosen, irrationalen oder dem Wesen schadenden Verhalten umgelenkt werden. Das passiert meistens, wenn ihre Träger mit neuartigen Bedingungen konfrontiert werden, die beim Entstehen des gegebenen Triebes nicht vorhanden waren.

Drittens, das gestörte, unnatürliche Verhalten kann zu einem sich selbst beschleunigenden, zerstörerischen Prozeß eskalieren. Dieser wird sich unaufhaltsam fortpflanzen, wenn die natürliche Regelung durch unechte Rückmeldungen beziehungsweise unechte Empfindungen überlistet wird.

Viertens, zu irrationalen Verhalten können auch normale oder normal wirkende Individuen gebracht werden.

Fünftens, das irrationale Verhalten kann von der Intelligenz des Betroffenen nicht erkannt oder geändert werden. Auch wenn es durch eine „höhere“ Intelligenz enthüllt werden könnte, kann diese Erkenntnis nicht einfach übertragen und dem Leidenden zunutze gemacht werden.

Mit diesen Beobachtungen und Erkenntnissen im Hinterkopf wollen wir nun versuchen, welches Verständnis sie uns in bezug auf die bösen waltenden Gesetze bringen. Im ersten ernstesten Kapitel haben wir festgestellt, daß die nach Macht strebenden Menschen neue, künstliche Hierarchien erfunden und eingeführt haben. Mit ihrer Hilfe können sie dann ein unverdientes Machtgefühl erleben. Sie bezahlen diese Privilegien zwar durch ein entsprechendes Ohnmachtgefühl, aber das ist ja, so könnte man sagen, ihr Problem.

Die entscheidende Frage ist, warum das Machtstreben bis ins Unbegreifliche eskaliert. Warum konnte sich zum Beispiel Napoleon nicht damit zufriedengeben, daß er bereits am Anfang seiner Karriere deutlich über den gesellschaftlichen Rang seiner Familie, seiner Herkunft und seiner bisherigen Umgebung emporgeklettert war? Gemessen an seinen Bekannten, Mitschülern und Rivalen hatte er doch bereits als mittlerer Offizier einen außergewöhnli-

chen Aufstieg geschafft und hätte ihn bis zum Lebensende genießen können. Er wollte aber immer mehr und noch mehr, General, Feldmarschall, Kaiser, all das genügte nicht. Zuletzt hatte er ganze Völker in Kriege hineingezogen, in denen Hunderttausende von Menschen umgebracht wurden. Die gleiche Frage müssen wir uns auch bei allen seinen Gleichgesinnten stellen. Warum wollte der Sklavenbesitzer immer mehr Sklaven haben, obwohl er sie dann manchmal nicht mehr zählen konnte; warum mußte ein Monarch, in seiner Macht bereits ein absoluter Herrscher über Leben und Tod der ganzen Bevölkerung, noch das Nachbarland erobern, warum quetschte der Fabrikant aus seinen Industriesklaven den letzten Groschen aus, auch wenn er selber seine Millionen unmöglich verbrauchen konnte, nicht einmal durch das verschwenderischste Leben? Und warum verzichtet auch ein sonst „normaler“ Wissenschaftler auf sein erlerntes Fach und müht sich jahrzehntelang in den politischen Intrigen der Managementhierarchie ab? Und woher werden alle die Tausende der „dem System Treuen“ in diktatorischen Staaten rekrutiert? Sie bringen es nicht alle so weit wie Napoleon oder Hitler, aber meist fehlt es bei ihnen nicht am Wunsch, sondern an den Möglichkeiten oder Fähigkeiten!

Da zwingt sich der Gedanke auf, ob nicht alle nach Macht Strebenden, insbesondere die Erfolgreichen, schon während ihrer Karriere längst zufrieden sein müßten. Falls sie es nicht sind und weiterhin immer mehr wollen, stimmt etwas mit der echten Befriedigung ihrer Wünsche nicht.

Diese Art Verhalten erinnert auffällig an die Perpetuationen, die wir vorher gemeinsam bei Wespen, Gänsen, Bären und Menschen beobachtet haben. Versuchen wir nun, ob die Handlungen der Machtsüchtigen in das Muster der irreführenden Instinkte passen. Nach meinem Dafürhalten wie angegossen.

Erstens, das Bedürfnis nach Kraft und Macht ist ein angeborenes prinzipielles Streben aller höheren Tierarten, inklusive des Menschen. Der Machttrieb gehört zu den „alten“ Eigenschaften, sitzt also recht „tief“ und kann auch kaum innerhalb einer Generation geändert oder eliminiert werden.

Zweitens, dieser ursprünglich natürliche Trieb kann unter Umständen irreführt werden, so daß ein gestörtes, sinnloses oder gar zerstörerisches Verhalten daraus resultiert. Der Eingang zu diesem Irrgarten besteht aus der Konfrontation eines einverleibten Instinktes mit neuartigen Bedingungen.

Der Instinkt des Strebens nach Führung und die natürliche Bevorzugung der wirklich stärkeren Individuen haben sich zu jenen alten Zeiten gebildet, als die Macht noch auf echten Wegen errungen werden mußte. Wenn einer damals gewonnen hat, dann hat er es auch verdient, und seine Überlegenheit trug zum gesunden Fortdauern und zur Weiterentwicklung der Spezies bei. Der Sieger war mit dem erkämpften Status auch zufrieden. In diesem Sinne gab es keine unechte Machtbefriedigung und vielleicht deshalb auch keine ewig nach noch mehr Macht Gierenden. Ein Ich-möchte-auch-Führer-sein mit erhöhten Machtansprüchen und verminderten Fähigkeiten wurde ohne langes Zögern eliminiert, wahrscheinlich weil er von Natur aus als ein unerwünschtes, ungesundes Element eingestuft wurde. Gemäß Darwinischen Vorstellungen war eine solche Gattung schnell ausgerottet.

Zu den neuartigen Bedingungen, mit denen der ursprüngliche Machttrieb heute konfrontiert wird, gehören alle Erfindungen der jüngeren Gesellschaften, insbesondere die Mittel zur Aufrechterhaltung künstlicher Machthierarchien. Zum Beispiel Schusswaffen, die zum Abdrücken keine überragenden Kräfte, sondern eher eine „unterragende“ Ausstattung an moralischen Qualitäten benötigen. Oder Geld, welches aus einem Unfähigen einen Prominenten fabrizieren kann. Auch die Geheimpolizei zum Schutz der unverdient Mächtigen und zur Unterdrückung der echt Fähigen gehört in diese Kategorie. Und noch einiges mehr, wie wir schon im ersten ernstesten Kapitel festgestellt haben.

Der natürliche, in der damaligen Zeit gesunde Trieb hat sich also unter gewissen spezifischen Bedingungen geformt, jetzt wird er aber in signifikant veränderten Situationen angewendet. Die technischen und sozialen Änderungen haben sich, historisch gesehen, in einer sehr kurzen Zeitspanne abgespielt. Während dieser Zeit konnte sich unmöglich ein tiefsitzender, in Millionen Jahren entstandener Naturtrieb umwandeln und den neuen Gegebenheiten anpassen. Es wird also ein einfacher „Oldtimer“ in einer inzwischen grundsätzlich veränderten, komplizierten Situation eingesetzt. Der Naturtrieb hat eine Aufgabe zu lösen, der er nicht gewachsen ist. Fast wie eine Wespe, die es plötzlich mit einem Forscher zu tun bekommt. Kein Wunder, daß der gute alte Trieb auch manchmal versagt.

Bei der Beobachtung der hinter Licht geführten Instinkte war fast immer so etwas wie eine „Dummheit“ in den Reaktionen der involvierten Wesen festzustellen. Aus der überlegenen Höhe des menschlichen Verstandes war es amüsant, das Verhalten der Wespen, Gänse oder Bären als trivial zu werten. Für die Akteure war es aber der volle Ernst des Lebens. Überlegen wir uns doch einmal, wie unsere Realität von einer Intelligenz, welche um Stufen höher wäre als die unsrige, beurteilt würde? Leider sehe ich mich gezwungen, einzusehen, daß wir wahrscheinlich noch dümmer ausschauen würden als unsere Tierfreunde. Die Wespen haben sich ineffizient abgemüht, die Bären sind unnötig gerannt, und die Gänse haben viel Lärm um nichts gemacht. Sie alle haben sich dabei aber nicht gegenseitig getötet. Zudem haben sie den verdrehten Stand der Dinge nicht realisieren können! Wir als Menschheit sind uns der Malignität unseres sozialen Lebens voll bewußt und sind trotzdem nicht in der Lage, dies zu ändern. Die Bedingung der Zugehörigkeit in die Kategorie der gestörten Reaktionen ist somit mehr als erfüllt.

Drittens, die Eskalation des Machtstrebens weist den charakteristischen Verlauf einer „falsch verdrahteten“ kybernetischen Regelungsschleife auf. Ähnlich wie der Durstige, der eine zu salzhaltige Lösung zu trinken bekommt, nach immer mehr Flüssigkeit verlangt, dürsten auch die Herrscher nach immer mehr Macht. Das Trinken eines unnatürlichen Getränkes hat eine momentane Empfindung des Durstlöschens vorgetäuscht, das Erklimmen einer unechten Machtposition täuscht die Herrschenden durch die Fata Morgana der Statussymbole. Die Herstellung eines physiologischen Gleichgewichtes ist aber durch Einnehmen einer hypertonen Flüssigkeit prinzipiell ausgeschlossen, ähnlich wie psychische Zufriedenheit unmöglich durch unechte, selbstbetrügerische Ersatzbefriedigungen zu erreichen ist. Der an Wassermangel Leidende steigert die Flüssigkeitszufuhr, der am Selbstvertrauensmanko heimlich Leidende sucht sich immer größere Dosen von Dominierungserlebnissen zu sichern.

Viertens, die führenden Herrscher und ihre Anhänger fallen nicht durch irgendwelches abnormes Verhalten auf, mindestens nicht in den Anfangsphasen des Prozesses. Sie genießen umgekehrt oft allgemeines Ansehen – dieses ist schließlich ihr Ziel – und zeichnen sich auch durch verschiedene positive Merkmale aus. Ihre wichtigsten Fähigkeiten liegen allerdings im Bereich des Erreichens und Vergrößerns der Macht.

Es ist bemerkenswert, daß auch bei extrem gestörten Individuen, die für den Tod von vielen unschuldigen Menschen verantwortlich sind, die homicide Neigung im privaten Umgang nicht einmal beobachtet werden konnte. Vom SS-Führer Heinrich Himmler, der zehn bis zwanzig Millionen Menschen auf dem Gewissen hat, wurde gesagt, daß er von seiner Mutter sehr geliebt wurde und ein zärtlicher Familienvater war. Erich Fromm hat zwar Hitler analysiert und eine Nekrophilie diagnostiziert, aber erst nachträglich, als Hitler bereits als einer der größten Verbrecher allgemein bekannt war. Offensichtlich war aber eine große Menge Leute lange nicht in der Lage, die Gestörtheit Hitlers und seines Systems zu erkennen. Ich bin überzeugt, daß genau dasselbe von der Mehrheit der historischen und gegenwärtigen Herrscher zu Recht behauptet werden könnte. Insbesondere in den Kreisen, die sich in irgendeiner Weise an der Machtverteilung beteiligen – und dazu gehören oft ganze Nationen –, werden sie nicht als gestörte Menschen, sondern als Helden bewundert und gefeiert.

Dadurch wird der Selbstbetrug, die falsche Verdrahtung, weiter konditioniert. Etwa wie wenn alle Bekannten dem Durstigen ständig versichern würden, sein Getränk sei köstlich und

durststillend, sie selber würden ja auch gerne trinken. Der machtdurstige Mensch erkämpft sich ein selbstbetrügerisches Ersatzgefühl, wird aber von seiner Umgebung in seinem Irrtum bestätigt, daß er das Gewünschte erreicht habe. Und je realitätsfremder die Situation wird, desto krampfhafter werden sich die Beteiligten gegenseitig in ihrem Wahn unterstützen.

Somit bekommt die menschliche Variante einer außer Kontrolle geratenen Schleife eine neue Dimension. Die irreführten Instinkte in der Natur haben sich auf das einzelne Individuum beschränkt. Die instabile Machtsuchtschleife des Menschen zieht aber andere ähnlich Süchtige an. Was ein einziger Mensch selber nie bewerkstelligen könnte, wird durch eine Gruppe von Gleichgesinnten erreicht. Jedes Mitglied der herrschenden Clique perpetuiert nicht nur seine eigene verdrehte Schleife, sondern unterstützt gleichzeitig auch den Realitätschwund der anderen. Somit wird das supportive Feedback vielfach verstärkt und das Abtreiben vom Normalen beschleunigt.

Dieses Gruppenphänomen ermöglicht es, daß ein deutlich abnormes Verhalten einer ganzen gesellschaftlichen Schicht in einer sozialen Struktur entsteht und eine gewisse Zeit überlebt. Ein krasses Abweichen eines einzigen Individuums vom Rest würde sofort auffallen. Das kann man bei verschiedenen echten psychischen Krankheiten feststellen. In einer bildlichen Analogie könnten wir sagen, daß ein Halm, der alleine quer aus einem Bündel herausragt, sich deutlich vom Rest abhebt. Dagegen fällt ein in einer monotonen Kurve gebogener Strang weniger ins Auge. Diese Allegorie soll veranschaulichen, daß die auf der untersten Stufe stehenden Anhänger eines diktatorischen Systems sich nur wenig von ihren pazifistischen Mitbürgern unterscheiden. Auf der nächsten hierarchischen Stufe unterscheiden sich die kleinen Befehlshaber auch nur um ein unauffälliges Inkrement von ihren Untergebenen. Wenn jede weitere Stufe an der vorherigen gemessen wird, müssen keine auffallenden Abschweifungen zu beobachten sein. Bei einer krummen Pyramide kann aber zum Schluß der Führer an der Spitze in eine völlig abnorme Richtung „zeigen“.

Es drängt sich die Frage auf, wieso der immer krassere Unterschied zum normalen Durchschnitt nicht ins Auge fällt, vor allem auch den Mitgliedern der Hierarchie selbst. Die Antwort mag in der Feststellung liegen, daß sich die herrschenden Gruppen in der Regel von der Bevölkerung zunehmend isolieren. Dafür haben sie sich ja mit den Gleichgesinnten zusammengeschlossen. Teilweise war die Distanz zur „Masse“ beabsichtigt, weil sie sich ja von den „Minderwertigen“ unterscheiden wollten. Manchmal aber waren hier auch unbewußte Kräfte am Werk, weil die normalen Menschen bei den unechten Prominenten die Einsicht in ihre Illusion provoziert haben. So gesehen bin ich davon überzeugt, daß viele Menschen nicht darum umgebracht worden sind, weil sie die Herrscher und ihre Macht wirklich bedroht hätten, sondern weil sie deren Glauben an die eigene Macht untergraben haben. Sind die falschen Herrscher einmal im Selbstbetrug weit genug gegangen, so ist das Eingeständnis der Unechtheit ihrer so hochgespielten Ziele zu bedrohlich. Dann bleibt für einen moralisch schwachen Menschen nur noch die Flucht nach vorne. Das Vorwärts aus der Perspektive des Gliedes einer krummen Kette kann allerdings diametral quer zur Richtung der normal gebliebenen Mehrheit sein.

Alle diese Ausführungen bestätigen, daß die Opfer der irreführten Instinkte bei oberflächlicher Beobachtung keine auffälligen Merkmale aufweisen.

Fünftens, ein Machthungriger kann die Irrationalität seines Verhaltens durch seine mentale Kraft nicht erkennen. Er bekommt sein Gefühl der Befriedigung, er erlebt sich selbst als mächtig. Den Vergleich mit einem echten Stärkegefühl kann er nicht ziehen, weil er es ja nicht kennt. Wie vorher bereits bemerkt, wird er noch von einigen Leuten, mit denen er sich gut versteht, in der Überzeugung der Richtigkeit seines Tuns unterstützt. Es ist wohl unbegreiflich, daß auch die äußerst pathologischen Formen der Herrschsucht, wie sie bei kriegsstiftenden Führern, Terroristen und Homiciden erscheinen, von ihren Trägern und auch ihren Mitmenschen manchmal nicht als abnorm erkannt werden. Die Geschichte lehrt uns aber, daß auch dies, zumindest vorübergehend, möglich ist.

Nochmals verdichtet formuliert, sehe ich also die Ursache des vielen Bösen darin, daß ein natürliches Bedürfnis nach Stärke von gewissen anomalen Individuen durch ein künstlich erlangtes Machtgefühl zu befriedigen versucht wird. Weil die Machtsymbole nur einen unechten Ersatz bieten, mit dem das primäre Ziel nicht erreicht werden kann, entsteht ein unersättliches, akzelerierendes Machtstreben. Durch das Zusammenhalten der herrschenden Kreise wird diese Perpetuation unterstützt und legalisiert.

Diese These der Entstehung und Selbstunterstützung der maligne gewordenen Triebe schließt natürlich andere Formen des Bösen nicht aus. Es gibt mentale Störungen, die auch zu problematischem Verhalten führen können, nur glaube ich, daß es sich dabei eher um einzelne isolierte Fälle handelt.

Der moralische Aspekt meiner Erklärung bedarf noch weiterer Ausführungen. Wenn alle Träger des Bösen so etwas wie ahnungslose Opfer betrogenen Instinkte sind und mit ihrem bewußten Denken außerstande sein sollen, ihre eigenen Missetaten zu erkennen, wie kann man sie dann zur Verantwortung ziehen? Andererseits müssen wir doch versuchen, Wiederholungen der Greuelthaten zu verhindern. Die möglichen Wege zu einer Verbesserung der Lage werde ich in einem späteren Kapitel nachreichen. Jetzt fühle ich mich dazu verpflichtet, aus den bisherigen Betrachtungen Folgerungen zu ziehen:

Offensichtlich ist es möglich, böartige Systeme aktiv zu unterstützen, ohne dies selber immer zu merken. Bildlich gesprochen kann man also auf die schiefe Bahn geraten, indem man selber Teil dieser krummen Linie ist, vielleicht weicht man aber im Vergleich zur Umwelt nur so wenig vom geraden Weg ab, daß es kaum wahrnehmbar ist. Hier hilft nur kritische Selbstreflexion und die Erkenntnis, daß ich nicht gleich Mitglied einer terroristischen Organisation sein muß oder Macht ausüben muß, die mir auf Grund meiner Fähigkeiten nicht zusteht, um bestehende Mißstände zu unterstützen. Das wären erst nur die sichtbaren, aktiven „Krummheiten“. Zu überprüfen ist nämlich auch noch, ob ich auf passive Art dazu beitrage, dem System einen solch verzerrten Spiegel entgegenzuhalten, daß in ihm die verstellte Welt wieder (fast) normal aussieht. Das ist schon bedeutend schwieriger zu entdecken, weil in diese Kategorie auch zum Beispiel das Akzeptieren der machtorientierten Werte, wie Statussymbole, Privilegien, die an Funktionen gebunden sind, etc. gehört. Wohlverstanden auch meine eigenen Privilegien!

Die Erfahrung der eigenen Einstellung zur Macht der anderen über mich und umgekehrt mein Umgehen mit den Möglichkeiten, selber Macht über andere auszuüben, finde ich aber äußerst wertvoll. Viel Mut!

ENTROPISCHES INTERMEZZO

oder woher kommt die gute Energie?

Wasser fließt von oben nach unten, vorläufig zumindest. Vielleicht kommt einmal ein neuer Einstein und zeigt, daß dem wohl meistens so ist, aber nicht immer. Zudem sind unten und oben nur relative Begriffe. Mit einer dem Wasser ähnlichen Beharrlichkeit fließt auch die Wärme nach wie vor vom heißen Gegenstand zum kalten.

Als mir in der Schule mein Physiklehrer diese scheinbaren Selbstverständlichkeiten beizubringen versuchte, hat keiner von uns beiden geahnt, daß ich sie auf eine eigene, ein wenig einseitige Art begreifen würde. Hinter den trockenen Größen aus der Welt der Physik, wie zum Beispiel Energie, Höhe, Druck, Spannung oder Temperatur, haben sich bei mir unbewußt deren Äquivalente aus der Welt der Menschen versteckt. Größe, Energie und Kraft können auch menschliche Attribute sein. Bezeichnenderweise charakterisieren solche Ausdrücke fähige und starke Individuen. Der Physik war somit Leben eingehaucht worden. Eine für viele meiner Mitschüler langweilige Demonstration von elektrischem Strom, der aus dem Gebiet der höheren Spannung in Richtung kleinerer Spannung fließt, war für mich ein heroisches Spektakel, den Sieg des Stärkeren metaphorisch darstellend. Fasziniert von den Spannungen in der Physik und im Leben habe ich zuerst einmal nur die Hälfte der physikalischen Wahrheiten realisiert. Die Sache kommt nämlich erst ins Rollen, wenn ein hoher Spannungsunterschied vorherrscht (oder anders gesagt, die Diskrepanz zwischen den beiden Lagern groß ist). Bei kleineren Differenzen geht es entsprechend gemächlicher zur Sache. Meine Aufmerksamkeit war offensichtlich auf die starken Prinzen gerichtet und hat die Wertung ihrer Gegner außer acht gelassen. Ich habe damit übersehen, wie das Rollen in der Physik auch vom Energiepegel des zweiten Reservoirs abhängt und die Größe des Prinzen-Sieges auch erst unter Berücksichtigung der Stärke seines Gegners beurteilt werden kann.

Es ist übrigens amüsant, festzustellen, daß die Physik tatsächlich in einem Stil des Überlegenheitsprinzips geschrieben ist. Schon die Galileischen Steine sind darum zu Boden gefallen, weil die obere Kante des Turmes in Pisa höher war als der Kirchplatz. Versucht es einmal umgekehrt auszudrücken, z. B., daß die Steine darum fielen, weil der Boden tiefer war als der Turm. Oder daß die Sonne uns wärmt, weil die Erde kälter ist als die Sonne. Das klingt schon sehr seltsam in unseren Ohren, obwohl es physikalisch gesehen eine gleichwertige Aussage ist. Ebenso könnten wir sagen, daß ein Baum dreißig Meter klein ist und ein Ofen tausend Grad kalt ist. Aber nein, wir wollen offensichtlich unsere bewährten Größen groß haben. Kein Wunder also, daß auch ich mich parteiisch auf die Seite der stärkeren Mannschaft geschlagen und nach den glorreichen Siegern Ausschau gehalten habe.

Meine etwas naive Wahrnehmung der physikalischen Gegebenheiten wurde wenige Jahre später durch die Entropielehre verfeinert. In einer vereinfachten Darstellung hat sie mich gelehrt, daß die Energie aus zwei Reservoirs für eine brauchbare Arbeit nur dann gewonnen werden kann, wenn deren Energiepegel verschieden ist. Ich kann also das Wasser aus einem Kübel in einen zweiten fließen lassen und dadurch ein Rad antreiben, es wird aber nur dann funktionieren, wenn die Wasserpegel verschieden hoch sind. Die Höhe des einen ist bedeutungslos ohne den Vergleich mit der Höhe des anderen. Das Erklettern des Fernsehturms mit dem Reservoir unter dem Arm zwecks Erreichen höherer Leistungen ist sinnlos, wenn mir der Versuchspartner mit dem zweiten Kübel dicht auf den Fersen folgt. Das Rädchen dreht sich gleich gemütlich, wie es unten gedreht hätte, der einzige Unterschied ist, daß es da oben auf dem Turm um einiges gefährlicher und unbequemer ist. Wenn ich mit

menschlicher Besessenheit den Reservoirs doch mehr Antrieb abtrotzen wollte, müßte ich zuerst meinen Vergleichspartner austricksen, damit er mit seinem Kübel nicht so hoch klettern könnte wie ich. Zum Beispiel also auf die allerletzte Antennenstange kriechen, wohin er mir nicht mehr folgen kann. Das Wasser würde jetzt schneller rauschen, zumindest so lange, bis der Kübel leer wird.

Es fallen mir schon jetzt Analogien zu menschlichen Situationen ein, in welchen die Zustandsrelationen auch ihre Wichtigkeit haben. Manche Menschen begeben sich auch in überaus ungemütliche Lagen, um solch einen „Höhenunterschied“ zu erzwingen; diesen bezahlen sie allerdings immer wieder mit der Einsamkeit der Unerreichbaren. Aber bleiben wir zuerst noch ein wenig bei der physikalischen Entropie.

Diese sagt uns, wieder vereinfacht, wieviel Ordnung (d. h. in diesem Fall Unterschiede) im gegebenen System vorhanden ist. Diese unauffällig im Hintergrund versteckte Größe besitzt eigentlich eine geradezu magische Macht. Wenn ich zwei Wärmereservoirs bis auf die Temperatur unserer Sonne erhitzen würde, besäßen sie zwar beide eine enorme Energie, diese wäre aber für eine übliche Kraftmaschine völlig nutzlos, denn man könnte aus ihnen nicht die geringste Bewegung des Rädchens herausquetschen. Trotz des riesigen Energieinhalts hat das arme System in unserer vereinfachten Darstellung „keine Entropie“. Paul Davies hat dies – in einem für ein breites Publikum gedachten Buch – sogar mit dem Ausdruck „die Potenz“ der Energie umschrieben. In seinem Vokabular wäre dann die Energie unseres Systems mit den zwei gleich warmen Reservoirs impotent. Demgegenüber können wir aus einem gefrorenen See Energie zum Heizen eines Hauses beziehen, falls die unteren Wasserschichten eine mindestens minimal andere Temperatur haben als die oberen. Übrigens würden sich die Temperaturunterschiede durch den Heizwärmebezug sukzessive ausgleichen, und der See würde entropisch „ärmer“ werden.

Vielleicht hat Euch die Entropie und ihre Veränderungen bisher nicht groß beeindruckt. Aber aufgepaßt! Sollte die einfache Tatsache, daß die Wärme von heißen Körpern zu kälteren fließt ein allgemein gültiges Naturgesetz sein, müßte sich früher oder später im Kosmos überall die gleiche Temperatur einstellen. Ungeachtet dessen, wie hoch diese Temperatur wäre, würde dies den sogenannten „entropischen Tod des Kosmos“ bedeuten.

Diese verhängnisvolle entropische Wirkung kann man auch überall auf unserer Erde beobachten. Die Berge werden durch Erosion abgetragen, mein Auto rostet leise vor sich hin, der Holzzaun wird trotz meiner häufigen Zusprüche und seltener gewordenen Anstriche morsch, die toten Lebewesen verwesen, überall ist die fatale Tendenz zu sehen, in Richtung eines endgültigen starren Gleichgewichts zu streben.

Es geht dabei wirklich nicht um einen einfachen Energieverlust, sondern um Entropieveränderungen. Wenn ein Stein von der Bergspitze abfällt und im Tal aufprallt, verändert sich nicht die Gesamtenergie der beteiligten Erdteile, sondern nur die Energieformen. Die hohe Lage des Steines verwandelt sich in die Wucht seiner Geschwindigkeit, später dann meistens in Wärme. Das gleiche gilt auch für rohe Eier und für die durch alte Erinnerungen noch wertvoller gewordenen Trinkgläser der Großmutter, wenn sie auf den Boden fallen. Die Summe aller Energien bleibt bei allen diesen Vorgängen gleich, sie verlaufen aber immer in einer Richtung. Was hindert eigentlich die Scherben oder sogar die überall eklig klebende Eiermasse, sich schnurgerade zurück zu ihrem Schicksalspunkt zu bewegen, sich dort zusammzusetzen und dann noch auf den Tisch hochzuspringen? Analog können wir verfolgen, wie sich das Eisen meines Autos mit dem Sauerstoff verbindet und zu Rost und Wärme degradiert. Es ist zwecklos, das rostige Auto wieder aufzuwärmen und zu hoffen, aus dem Rost entstehe wieder Eisen und Sauerstoff. In allen diesen Fällen hat sich nämlich der Wert der Entropie verändert, und gegen diese Herrscherin über Leben und Tod ist angeblich kein Kraut gewachsen.

Der zweite Satz der Thermodynamik behauptet, daß dies für alle isolierten (geschlossenen, ohne Kontakt mit weiterer Umgebung) Systeme so sein muß.

Damit nicht alles so einfach ist, wurde die physikalische Entropie so definiert, daß sie steigt, wenn die Ordnung und die Gradienten abnehmen. Ich erlaube mir hier aber eine Sünde, der liebe Physiklehrer möge sie mir verzeihen, und werde als „entropiereich“ eine Situation bezeichnen, wo sich die Rädchen eben munter drehen und das Leben blüht. Dementsprechend werde ich für die Flaute und Monotonie der Gleichheit den Ausdruck „entropiearm“ verwenden.

Hoffen wir, daß es im Universum wieder neue Entropiequellen gibt oder es mindestens noch eine Weile dauert, bis sich alles in tödlicher Langweile aufgelöst hat, weil ich mit Euch nämlich noch über entropische Analogien im Menschenleben nachdenken möchte.

Der Begriff Energie in einem auf Menschen übertragenen Sinn ist recht geläufig. In der Regel werden Energie und ihre Auswirkungen als angenehm empfunden. Ähnlich wie in der Physik bringt die menschliche Energie auch im Leben die Sachen ins Rollen und folgt sogar ähnlichen Gesetzen.

Wie steht es denn mit der Entropie? (Oder sollte ich sie vielleicht „Anthropie“ taufen?) Ich glaube, daß in der menschlichen Welt, ähnlich wie in der physikalischen, die Entropie die wichtigste Antriebskraft, im übertragenen Sinne also Quelle von Energie, Freude und Leben ist. Die Entropie wird gesucht, genutzt, genossen, aber auch falsch angewendet oder mißbraucht. Wenn sie von selbst aus einer Quelle entspringt, sind die Leute glücklich. Sie können aber auch süchtig werden, und wenn nicht genug von selbst kommt, versuchen sie an der Quelle zu „saugen“, indem sie künstliche Entropiesubstituenten produzieren. Kurz gesagt, wenn mich jemand fragen würde, was dem Menschen im Leben das Wichtigste sei, würde ich ohne Zögern sagen: die Entropie.

Tatsächlich nehmen die Menschen die reinen „energetischen“ Zustände kaum wahr, sondern vor allem deren Unterschiede. So ist zum Beispiel die Wahrnehmung von Reichtum und Macht in ihrem absoluten Wert fast unmöglich. Wenn alle Bürger den Rang eines Königs hätten, könnten sie ebensogut auch alle Bettler sein. Mit den Statussymbolen ist es das gleiche: Wenn alle Hamsternde gleich viele Millionen auf dem Konto hätten, könnten sie zwecks Papiersparens einige Nullen einfach streichen. Zurückprojiziert auf unsere physikalischen Analogien würde das heißen, daß es allen gelungen ist, den Turm bis zur gleichen Höhe zu erklettern, oder daß sich jeder einen gleich hohen Turm gebaut hat und auf der äußersten Spitze balanciert. Ergo, einen König kann es ohne den Untertanen nicht geben, und keiner kann reich sein, wenn es keine Ärmeren gibt. Es ist also die Entropie, die Pfeffer ins Leben bringt, sie und nicht die Zustandsgrößen selber. Interessanterweise ist ein König in diesem Sinne mehr vom Vorhandensein der Untergebenen abhängig als umgekehrt. Ein Volk kann auch ohne einen Führer existieren, hingegen kann es keinen Führer geben, wenn er kein Volk findet, das ihm zur Verfügung stehen würde.

Wenn wir Zustände als relativ erleben, wie steht es dann mit dem Erleben der Fähigkeiten? Auch hier kann der Prinz seinen Rang praktisch nur an der Stärke seiner Gegner messen; wenn er sich als besonders „muskelprotzig“ bezeichnen will, muß er den „muskelprotzigsten“ herausfordern. Wenn er dann auf eine ehrliche Art siegt, wird er sich stark fühlen und Prinz bleiben. Wenn er aber die entropischen Gesetze zu mißbrauchen versucht, zieht er gegen wehrlose, friedliche Wesen ins Feld. Dadurch verschafft er sich zwar ein Gefühl der Überlegenheit und kann sich sogar auch als Sieger rühmen beziehungsweise rühmen lassen, mutiert dabei aber vom Prinzen zum Gauner.

Das entropische Gesetz, in symbolischer Form auf menschliches Leben übertragen, ist in vielen Situationen anzutreffen. Manche Leute führen ein entropisch armes Leben, vielleicht aus Angst. Sie vegetieren in einem lauwarmen Inkubator und vermeiden alle Quellen der Aufforderung oder Herausforderung, damit aber auch der Belohnung. Ein dem entropischen Tod des Menschen nicht unähnlicher Zustand. Andere wiederum erhöhen ihre Lebensentro-

pie auf halsbrecherische Art. Die einen ignorieren die Aufforderungen des Lebens zur Aktivität, die anderen reißen sich durch russisches Roulette aus der Langeweile.

Und damit komme ich zu zwei faszinierenden Entdeckungen in der Lehre der menschlichen Entropie.

Die erste ist, daß wir Menschen den Wert der Entropie unseres Lebens willentlich beeinflussen können. Das ist einer der bedeutendsten Freiheitsgrade, den wir gegenüber der physikalischen Welt besitzen. Die Steine in Pisa mußten passiv warten, ob sie Galileo für seine Versuche auswählen würde. Zudem erwartete die Auserwählten nur ein Wettbewerb im Herunterfallen vom Turm, wobei jeder Absolvent der obligatorischen Schulbildung weiß, daß die Bedingungen fürs Rennen unfair waren; keiner der Teilnehmer konnte gewinnen. Demgegenüber kann der Mensch den Grad seiner Lebensentropie weitgehend selber bestimmen. Er kann also auf dem Kirchplatz unten dösen und warten, ob ihn jemand auf den Turm hinaufträgt. Er kann aber auch hinaufwatscheln und die herrliche Aussicht von oben genießen. Wem das noch zu wenig ist, kann dem verträumten Mädchen beim Eingang offerieren, sie hinaufzubegleiten. Im letzten Fall kann es allerdings passieren, daß seine Lebensentropie soeben im Begriff ist, einen Rekordausschlag über die ganze Skala zu exerzieren.

Es gibt aber eine zweite, noch beeindruckendere Feststellung, es sieht nämlich so aus, als ob es verschiedene Qualitäten der Menschenentropie gäbe. Hier ist die Physik einfacher. Die physikalische Entropie hat keine Farbe, und es wäre lächerlich zu sagen, es gibt eine gute und eine schlechte Art Entropie. In der Regel hüte ich mich davor, Begriffe wie gut und schlecht bei Menschen zu verwenden, aber bei der Entropie sei es mir erlaubt.

Zumindest von außen betrachtet, sehen Menschen nach einer entropischen Veränderung manchmal aus, als hätten sie soeben die erfrischende Aussicht vom Turm genossen, ein anderes Mal aber eher, als ob sie einem der Versuchssteine auf Galileos Testbahn gefolgt wären.

Die erste Kategorie scheint zunächst häufiger zu sein, ich befürchte aber, daß die „schlechten“ Entropien gerne versteckt bleiben. Hier ein kleines Beispiel:

Ein Kollege wurde kürzlich pensioniert. Schon längere Zeit vorher hatte er sich wiederholt über den Streß an seinem Arbeitsplatz beklagt und von der bevorstehenden Pensionierung geschwärmt. Endlich Ruhe, keine Termine, keine Konflikte, keine Hetzerei. Nach so vielen Jahren pausenloser Arbeit wollte er am liebsten nichts tun, vielleicht ein wenig spazieren und im Freundeskreis Karten spielen. Dies werde ihm sicher gefallen, meinte er im voraus wissen zu können; er hatte das ja während der Wochenenden und im Urlaub erlebt. Kurz nach der Pensionierung und nach dem Ende des Stresses kam die Krise. Er kämpfte mit der Leere des Nichtstuns, fühlte sich überflüssig und abgeschrieben.

Meine Erklärung seines Schicksals ist, daß er die Ruhe und das Nichtstun als einen Gegenpol zu seinem übertrieben gestreßten Leben genossen hat. Je mehr er sich abhetzte, desto mehr sehnte er sich nach einem Abschalten. Eigentlich logisch, fast banal. Nun hat er aber dem Faulenzen irrtümlicherweise einen Dauerwert zugeschrieben, den es für ihn gar nicht hat. Passive Ruhe kann sicher ein echtes und schönes Erlebnis sein. Sie schöpft aber ihren Erlebniswert aus dem entropischen Kontrast mit der aktiven Tätigkeit. Die übermäßige Freude unseres Tüchtigen am Nichtstun konnte nur durch seine übermäßige Geschäftigkeit zustande kommen und ist, für ihn unerklärlich, genau in dem Moment verschwunden, als er sie endlich hätte genießen können.

Auf dem gleichen Prinzip dürften auch viele andere Fälle der Unzufriedenheit und schlechten Laune basieren. Wenn wir wiederholt eine Anstrengung unternommen haben, war das anschließende Ausruhen sicher sehr angenehm. Oder wenn wir lange für den Kauf eines Gegenstandes sparen mußten, war die Freude am erfüllten Wunsch groß. Es ist aber eine Illusion zu glauben, daß der Genus durch das Ausstrecken der Glieder oder durch das neue

Besitztum alleine garantiert ist. Die wirkliche Freude stammt aus dem Ausstrecken von *müden* Gliedern und aus dem Erwerb eines *angestrebten, hart erarbeiteten* Gegenstandes. Wenn ein ausgeruhter Mensch seine Glieder faul lagert, kann er sich höchstens langweilen. Und Sachen nach Belieben einkaufen zu können degeneriert zum „Kommissionen machen“. Das Schlimmste, was uns passieren kann, ist, Zeit und Geld zu haben, aber keine echten Bedürfnisse mehr. Ich frage mich, ob dieses Phänomen nicht die Ursache vieler sozialer Krankheiten ist. Zu viele von uns haben den natürlichen Rhythmus der Anstrengung und Belohnung verloren, wir möchten immer nur belohnt werden. Dieser Wunsch kann aber wahrscheinlich nicht erfüllt werden, nicht einmal den reichsten oder „mächtigsten“ Menschen.

Dieses Prinzip hat auch seinen Gegenpol. Ein übermäßiges Leiden, welches von Zeit zu Zeit mit einem süßen Tropfen belohnt wird. Schlechte zwischenmenschliche Beziehungen wimmeln von solchen entropischen Fallen. Ich meine, zu viele Höhenflüge werden jeweils mit dem Preis einer Bruchlandung bezahlt. Noch genauer wäre es zu sagen, daß es meistens gar keine Höhenflüge sind, sondern ein solches Gefühl auch entstehen kann, wenn man nach längerem Waten im Morast ein paar Schritte auf solidem Boden macht.

Interessant, wie wir Menschen gewisse entropische Fallen als solche sofort erkennen, andere dagegen nur mit größter Mühe. Um mit einem ganz durchsichtigen Beispiel anzufangen: ich glaube nicht, daß jemand Touristen in einen Brunnen vor dem Turm in Pisa locken könnte mit dem Versprechen, daß nach einem mehrstündigen Aufenthalt in der Einsamkeit des Loches das Heraufkommen auf den Kirchplatz von einem einmaligen Freudegefühl begleitet sein werde. Man könnte lange und im Prinzip auch völlig logisch argumentieren, daß der Kontrast zwischen dem Brunnenboden und dem Kirchplatz noch größer sei als derjenige zwischen der ebenen Erde und der Turmspitze, infolgedessen dieser Unterschied auch intensiver erlebt werden müsse. Die Mehrheit der Menschen scheint hier genug gesunden Verstand zu besitzen und zieht das Erklimmen des Turmes dem Kerker auf Zeit vor.

In zwischenmenschlichen Beziehungen gibt es aber unzählige Leute, die jahrelang zwischen der Folterkammer einer menschenunwürdigen, zermürbenden Streitpartnerschaft und dem Spaziergang im Gefängnishof einer vorübergehenden Versöhnung pendeln. Die wärmenden Sonnenstrahlen auf dem Hof genießen sie süchtig und akzeptieren dann wieder den Abstieg in die unterirdische Zelle. Manchmal wird diese „Wärmepumpe“ verteidigt mit der Behauptung, nichts sei süßer als eine Versöhnung nach einem ausgiebigen Krach. Außerdem hätten sie sich für ihre Zelle soeben eine neue Blechplatte als Tisch besorgt, es sehe jetzt viel gemütlicher aus als noch mit dem alten, morschen Brett. Kinder, meine Lieben, es gibt süßere Belohnungen als Versöhnung, es gibt Ausflüge aus dem Hof in die Berge, und es gibt ein intensives Liebesgefühl, welches nicht durch Leiden verdient werden muß.

Mit Hilfe der „Entropielehre“ kann oft eine sehr vernünftige Einstellung zu vielen Themen des Alltags gewonnen werden. Das möchte ich an einigen wenigen Beispielen zeigen.

Nehmen wir einmal die wohlbekannteste Situation, wenn Leute etwas Angenehmes entdecken. Das kann das Trinken einer neuen Sorte Tomatensaft sein, Computerprogrammieren oder eine neue Liebe. Nicht selten schöpfen sie dann aus dieser Quelle der Freude (sprich Entropie) alles, was sie hergibt, und wenn der spendende Strom nachläßt, versuchen sie fast an der Leitung zu saugen. Dadurch „überstillen“ sie ihre eigentlich gesunden Bedürfnisse dermaßen, daß sie nach einer gewissen Zeit statt Freude nur Überdruß verspüren. Da bekommt einer bei Freunden Tomatensaft zu kosten, und weil ihm dieser sehr schmeckt, kauft er davon gleich vier Kisten und trinkt ihn morgens, mittags und abends. Ein anderer hämmert nun schon die siebte Nacht auf der neuen Tastatur, weil er endlich eine unbekannte Variable berechnen will. Der dritte hat sich mit der neuen Freundin auf eine einsame Insel verzogen. Darüber, was er morgens, mittags und abends macht, wollen wir uns in Schweigen hüllen, ebenso verzichten wir auf die Frage, ob seine Bekannte berechenbar oder variabel ist.

Nicht selten passiert es dann aber, daß der erste nach einer Woche Tomatensaft nicht mehr riechen kann, ihm bereits bei der Erinnerung daran übel wird. Er ißt nicht einmal Spaghetti

Napoli und hat sogar einen Vertreter rausgeschmissen, weil der Arme sich als „Tom Attenhofer“ vorgestellt hat. Der bleiche Computerfreak schwört, nie mehr im Leben eine Tastatur zu berühren und sattelt auf variable Bekannte um. Auf der Insel brennt es zwar immer noch, aber aufgeregte Urlaubsgäste auf dem Festland behaupten, der Rauch erscheine jetzt an zwei verschiedenen Stellen und eine der Rauchfahnen werde systematisch durch das deutliche SOS-Muster unterbrochen.

Die Erklärung dieser und ähnlicher Vorfälle ist sehr einfach. Das erste Erlebnis kann sehr beeindruckend sein. Das verführt zu der falschen Vorstellung, daß es in gleicher Intensität beliebig oft und zu jeder erdenklichen Zeit immer wieder hervorgezaubert werden könne. Inzwischen wird die Entropiequelle teilweise aufgebraucht und liefert, den Naturgesetzen folgend, immer weniger Genuß. Der unersättliche Mensch verlangt aber eine weitere Freuden-zufuhr und beginnt mit Hilfe zahlreicher Tricks die Befriedigung krampfhaft aufrechtzuerhalten. Der Tomatensaft wird mit immer schärferen Ingredienzen gewürzt, für den Computer werden neue Spiele angeschafft, und auf der Insel werden vielleicht auch schärfere Spiele ausprobiert. Somit kann sogar eine entropisch inverse Situation entstehen, indem die natürliche Weisheit des Körpers und der Psyche jetzt in einer Selbstschutzreaktion den umgekehrten Gradienten und die andere Stromrichtung als angenehm empfinden läßt. Es ist im Moment schöner, keinen Tomatensaft zu trinken, keine Programme zu schreiben und keine Ekstase zu erleben. Das ist eine ganz natürliche Reaktion, schade nur, daß einige enttäuschte Süchtige von jetzt an Tomatensaft zur Rache Gottes erklären, Computer zu Teufelmaschinen und die Frauen zu einer Kombination von beidem.

Ich finde es aber schade, wenn so schöne Dinge wie Tomatensaft trinken, Computer programmieren und eine gemeinsame Feuerstelle mit einer netten Frau auf der Insel teilen in ein so schlechtes Licht gerückt werden. Ich glaube, mit etwas Verständnis für die entropischen Gesetze beim Menschen kann man jeden Tropfen, jede unbekannt Variable, ja auch jede variable Bekannte intensiv und auch lange genießen.

Hier haben wir eine weitere Eigenschaft der Menschenentropie kennengelernt, nämlich ihre Dynamik. Das Ding lebt mit uns, kann einmal groß sein, das nächste Mal fast verschwinden, um später mit neuer Intensität wieder aufzuflackern. Sie kann vor allem von selbst immer wieder entstehen oder hervorquellen wie Wasser aus einem Brunnen. Es scheint aber, daß die menschliche Entropie in mancher Hinsicht den Menschen ähnelt. Wenn sie gut behandelt und gepflegt wird, gedeiht sie. Sie kann aber auch launisch reagieren wie eine Muse, insbesondere wenn sie sich wie eine Bedienstete fühlt. Dann kann sie sogar unangenehm werden. Solche Schwankungen können zuerst unverständlich sein und dem Uneingeweihten auch Probleme bereiten. Dabei genügt nur ein wenig Einsicht, und die gleichen Gesetze helfen uns, in aller Freude den natürlichen Energiestrom zu genießen.

Meine Beobachtungen sind nicht unbedingt neu, sie sind sowohl ein Bestandteil einer allgemeinen Weisheit wie auch wissenschaftlicher Studien. So können wir zum Beispiel auch bei Erich Fromm lesen, daß manche Leute die Intensität des Gefühles beim Kennenlernen eines Partners der Größe der Liebe zuschreiben. Dabei kann sie (die Intensität nämlich) aber auch einfach Ausdruck der Sehnsucht eines zu lange oder gegen seinen Willen alleinstehenden Menschen nach einer zwischenmenschlichen Beziehung sein (locker übersetzt und interpretiert von mir).

Das war eine „genießersische“ Entropie. Ein anderes Beispiel der Entropielehre ist die Kategorie der falsch verstandenen eigenen Wünsche.

Hierzu gehören all jene Ziele, nach denen gewisse Leute lange streben, an denen sie aber, sobald sie erreicht sind, jedes Interesse verlieren. Es gibt zahlreiche Ehepaare, die mit großer Mühe, dafür in beneidenswerter Kooperation ein Haus bauen. Jahrelang wird geplant, gespart, geschuftet und in Vorfreude geschwelgt. Eines Tages steht das erträumte Häuschen da, und kurz darauf folgt der Krach, nicht selten ein fataler. Ebenso kann man nach einer unerreichbaren Frau, nach Geld, Job, Positionen, Funktionen und Gott weiß was seh-

lichst trachten, am Ziel angelangt dann aber doch meinen: „Ich habe mir das anders vorgestellt.“

Vielleicht liegt da der Hase im Pfeffer. Vielleicht war es nicht primär der Wunsch nach der gemütlichen Wärme des Familienhauses, der den Antrieb gab, sondern das Bedürfnis, eigene Fähigkeiten zu beweisen, unterschwellig empfundene partnerschaftliche Probleme zu überspielen oder ganz einfach der Drang nach Aktivität. Auch das Attribut einer (scheinbar) unerreichbaren Frau ist kaum eine Eigenschaft, auf der sich eine liebevolle Partnerschaft aufbauen läßt. Der natürliche entropische Gegenpol zum Unerreichbarsein ist eher ein Instinkt aus der Kategorie der Jagdtriebe oder Selbstbestätigung. Mit dem Gewinnen des Angestrebten ist diese entropische Quelle entladen, der Jäger wacht aus seinem Rausch auf und befindet sich überrascht in einer unerwarteten Lage.

Es sieht so aus, als ob uns manchmal eine Verwechslung von natürlichen entropischen Paaren unterläuft. Zu Bedürfnissen wie Liebe, Zusammengehörigkeit oder Anerkennung kreieren und verfolgen wir artfremde Wünsche wie Erobern, Politisieren oder das Anhäufen von Statussymbolen. Umgekehrt wollen wir manchmal vielleicht in der Tat erobern, kämpfen oder Macht empfinden; tarnen dann aber diese Bestrebungen durch die Vorgaukelung hehrer Ziele. Die Liebe des Lebens, die Einführung eines x-beliebigen Ismus oder das Wohl des Vaterlandes verlangen dann (als ob) eine solche Aktion unsererseits, die zum Erreichen der (bewußt oder unbewußt) versteckten Begehren führen. Auf die Art versuchen wir aber eine Schleife aus zwei Enden zu binden, die zu zwei verschiedenen Bändern gehören.

Beim Beispiel des langen Hausbaus wurde auch die Frage der langfristigen Dynamik angesprochen. Das heißt, wieviel Entropie kann ich „hamstern“, bevor ich sie in Genuß umwandeln kann? Bei den einfachen Entropien scheint die Antwort einfach zu sein. Ich kann kaum ein Jahr lang hungern und dann zweihundert Steaks in höchster Ekstase verzehren. Vielleicht kann ich mich relativ lange auf ein bevorstehendes Ereignis freuen, falls sich dessen Auftreten nicht beschleunigen läßt. Wenn ich aber in einer masochistischen Tendenz zugänglichen Freuden immer wieder entsage, komme ich vielleicht gar nicht dazu, die in dieser angehäuften Spannung vorhandene Befriedigung zu beziehen. Als Beispiel würde ich hier die Leute erwähnen, die lebenslang sparen, ohne sich auch relativ „übliche“ Genüsse wie eine Urlaubsreise oder eine Hobbyausrüstung zu gönnen. Natürlich muß ihnen das wachsende Konto Freude bereiten, die Frage ist nur, ob sie nicht dabei eine unter Umständen intensivere Freude verpassen. Jedenfalls würde ich auf keinen Tropfen Fruchtsaft, keinen Computerbit und keinen beschleunigten Herzschlag mit der Überlegung verzichten, später werde es noch besser schmecken oder bessere Sorten geben.

Der Begriff der Entropie ist bekanntlich auch in der Nachrichtentechnik sehr wichtig. Ein brauchbares Signal muß sich von dem Hintergrundrauschen genügend stark unterscheiden. Und die zwischenmenschliche Kommunikation? Seht nur das Beispiel eines Kindes, welches das Pech hat, von seinen Eltern unverhältnismäßig häufig getadelt zu werden. Es gewöhnt sich daran und reagiert mit keiner einzigen Faser mehr als andere Kinder mit vernünftigeren Eltern. Das Kind reagiert darum nicht, weil die Kommunikation entropisch „arm“ ist. Ist Euch schon aufgefallen, daß zum Beispiel auch im gleichen Stil wiederholte Liebesbeteuerungen ihre Bedeutung einbüßen, wenn sie entropisch arm werden und den Charakter eines Hintergrundrauschens annehmen?

Offensichtlich kann ich hier unmöglich alle entropischen Fallen beschreiben, nicht einmal die Kategorien. Ich überlasse es darum Euch, sie selber zu suchen und die Quellen der Freude, die darin für Euch verborgen sind, zu entdecken.

Ich glaube, es gibt eine Reihe von natürlichen positiven Entropiequellen im Leben eines Menschen. Die einfachen sind mit unseren primären Bedürfnissen identisch. Ich lade Euch ein, einige Gedanken zu diesem Thema mit mir zu teilen.

Beginnen wir mit dem entropischen Paar Hunger – Essen. Hunger ist ein natürlich wiederkehrendes Mangelgefühl, das, wenn es gestillt wird, eine angenehme Empfindung erzeugt. Eine ideale Entropiequelle. So zuverlässig, daß uns bei genügend großem Hunger alles schmeckt, inklusive Erzeugnisse der Militärküche, Eintopf der Schwiegermutter, die ja bekanntlich überhaupt nicht kochen kann, oder eigene Erstversuche mit Boeuf Stroganoff. Mit weniger Hunger muß das Essen entsprechend schmackhafter sein, wenn es gleichen Genuß liefern soll, soweit sind wir schon in den entropischen Überlegungen geübt. Es sieht also so aus, als ob wir die natürliche Genußquelle ein wenig anregen können. Allerdings würde sich ein konsequenter Entropieforscher sofort fragen, woher diese zusätzliche Freude kommt und wieso der Körper bereit sei, ein anders zubereitetes Essen mit mehr Genuß zu belohnen.

Nun basieren die meisten Tricks zur Geschmacksverbesserung auf Salz, Fett oder Zucker. Dies sind aber genau die Stoffe, welche Tiere (inklusive unserer Vorgänger) meistens begehren und in der Natur mit mehr oder weniger Mühe suchen müssen. Diese Ingredienzen sind darum seit eh und je mit der entsprechenden Entropie geladen. Mit ein bißchen gutem Willen könnten wir uns vorstellen, daß diese entropische Erfahrung während der Millionen Jahre dauernden Wiederholung ins Erbgut aufgenommen wurde. Die Tatsache, daß wir heute ein scheinbar hoffnungslos mißratenes Gericht durch eine herzhafte Portion Sahne retten können, eröffnet uns die Möglichkeit zu einer faszinierenden Hypothese.

Es macht nämlich den Eindruck, wie wenn Entropie übertragen, vermacht oder geerbt werden könnte, fast wie ein Bankkonto. Alle Wesen vor uns, welche am Mangel bestimmter Substanzen litten, schenken uns eine Befriedigung, die für uns leicht zugänglich ist. Wenn wir über Generationen genug (oder sogar zu viel) zu essen bekommen, wird diese Freudenquelle sukzessive ihre Ergiebigkeit einbüßen.

Das ist zwar die Erklärung, warum uns etwas mehr schmecken kann, die Frage ist aber immer noch offen, ob wir unsere Entropieerhöhung tatsächlich umsonst bekommen haben. Fügen wir noch hinzu, daß wir unserem Körper deutlich öfter gastronomische Freuden abverlangen, als es natürlich wäre, und schon sind wir bei der heute gültigen medizinischen Beurteilung unserer Eßgewohnheiten angelangt: zu fett, zu salzig, zu süß, zu viel. Die Frage ist somit beantwortet.

Der Trick mit der Sahne erinnert mich noch an eine andere Möglichkeit, das Gesicht des Gastgeber zu retten. Wenn alles mißlungen war und die Gäste trotzdem gefüttert werden mußten, habe ich mein Erzeugnis zu einer (erdachten) exklusiven Spezialität erklärt. Ein berühmtes Volk habe genau diese Speise, vorzugsweise zu außerordentlichen Anlässen, als Opfer für die Götter und Belohnung ihrer Menschenkinder, feierlich vorbereitet. Das Gericht habe auch so schwarz aussehen und diese köstlichen harten Knollen enthalten müssen.

Dadurch habe ich eine andere Entropie offeriert, die von ungewöhnlichem anstatt von gutem Essen. Ihr werdet mir nicht glauben, was alles unter solchen Bedingungen von sonst verwöhnten Gästen verzehrt wurde.

Jetzt würde mich noch die Frage interessieren, ob man auch die vom Körper offerierte Entropie vernachlässigen kann. Unglaublich, aber wahr: Einerseits jagen die Menschen neuen Genüssen nach, andererseits lassen sie leicht zugängliche „ungenossen“ vergehen. So will sich einer zum Beispiel durch Essen während des Fernsehens gierig noch einen zweiten Genuß bereiten, weiß aber dabei entweder nicht, was er gegessen hat, oder läßt sich entgehen, ob die blonde Schönheit auf dem Bildschirm jetzt den Ehemann oder den Geliebten betrügt.

Eine sehr schöne und meiner Ansicht nach auch andauernde Entropiequelle ist die Liebe in allen ihren Formen. Sicher zähle ich dazu auch die sexuelle Form von Liebe, die aber sowieso im Zentrum des allgemeinen Interesses steht. Eigentlich schade, weil dadurch die anderen Formen der Liebe beinahe in den Hintergrund treten. Auch beim Sex können wir aber die entropischen Gesetze deutlich sehen. Was die Menschheit alles unternimmt, um diese

Freudenquelle bis zum letzten Tropfen auszuschöpfen, muß ich Euch nicht wiederholen. Es wäre aber schwierig zu sagen, ob es auch wirklich etwas nützt. Zum Versuch, die sexuelle Libido zu erhöhen, zähle ich übrigens nicht nur die freie Liebe der siebziger Jahre, sondern auch die eigentlich unsinnigen Sexverbote in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Wir können unsere Körper in Kleider hüllen und dadurch vielleicht den Ausziehrefiz provozieren. Wir können auch mehr oder weniger nackt herumlaufen und den Anblick unverhüllter Körper genießen, dann wird die Nacktheit allein ihre sexuelle Bedeutung verlieren. Wir können den Sex verbieten, und er gewinnt entropisch den Reiz der verbotenen Früchte, oder wir können ihn uns durch Pornomagazine soweit verekeln, bis erst wieder eine nett, aber vollständig angezogene Frau verführerisch wirken wird. Ich neige dazu, zu meinen, daß wir trotz aller solcher Mühen nicht viel mehr aus der Natur unserer Körper „aussexen“ können, als sie selber offeriert. Einen Beweis dafür finde ich am Beispiel Indiens, wo, so lauten meine Informationen, Sex für etwas Normales und Natürliches gehalten wird. Es besteht kein Grund dafür, ihn entweder zu verstecken oder künstlich aufzublasen. Ich wette, eine solche Einstellung ist die beste Voraussetzung für Eure nächsten fünfzig Flitterjahre. Außerdem bin ich überzeugt, daß beim Pflegen auch anderer Formen der Liebe die Insel mit der gemeinsamen Feuerstelle länger oder sogar für ein ganzes Menschenalter eine Paradiesinsel hätte bleiben können.

Jetzt kommt etwas! Arbeit als natürliche Entropiequelle. Ihr braucht Eure Gesichter gar nicht zu verziehen, es ist so. Entropisch heißt das sogar, möglichst anspruchsvolle Arbeit zu verrichten, wenn man intensive Befriedigung wünscht. Ich glaube, eine sinnvolle Beschäftigung liegt im Knotenpunkt mehrerer Energiepaare. Einmal ist es der Dipol Bemühung – Ausruhen, dann das Vergleichen meiner Arbeit und somit meiner Fähigkeiten mit denen meiner Kollegen oder Rivalen, und drittens enthält die Mehrheit der anspruchsvollen Tätigkeiten Problemphasen, die uns fordern und entropisch die Freude am Erfolg ermöglichen.

Das tönt zunächst einmal ganz schön trocken, wie aus dem Mund des alten Lehrers, der Euch zu mehr Arbeit anzuhalten versuchte – wenn ich mich recht entsinne, vergeblich. Mit um so größerer Überzeugung möchte ich Euch kundtun, daß ich persönlich dank entropischen Überlegungen einen Weg gefunden habe, das Verhältnis von angenehmer Arbeit zu unliebsamer Pflicht eindeutig zu meinen Gunsten zu verschieben. Ihr habt als gesunde Menschen ein Bedürfnis nach Aufgaben und eine entsprechende Freude an deren Erfüllung. Wenn die Arbeit im Endeffekt nicht überwiegend Befriedigung bringt, dann stimmt etwas mit der entropischen Verteilung nicht. Übrigens gilt das gleiche auch für Freizeitbeschäftigung, zwischen einem Hobby und einer Arbeit liegt schließlich nur ein formeller Unterschied (oder sollte zumindest!).

Betrachten wir zuerst einmal das Hobby. Es muß tatsächlich einen gewissen Schwierigkeitsgrad enthalten, sonst hat es keine Chance, wiederholt Freude zu spenden. Um konkreter zu werden: Ich muß immer schmunzeln, wenn ich die Pilzsammler oder Hobbyfischer jammern höre, die Wälder seien von Gott, vor allem aber von Pilzen verlassen und man könne jeden Sonntag am Ufer hocken, fluchen, hoffen und wieder fluchen, die Fische hätten sich angesichts unserer verdorbenen Welt für immer verkrochen. Dabei sollten sich diese Enttäuschten bei der Mutter Natur, bei Gott oder bei der allmächtigen Entropie dreimal am Tag dafür bedanken, daß dem so ist, sonst würden sie ja ihr Hobby verlieren! Was wäre das für ein Spaß, in den Wald zu gehen, wenn man ständig auf Schritt und Tritt jede Menge Pilze finden würde und korbweise nach Hause zu schleppen hätte! Darauf würde sich bald auch der leidenschaftlichste Pilzsammler etwa so freuen wie auf die Aufforderung „Wir haben kein Mineralwasser mehr, würdest du bitte ein paar Kisten holen?“. Und Fische einfach nur aus dem Wasser zu ziehen ist ähnlich spannend, wie sie in einem Laden zu besorgen, nur sind die im Laden nicht so verflucht glitschig.

Nun bringt auch das umgekehrte Extrem kaum die erwünschte Lösung. Wenn ich mich entscheide, einen aus zehntausend Miniaturstücken bestehenden Baukasten der Titanic zusammenzubasteln, werde ich mich nach fünfundzwanzig Jahren vielleicht fragen, welcher Teufel mir damals diesen Floh ins Ohr gesetzt hat. Insbesondere wenn ich weiß, daß mein Versuch, eine Briefmarke anzukleben, auch damit enden kann, daß mein neues Hemd ver-

klebt und der Brief durchnässt ist, die eine Hälfte der Briefmarke offensichtlich von mir verschluckt wurde und die zweite Hälfte mit einer Rasierklinge aus Eric's Schulzeugnis entfernt werden muß.

Es gehört schon zur subtilen Lebenskunst, Arbeit und Freizeit optimal entropisch zu gestalten. Aber es lohnt sich!

Die nächste Entropiequelle ist mit der vorherigen leicht verwandt. Lernen! Natürlich weiß ich, was Ihr jetzt denkt und sagt, aber Ihr werdet die Freude am Lernen auch entdecken. Übrigens kann Eure Einstellung zum schulischen Lernen höchstens die Fehler des Schulsystems widerspiegeln, nicht eine negative Eigenschaft des Lernens selbst. Die Kombination „nicht wissen – wissen“ oder „nicht können – können“ ist doch eine so ausgiebige, natürliche Entropiequelle, wie es nur wenige gibt. Wenn Essen, Liebe und Beschaffen der Nahrung zu den Grundbefriedigungen eines jeden Lebewesens gehören, so ist das Lernen fast so etwas wie ein Hobby der Natur selbst. Die ganze Entwicklung der unzähligen Lebensformen und deren faszinierende Anpassungsfähigkeit, was ist das anderes als ein ständiges, unermüdliches und dazu entropisch sehr reiches Lernen? Das Entstehen einer neuen Spezies wurde immer von einer Notwendigkeit diktiert. Und die Belohnung war das Überleben, meistens in einer vollkommeneren Form – mindestens gemäß unserer Wertung.

Hm, falls es die Natur selbst genießt, weiter zu lernen und neue, bessere Lebensformen zu entdecken, müßte das heißen, daß sie am meisten an uns Menschen als ihrer vollkommens-ten Errungenschaft Freude hätte ... Na ja, hoffen wir, daß dem so ist.

Recht interessant ist die Wirkung der entropischen Gesetze in der Muse. Ich beginne zu glauben, daß es unmöglich ist, ein kulturelles Werk ohne ein entsprechendes Spannungsfeld irgendwelcher Gegensätze zu kreieren. Ein bißchen hochmütig gesagt, könnte man meinen, es genüge, gewisse Muster zu befolgen, um Stories am Laufmeter zu produzieren. So ein Kriegsfilm, Horror- oder Science-fiction-Thriller pflegt oft gleich zu Beginn schlicht und einfach die kalte Dusche des negativen Poles zu servieren. Die zitternden Zuschauer werden anschließend ins heiße Blutbad der Rache getaucht, bis sie wieder auftauen. Bei besseren Filmen erhalten sie noch vor dem Abgang den Deospray einer heiteren Geschichte aufgesprüht.

Wollen wir ein solches Drehbuch kreieren? Also: Eine Gruppe junger Mädchen in weißen Kleidern tanzt und trällert auf einer Blumenwiese gemütlich vor sich hin. Plötzlich wird die Idylle jäh durch das Auftauchen einer Horde brutaler Bestien (in schwarzen Astronautenhelmen) unterbrochen. Die Mädchen werden durch Laserstrahlen erschossen, und ein Kamera-detail zeigt eine welkende Rose. Das Ganze wird nun durch den Einsatz der Musik (ist euch schon einmal aufgefallen, daß bei den traurigsten Szenen eines Filmes immer Waldhörner zu hören sind?), der Verwendung weiterer metaphorischer Bilder (auf welche wir bereits durch unsere vormaligen Kinobesuche konditioniert wurden) und die dem Publikum angepaßte Dosierung von gezeigter oder auch angedeuteter Gewalt solange fortgesetzt, bis die Meinung besteht, es sei genug „Kälte“ gepumpt worden. So wurde der Freipaß für eine saftige Rache eingeholt, und das Ganze kann losgehen. Die Helden (in weißen Astronautenhelmen) besteigen ihre raketenangetriebenen Hengste und jagen davon. Sie sind zwar in einer todernsten Mission unterwegs, können dabei aber ruhig noch den neuesten Hit singen oder ihrem Roboter Witze erzählen, denn für die Spannung wurde bereits entropisch gesorgt. Wird nun – mit dem gleichen Typ Laserkanonen – eine entsprechende Anzahl Gegenmord-Einheiten verbucht, müssen wir den Regisseur fragen, ob die geplante Länge des Films bereits erreicht ist. Wenn nicht, wird nochmals der Horror-Hahn aufgedreht. Die weinende Prinzessin (in weißem Kleid mit goldenem Gürtel) wird überfallen und verschleppt. Nun kommen die Feinheiten zum Zuge. Neben dem Grundentropiepaar Verbrechen – Rache wird auf einer anderen Ebene eine passende Kombination „bleiche aristokratische Prinzessin – frecher, fast frivoler Retterpilot“ entropisch genossen. Das heroische Grundthema wird somit durch lyrische Variationen geschmückt, die allerdings als Menuett zu komponieren sind. Nun treiben beide Themen dem Gipfel zu, der Playboy (weißes Kleid mit Lippenstiftspuren) schirmt

die Prinzessin mit dem eigenen Körper ab und knallt dabei die letzten Ungeheuer ab. Die überraschte Kamera bemerkt erst jetzt, daß die stolze Prinzessin während des Abschirmungsaktes den nun schmunzelnden Troubadour eigentlich geküßt hat, und schwenkt (die Kamera, nicht die Prinzessin) rechtzeitig zum Roboter. Auch der dreht seine Radarantennen taktvoll zur Seite und wird durch das herunterschwebende Kleid (weiß, leicht durchsichtig) zugedeckt. Wenn diese Gefühlssauna richtig gemischt wurde, befinden sich die Zuschauer am Ende wieder im Zustand „Temperatur normal“ und dürfen zufrieden nach Hause gehen.

Mögen mir alle Konsumenten solcher Filme meine scheinbar ehfurchtslose Einstellung verzeihen, ich weiß, zwischen einer auf entropischen Gesetzen schnell entworfenen Geschichte und einem packenden Film besteht ein großer Unterschied. Zur Verteidigung dieses Genres sei noch erwähnt, daß die Autoren der großen Klassik mit wohl undurchsichtigeren und komplizierteren entropischen Knoten hantieren, dafür aber manchmal ihre Leser oder Zuhörer entweder in der Hitze einer Schwitzkammer oder in der Kälte der Polarregion stehenlassen. Habt Ihr bemerkt, wie lange man manchmal die Nachwirkung eines starken Werkes spürt? Es liegt mir fern, dies zu werten, denn schließlich gehört so eine verlängerte Wirkung zu den Merkmalen der Kunst, ich sage nur, daß sie oft mit Hilfe eines entropischen Tricks erreicht werden kann. Zum Beispiel indem im vorgelegten Werk ein entropisches Paar nur einseitig ausgelebt wird. Der Empfänger steht am Ende in einem energetischen Ungleichgewicht und muß eine entsprechende Kompensation erst selber bewerkstelligen.

Ungeachtet dieses mehr (oder eher weniger) fairen Auseinandernehmens von Kunstwerken sind wir offensichtlich in der Lage, auch eine Entropie zu genießen, die wir nicht direkt, sondern als Zuschauer oder Zuhörer miterleben.

Es war nicht schwierig, entropische Veränderungen in den dramatischen Formen der Kunst zu sehen. Gibt es vielleicht aber doch auch Kunst, die ohne Entropie auskommt? Zum Beispiel abstrakte Musik? Probiert einmal, den unauffälligen Strom einer barocken Komposition mit den Ohren eines „Musikeingeweihten“ zu hören. (Vielleicht genügen Euch dazu Eure eigenen Ohren, ich mußte hier eine Hörhilfe in Anspruch nehmen.) Die friedliche Perlenschnur der Melodien enthüllt ihre raffinierten Grundlagen. Es werden am Laufmeter Verletzungen der Tonarten produziert, die sich dann mit doppelter Freude wieder auflösen. Der Zuhörer wird zuerst in einer Tonart konditioniert, dann aber aus ihrer vertrauten Wärme hinausgeworfen, damit er letztendlich versöhnt wieder zurückkehren darf. Rhythmusänderungen, Dynamik, Aufbau der Allegro- und Adagio-Sätze, überall lebt eine subtile, aber wirksame Entropie.

Böse Zungen könnten fragen, wie es denn bei der supermodernen Musik sei, wo man keine Struktur mehr erkenne und keine Tonart verletzt werden könne, weil es doch gar keine mehr gebe. Höhnisch provozieren diese, die Entropie bestehe vielleicht darin, daß der Zuhörer zuerst den Geräuschen ausgesetzt wird und dann deren Verstummen genießen darf. Weil aber dadurch wieder eine entropische Erklärung gegeben ist, lasse ich sie ohne Antwort stehen. Außerdem haben einige Zeitgenossen Beethovens ähnlich dumme Fragen gestellt.

Noch stundenlang könnte ich weitere Entropieformen unter die Lupe nehmen, will Euch aber die Freude Eurer eigenen Forschungen nicht verderben. Eines läßt mir aber keine Ruhe. Wenn wir schon manchmal in unserer Gier nach Genuß auch fragliche entropische Gegenpole in Kauf nehmen, haben wir dann mindestens die Garantie, den verdienten Lohn zu bekommen? Oder könnte es doch passieren, daß wir manchmal in einen unangenehmen „Tauchgang“ investieren, ohne am Schluß die entsprechende Belohnung zu „kassieren“? Es wäre zwar im Widerspruch zu meiner Entropielehre, ich befürchte aber, daß es so etwas trotzdem gibt. Zumindest habe ich noch nicht entdeckt, woher zum Beispiel die Leute mit regelmäßig schlechter Laune ihre „verdiente“ Befriedigung schöpfen. Oder solche, die das Land, in dem sie wohnen, die Arbeit, die sie verrichten, oder die Frau, mit der sie ihr Leben teilen, ausschließlich und immer nur negativ bewerten. Vielleicht verstecken sie ihre Freudeinheiten, die sie durch ihr Murren gewinnen. Falls sie sich aber tatsächlich mit so viel Unzufriedenheit durch das Leben schleppen, ohne davon doch irgendwie zu profitieren, kann es nur als eine große entropische Dummheit bezeichnet werden. Dann würde es sich doch eher

lohnenswert, zum Beispiel in eine Therapie zu gehen, auch wenn es ihnen unangenehm vorkommen sollte. Diese Investition könnte nämlich bedeutend lukrativer werden als ihr bisheriges unbelohntes Unglücklichsein.

Da ich mich in diesem Kapitel vorwiegend mit der „normalen“ Problematik aus dem täglichen Leben von uns normalen Menschen befaßt habe, kamen unsere Pharaonen, Könige, Playboys und bewaffneten Kreaturen zu wenig zu Wort. Viele von unseren bösen Gesetzen lassen sich aber auch mit dem entropischen Vokabular gut beschreiben.

Hierzu kehren wir nochmals kurz zur Physik zurück. Bei der Wärme stellten wir fest, daß sich Temperaturunterschiede immer ausgleichen. Den Grund dazu können wir uns gut am Beispiel von einem mit Flüssigkeit gefüllten Gefäß (Aquarium) vergegenwärtigen. Die einzelnen Wassermoleküle wuseln wild herum, einige schneller, andere langsamer. Der Durchschnitt aller Geschwindigkeiten definiert (vereinfacht gesagt) die Temperatur. Wenn wir in eine Ecke des Aquariums ein Glas wärmeres Wasser gießen, sind für die erste kurze Zeit die schnelleren Renner vorwiegend an diesem Ort zu finden. Das Aquarium weist diesbezüglich eine Ungleichheit (und somit einen gewissen entropischen Wert) auf. Weil aber alle Moleküle ständig hier und her flitzen, rasen bald auch die Neuankömmlinge überall herum, und es dauert nicht lange, bis sie sich gleichmäßig durch den ganzen Inhalt verteilen. (Außerdem schlagen sie sich ja auch ständig gegenseitig die Köpfe an und tauschen dabei Energie aus. Ein schnelles Molekül kann dadurch selber gebremst werden, übergibt aber seine „Wucht“ an den Kollisionspartner.) Die Gesetze der Thermodynamik haben sich aber im Durchschnitt wieder einmal durchgesetzt, das Wasser ist nun zwar etwas wärmer, aber wieder überall gleich warm. Die ursprünglich wärmeren Moleküle haben ihre Sonderstellung verloren und sind von dem Durchschnitt nicht mehr zu unterscheiden.

Die Physiker und Philosophen haben sich lange den Kopf zerbrochen, ob man dieser ewigen Vorherrschaft der Entropie auch trotzen könnte. Etwas Praktikables haben sie im Bereich der unbelebten Materie nicht gefunden, obwohl sie sich ziemlich angestrengt haben, was man an verschiedenen Gedankenexperimenten sehen kann. Das berühmteste ist wohl der Maxwell'sche Dämon. Maxwell würde in unserem Aquarium eine Trennwand mit einem kleinen Loch installieren. Am Loch würde ein kleines, nettes Zwerglein hocken und die sich dem Durchgang nähernden Moleküle beobachten. Möchte ein schnelles Molekül zum Beispiel von links nach rechts, würde er das Loch mit einer Klappe schließen, von rechts nach links würde er ihnen aber einen freien Weg gewähren. Umgekehrt dürften die weniger rassigen nach rechts, aber nicht zurück. Somit blieben die „heißen“ in der linken Hälfte, die „kalten“ rechts. Der Dämon würde es sogar schaffen, ein sich im Gleichgewicht befindendes Aquarium mit der Zeit zu „entmischen“. Eine Hälfte wäre nun wärmer als die andere. Heureka, mindestens auf dem Papier haben wir einmal gesiegt. In Wirklichkeit ist aber ein solcher Prozeß thermodynamisch unmöglich.

Lassen wir nun der Phantasie freien Lauf und vergleichen ein Wasserbecken mit der menschlichen Gesellschaft. Auch in dieser schwirren Einheiten mit verschiedenen Eigenschaften herum, reiche, arme, mächtige, ohnmächtige etc. (verschieden schnelle Moleküle). Einige haben ein großes Einkommen, andere würden „von der Hand in den Mund“ leben. Die Summe aller Einkommen entspräche vereinfacht gesagt dem Bruttosozialprodukt des Landes (die gesamte Energie in unserem Aquarium). Gemäß der Erfahrungen mit der Entropie müßten sich die lokalen Unterschiede ständig ausgleichen, insbesondere darum, weil im Gegensatz zu Wassermolekülen die menschliche Population ständig erneuert wird. Es werden neue Kinder geboren, jedes mit anderen Eigenschaften. Die Fluktuation im Salär wäre dann durchaus erklärlich, ein begabter und/oder fleißiger Mensch bekäme mehr als sein ungeschickter oder fauler Kollege. Es müßte aber ständig zum Ausgleich kommen. Die nächste Generation eines gut Verdienenden würde vielleicht zu bequem aufwachsen und würde auch die Arbeit bequem nehmen, dafür würde eine andere Einheit (Mensch) überdurchschnittliche Werte erreichen.

Was thermodynamisch unmöglich, aber in der Realität wahr ist, ist die Tatsache, daß sich Macht und Reichtum über längere Zeiten in der menschlichen Gesellschaft nur in bestimmten Ecken konzentrieren. Die Pharaonendynastien blieben an der Macht, abgesehen von ihren und ihrer Nachkommen (Un-)Fähigkeiten. (Die Ecke mit dem warmen Wasser bleibt trotz des regen Umtausches erhalten.) Umgekehrt konnte man nach dem Zerfall der sowjetischen Diktatur in den osteuropäischen Ländern einen thermodynamisch unmöglichen Prozeß beobachten. Gemäß der (falschen) kommunistischen Regeln gab es ja keine Reichen. Dafür hat das System gesorgt, zum Beispiel mit dem wiederholten Einführen von neuem Geld, wobei alle Einsparungen über ein gewisses Limit schlicht und einfach gestrichen wurden. Also ein klassisches Gleichgewicht, wie es in dem heiligen Buch der Entropie steht. (Das Aquarium weist, den entropischen Gesetzen folgend, eine gleichmäßige Verteilung der Temperatur auf.) Zum Erstaunen vieler tauchten aber nach dem Machtwechsel innert kürzester Zeit neue reiche Unternehmer auf. Damit es noch pikanter wirkt, war diese neue Klasse meistens durch die gleichen Personen repräsentiert, die in der vorherigen antikapitalistischen Ordnung gegen Besitztum wetteten. (In einem Aquarium entsteht spontan eine heiße Ecke, bestehend aus den gleichen Molekülen, die schon vorher eine Sonderstellung hatten.) Eine „Entmischung“, die nur ein „Marxwellscher“ Dämon zustande bringen kann.

Ist es ein Dämon, sind es unsere waltenden Gesetze, oder sind wir es? Um dies zu entscheiden, werden wir noch ein paar Kapitel brauchen. Zuerst aber noch zurück zu der Frage, wie steht es bei der Entropie der Lebewesen allgemein.

Die entropischen Gesetze können tatsächlich auch auf Lebewesen angewandt werden. Bereits Erwin Schrödinger beschrieb, wie ein Organismus eigentlich ständig einem Zerfallsprozeß unterworfen ist und sich nur durch eine Zufuhr der negativen Entropie – sprich zum Beispiel durch eine Nahrungsaufnahme – am Leben erhalten kann. (Schrödinger als Physiker verwendet natürlich das mathematisch korrekte Vorzeichen. Seine „negative Entropie“ ist meine – Gott schenke meinem Physiklehrer abermals Ruhe im Grab – mit positiven Vorzeichen versetzte Lebensentropie.) Tatsächlich, inmitten der allgemeinen kosmischen Tendenz zum entropischen Tod bilden Lebewesen eine Insel, die in der Lage ist, gegen den entropischen Strom zu schwimmen.

Konkret bedeutet dies, daß Pflanzen mit Hilfe der Photosynthese aus Sonnenstrahlen, Wasser, Kohlendioxid und einigen weiteren Zutaten komplexere Substanzen wie Zellulose herstellen können. Die Zellulose ist dann entropisch „geladener“ oder „potenter“ als Wasser und Kohlendioxid, die „aufgepumpte“ Energie kann durch sein Verbrennen wieder gewonnen werden (nur noch ein paar Umdrehungen, lieber Herr Lehrer, ich bin bald fertig). Somit wird die Aussage über die Herrscherin Entropie, gegen die kein Kraut gewachsen sei, widerlegt. Nicht nur ein, sondern jedes Kraut ist gegen sie gewachsen. (Streng genommen ist dabei die Bedingung eines isolierten Systems verletzt, dies ist aber ein Buch der Übertreibungen und kein Physiklehrbuch.)

Einige höhere Organismen haben aber gelernt, sich die Vorarbeit anderer zunutze zu machen. Wenn ich gleich bis zu einer Kuh überspringe, die hält nicht viel von der Grundarbeit der Photosynthese, sondern frißt das diesbezüglich fleißigere Gras. Sie produziert daraus aber Proteine, also noch komplexere, „entropischere“ Substanzen. Dafür muß sie sich durch einen ziemlich großen Haufen Heu fressen, bis sie sich als Steaklieferantin anbietet. Fleischfresser operieren auf dieser Leiter noch höher, allerdings ohne eine weitere entropische Aufwertung. Sie bauen bloß die Proteine ihrer Opfer in den eigenen Körper ein. Am bequemsten leben wahrscheinlich die Blutsauger, mindestens aus der entropischen Sicht. Einige davon lassen dabei ihre Spender weiterleben, wie die Blutegel, andere, wie die Vampire, saugen ihnen den letzten Blutstropfen und die Seele aus.

Aus dieser Sicht ist es nun eben falsch, den Löwen als den König der Tiere zu bezeichnen. Wenn schon jemand eine Ehrenposition zugesprochen bekommen sollte, dann wäre dies eher die Kuh. Sie kann etwas und tut auch etwas, sie bemüht sich und produziert. Der Löwe kann nichts anderes, als auf der faulen Haut zu liegen und dann ein anderes Tier zu fressen.

Das Löwenfleisch ist sogar weniger wert als das Fleisch der Kuh. Ein Löwe ist dadurch nicht nur nutzlos, sondern eher auf der Seite der Vernichtung. Nicht einmal die Ausrede, daß Löwen nur die schwachen und kranken Tiere jagen und somit die Funktion der Entsorgung der Abfälle übernehmen, macht die Lage besser. Den Abfalldienst besorgen zum Schluß die Bakterien (und die Entropiegesetze), irgendwann müssen sie auch noch den Löwen entsorgen.

Die einzige Begründung dafür, den Löwen als den König zu bezeichnen, liegt dann lediglich in der Ähnlichkeit mit den menschlichen Königen. Einige von diesen waren wirklich nutzlos bis schädlich, leisteten selbst nichts oder noch weniger als nichts, haben sich aber gerne der geleisteten Vorarbeit fähiger und fleißiger Menschen bedient. Im Bezug auf das Töten übertreffen sie allerdings bei weitem den Löwen, der zwar nutzlos ist, aber nur dann tötet, wenn er Hunger hat. Die menschlichen Könige (und ihre Nachfolger) schickten in ihrem Hunger nach Macht mehr Menschen in den Tod, als alle Löwen der Welt je fressen könnten.

Aus dieser Formulierung dürfte nun klar sein, daß wir wieder zurück bei den bösen Gesetzen der Machtstrebenden sind. Die Analogien sind naheliegend, wobei ich nicht die physiologische Ernährung meine, sondern symbolisch das Nutzen der Vorarbeit anderer.

Ich kann mein Brot und die Mittel für meine Vergnügen selber verdienen und brauche dazu einen gewissen Aufwand. Entropisch heißt das, ich erzeuge aus den in meiner Umgebung vorhandenen physischen und psychischen Ingredienzen durch Fleiß, Willen und Anstrengung Produkte, die „energetisch höher geladen“ sind. Diese können dann gegessen, genossen oder sonstwie verbraucht werden. Falls ich eine sinnvolle Arbeit verrichtet habe, ist die Lebensinsel Erde dadurch entropisch ein bißchen reicher geworden oder mindestens nicht ärmer. Die Arbeit hat mich wohl einiges gekostet, vielleicht habe ich dabei mehr geschwitzt, als wenn ich an der prallen Sonne die Photosynthese imitieren würde, möglicherweise mußte ich dabei auch mehr Heu durch mich gehen lassen als jede anständige Kuh (sprich Lesen der Protokolle von unzähligen inhaltslosen Sitzungen), aber die Resultate meiner Bemühung konnte ich dann vorbehaltlos genießen.

Ein anderer Weg zum Brot und Vergnügen besteht darin, den Beitrag der lebenserhaltenden Entropie, den andere Menschen geleistet haben, für mich zu beanspruchen. Somit delegiere ich das Schwitzen und das Heuverwerten an meine Mitmenschen. Die Schrödingersche negative Entropie wurde von anderen Autoren als „Export der Abfallentropie“ bezeichnet. In unserer Terminologie: Die Playboys haben den Schweiß, der nötig war, um ihre Luxusyacht herzustellen, an eine Schar produktiver Menschen „exportiert“.

Die Sklavenbesitzer, kranke Alexander und falsch verdrahtete Militärsköpfe und Politiker, also all jene, welche in unserer Typologie zur Kategorie der Blutsauger/Vampire gehören, gewinnen eine „Scheinentropie“, indem sie unermeßliche Mengen von Elend und Tod an andere Menschen exportiert haben.

Ich wünsche Euch, daß Ihr in Eurem Leben mehr mit der Problematik der Tomatensäfte, unberechenbaren unbekanntem Variablen und angenehm variablen Bekannten zu tun haben werdet als mit den Abfallprodukten derjenigen, die „entropisch impotent“ sind und ihren Beitrag zur Erhaltung oder zum Aufbau eines lebendigen Planeten nicht selber zu leisten vermögen. Vielleicht könnt Ihr auch auskundschaften, ob die „Scheinmächtigen“, die ihren „entropischen Scheingradient“ Euch gegenüber durch Reichtum, militärischen Grad oder andere „Scheineigenschaften“ ausüben, es durch ihre besonderen Fähigkeiten aufrechterhalten oder zum Schluß nur durch (il)legale Gepflogenheiten, die Euch „unten“ halten.

DRITTES ERNSTES KAPITEL

oder wodurch walten die bösen Gesetze?

„Unglaublich, aber wahr“, immer wieder hat Euch die Welt der modernen Technik und Wissenschaft diesen Ausruf entlockt. Es gibt in dem Bereich ja auch allerhand zum Staunen. „So ein Motor macht mehrere tausend Umdrehungen in der Minute!“ Etwas, was im Vergleich mit unseren eigenen körperlichen Bewegungsmöglichkeiten unvorstellbar ist. „Und der Motor kann dabei noch genau zur rechten Zeit einen Teil seiner Ventile schließen, einen anderen Teil wieder öffnen, dazu Funken in der Verbrennungskammer erzeugen, Benziningemisch regulieren, Papi, und das alles so wahnsinnig schnell!“

Es war schön, Eure kindliche Bewunderung über die imponierenden Fähigkeiten von Maschinen, ihre Kräfte und Geschwindigkeiten zu sehen, vielleicht hat es auch mir selbst geholfen, verschiedene Annehmlichkeiten unseres technisierten Lebens, die für mich inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden waren, wieder mit einer gewissen Begeisterung wahrzunehmen.

Bei unseren Gesprächen über die beeindruckenden Errungenschaften der Erwachsenenwelt befiel mich aber öfter ein leichtes Unbehagen. Es entstand nämlich der Eindruck, als ob diese erwachsene Welt überlegen sei, fähiger, weiter entwickelt, als sei sie etwas, wonach Ihr zu streben hättet. Mir wurde aber klar, daß Ihr und Eure Kinderwelt auch einiges zu bieten habt, was uns, den Erwachsenen, abgeht. Nicht die Ausgeklügeltheit der materiellen Einrichtungen, dafür aber eine normale, gesunde Weltanschauung. Diese Anerkennung Eurer Welt und ihrer Fähigkeiten möchte ich Euch zumindest nachträglich aussprechen. Vielleicht zeige ich am besten anhand eines Beispiels, was ich meine.

Stellt Euch vor, einer Eurer Mitschüler würde versuchen, Euch zu sehr unangenehmen Arbeiten zu zwingen. Ihr solltet zum Beispiel seine Strafaufgaben für ihn erledigen, seine Schuhe putzen, sein Zimmer aufräumen, den Ball aus dem Garten des Nachbarn holen, welcher diese Art der Besuche mit dem Schild „Warnung vor dem Hunde“ zu vermeiden sucht, und vielleicht noch den als brutalen Schläger verschrienen Intimfeind Eures Mitschülers verprügeln. Es tönt schon jetzt ein bißchen unrealistisch, solche Vorstellungen sind in Eurer Welt ungewöhnlich. (Wobei der Versuch, solche Dienste zu erzwingen, durchaus vorkommt!) Diese Phantasie kann aber noch weiter gesteigert werden. Könnte dieser hypothetische Mitschüler sein Ziel dadurch erreichen, indem er Euch einreden würde, das von ihm Verlangte zu tun sei eigentlich Eure Pflicht, und wenn Ihr es tätet, würdet Ihr Euch richtig verhalten und könntet zufrieden sein? Und wie wäre es, wenn er noch die von Euch erbrachten Leistungen „stehlen“ würde, indem er sie überall als die Seinigen deklarieren würde? Das ist nicht nur unmöglich, das ist schon fast absurd. Könntet Ihr einen solchen „Kameraden“ bewundern oder gar auf ihn stolz sein? Ich hoffe, das kommt Euch jetzt „einfach verrückt“ vor. Gott sei Dank, weil so eine Vorstellung unmöglich, absurd und verrückt *ist*.

In Eurer Welt, die noch einigermaßen natürlich und normal ist. Ich wünsche Euch, daß Ihr noch so lange wie nur irgend möglich in dieser natürlichen Welt bleibt, weil die Welt der sogenannten Erwachsenen in dieser Beziehung leider etwas anders funktioniert. Das, was Euch und eigentlich jedem gesund denkenden Mensch absurd, verrückt und unmöglich erscheint, ist in unserer Gesellschaft zwar auch absurd und verrückt, aber durchaus möglich. Ein Beispiel dafür ist das Walten der bösen Gesetze. Die absolute Mehrheit der Menschen will in Frieden ein einigermaßen normales Leben führen. Eine zahlenmäßige Minderheit von

Machtstrebern verlangt von der „normalen“ Mehrheit absurde Aktivitäten, die als verrückt bezeichnet werden müßten. Und kommt damit durch.

Nachdem wir in den zwei ersten ernsten Kapiteln verfolgt haben, wie „speziell verdrahtete“ Instinkte zu einem inadäquaten Machtstreben führen können, blieb die große Frage unbeantwortet, wie die Dominanzgierigen die Macht erreichen und aufrechterhalten können. Übertragen auf die Naturbedingungen der Tierwelt, müßten wir uns fragen, wie ein schwächerer Schimpanse es bewerkstelligen könnte, seinen stärkeren Vetter in den Kampf gegen einen dritten Rivalen zu schicken, und wie er durch den Sieg eines anderen eine bevorzugte Stellung in der Sippe erreichen und behalten könnte. Auch so etwas Absurdes und Unmögliches. Es scheint, daß dieses Kapitel erklären soll, wie Absurdes möglich wird. In dem Sinne wird es auch eine kleine Sammlung von „unglaublichen, aber wahren“ oder „absurden, aber möglichen“ Geschichten enthalten.

Es beginnt eigentlich bereits bei der Feststellung, daß ich Euch über diese Tatsachen schreibe. Ich erhebe für meine Ausführungen keinen Anspruch auf Novität. Trotzdem fürchte ich, eine Menge des „Absurden, aber Möglichen“ kommt Euch zuerst mal gar nicht absurd vor. Vielleicht habt Ihr das Walten der bösen Gesetze in der Welt, in die Ihr geboren wurdet, als eine Tatsache vorgefunden, über die sich niemand mehr wundert. Vielleicht haben sich auch viele Millionen unserer Mitmenschen an die bösen Tatsachen bereits soweit gewöhnt, daß diese in unserer Gesellschaft fast ohne Widerstand wuchern können.

In der Biologie haben wir gelernt, ein lebender Organismus besitzt die Fähigkeit, jedes Teilchen seines Körpers zu überprüfen und zu entscheiden, ob es ein „Ich-Teil“ oder ein „Nicht-Ich-Teil“ ist. Eingedrungene Fremdkörper oder bösartige Tumore werden als „Nicht-Ich“ erkannt und abgestoßen. Diese Abwehrreaktion kann aber auch versagen. Insbesondere wenn der Fremdkörper nicht innerhalb einer gewissen Zeit entfernt wird, kann er als ein „Ich-Teil“ akzeptiert werden. Die Folgen sind dann allerdings verheerend.

In einem übertragenen Sinn können wir auch über eine ähnliche immunologische Fähigkeit einer sozialen Gruppierung sprechen. Zu erwarten wäre eine Fähigkeit der Gesellschaft, bösartige Elemente zu erkennen und auszustoßen. In dem Sinne müßten wir (leider) erkennen, unsere Gesellschaft hat diesen Abwehrmechanismus des „Nicht-Ich-Erkennens“ im Falle der machtstrebenden Kriegsstifter bereits längst verloren. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts lehrt uns, daß die eigentlichen Gefahrenherde (Hitler und Konsorten) es geschafft haben, die an sich gesunden Abwehrkräfte von sich abzulenken und sogar gegen ungefährliche Gesellschaftsteile aufzuhetzen. Die erste und vielleicht auch die schwerwiegendste „Absurd, aber möglich“-Feststellung hieße also, daß die Quellen der Absurditäten, die in unserer Welt existieren, nicht als solche erkannt werden.

Nehmt dafür ein Beispiel aus Eurem Leben. Meine erdachten Geschichten mit dem Schulkameraden und seinen verrückten Ansprüchen könnt Ihr wahrscheinlich sofort als unmöglich einstufen. Sie sind aber harmlos im Vergleich dazu, was Euch im Geschichtsbuch begegnet. Dort wird ein historisches Faktum in der Form geschildert, daß der General Held-der-Nation die Schlacht beim Todesfeld gewonnen hat. Wenn die Schlacht von einem nationalistisch indoktrinierten (oder infizierten, um in unserer immunologischen Allegorie zu bleiben) Historiker beschrieben wird, tönt es dann so, als ob die begeisterte und kampfhungrige Bevölkerung nicht mehr warten konnte, bis sie endlich in den Kugelregen ziehen durfte. Dem Volk fehlte aber ein geeigneter Führer. Erst unter der genialen Wirkung unseres „Helden-der-Nation“ konnte das langersehnte Gurgeldurchschneiden des Feindes beginnen. In einer kürzeren Version wird der General schlicht als der Sieger und damit als der Retter der bedrohten Nation genannt.

In diesem Zusammenhang gebe ich zu, deswegen habe ich es nicht gerne gesehen, wenn Ihr verschiedene Kriegs-Abenteuerbücher verschlungen habt. Die Geschichten sind dort meistens so aufgebaut, daß ein tapferer Held gegen Bösewichte kämpft. Der Leser wird schnell und gern die Partei des Helden ergreifen und dessen Kampf als gerecht akzeptieren.

Der Einbezug aller rekrutierten Soldaten, die sich am Krieg gegen ihren Willen und ihren eigenen Interessen beteiligen mußten, ist eine Absurdität, die einem (leider) fast nicht mehr absurd vorkommt.

Es hat mich darum richtig gefreut, als ich in einer von Euren Buchreihen mit abenteuerlichem Inhalt eine Schilderung der Realität gefunden habe. Damit meine ich Euren heißgeliebten Hornblower, eine Romanreihe über einen Seeoffizier ohne Furcht und Tadel (abgesehen von seiner Seekrankheit und Unmusikalität, die wohl auch als Realismuseffekt gedacht sind). Der Held, ein Vorbild an Loyalität dem König und der Nation gegenüber, vollbringt fabelhafte Taten, wobei er das ihm zur Verfügung stehende menschliche „Material“ bis zum letzten Atemzug und letzten Blutstropfen ausschöpft. Er scheut aber auch den eigenen Einsatz nicht und setzt gleichermaßen auch sein Leben aufs Spiel. Er besitzt außerdem die Fähigkeit, seine Matrosen zu unglaublichen Leistungen anzuspornen. Dies erreicht er durch sein persönliches Vorbild und durch das Vermitteln einer moralischen Verpflichtung. Der von Gott gesegnete König sei bedroht, die heilige Vorherrschaft der Nation über alle Weltmeere sei gefährdet, der böse Nachbarkönig – der sich übrigens auch „Seine Dreieilige Majestät“ nennen läßt – ist ein Gauner, und das Nachbarland ist von einem in alle Ewigkeit verdammten Volk besiedelt. Also los, her mit deinem Blut und deinem Leben. Übrigens, wenn du dein Gegenüber auf dem feindlichen Schiff nicht schnell genug in einen blutenden Fleischhaufen verwandelst, macht er dasselbe aus dir.

Nun, dieses Klischee ist in Heldenromanen nichts Besonderes, je schlimmer die gottlosen Feinde sind, desto größere Verdienste erwirbt sich der heilige Ritter, wenn er sie schlachtet.

Der Autor von Hornblower, C. S. Forester, schildert aber im Roman auch erstaunlich realistische Beobachtungen. Zum Beispiel schaut Hornblower zu, wie seine künftigen Verteidiger der einzigen Gerechtigkeit rekrutiert werden. Wenn nämlich die Männer im Fischerdorf Wind bekommen, daß wieder einmal ein Krieg vor der Türe steht, versuchen sie auf jede nur erdenkliche Art zu flüchten. Gemäß nationalistischer Propaganda wäre eigentlich zu erwarten, sie, die Mitglieder der bedrohten Nation, seien über das beschämende Verhalten des feindlichen Königs zutiefst empört und drängten sich infolgedessen scharenweise in die Kriegsmarine. Die Realität sieht aber anders aus. Die Vertreter des gleichen bedrohten Volkes, diesmal aber als Offiziere der „Preßkommandos“, versuchen die Fischer für die Erfüllung ihrer heiligen Pflicht zu gewinnen. Diese Werbeaktion erinnert allerdings eher an eine Jagd. Nach dem Fang wird den immer noch moralisch schwankenden Verteidigern des einzigen Rechtes als erste Überzeugungsmaßnahme der Gürtel durchgeschnitten. Vielleicht besinnen sie sich dadurch eines Besseren, vor allem aber müssen sie die Hosen nun in der Hand halten und können darum nicht schnell genug wegrennen. Eigentlich ein seltsames Bild der künftigen entschlossenen Kämpfer für die Rettung des Königs und des Landes.

Die Einstellung Hornblowers zu dem bevorstehenden Krieg ist ganz anders. Er konnte es kaum mehr erwarten, bis endlich wieder Krieg ausbrach! Nicht daß er blutrünstig veranlagt war, aber in der Friedenszeit hat er nur „halb“ gelebt. Er hat keinen oder nur ungenügenden Sold bekommen, vor allem aber gab es für ihn nichts zu tun. Die Drohung eines herannahenden Krieges war ein heller Schein der Hoffnung, wieder belebt zu werden. In Friedenszeiten war er ein namenloses Nichts, im Krieg konnte er Fregattenkapitän werden und Heldentaten vollbringen.

Sehr eindrucksvoll ist auch die Szene, in der sich Hornblower mit dem Rest seiner Armee durch Frankreich schleppt. Der Rest besteht aus etwa drei Soldaten, genauer gesagt drei Bauern. Diese ließen sich von Hornblower und einem in der Gegend hochgeschätzten Adligen überzeugen, daß sie im Namen der Gerechtigkeit den Usurpator, der ihr schönes Land seiner besten Männer beraubt hat, endgültig verjagen müßten. Der Usurpator ist in diesem Fall Napoleon, aber das ist eigentlich nebensächlich. Die Bauern kämpfen mit allen Kräften, weil ihnen die Anführer, verkörpert durch die Autoritätsfiguren des hohen Offiziers und des Grafen, ihre moralische Pflicht nahegelegt haben. Nun stößt diese Gruppe auf ein Plakat, welches erklärt, im Namen der einzigen Gerechtigkeit solle (und müsse) sich jeder Mann

zwischen sechzehn und neunzig der Armee des einzigen von Gott berufenen Herrschers Frankreichs (sprich Napoleons) anschließen. Der eine Grund ist, daß mit dieser Armee endlich alle die Verräter vernichtet werden sollen, die ihr schönes Land wieder den königlichen Bestien ausliefern wollen. Der zweite Beweggrund für diesen Entschluß ist die Tatsache, daß sie andernfalls hingerichtet werden.

Nun steht der dreifach arme Bauer da und soll das fassen. Er kennt nämlich auch die Autoritätsfigur, die das Plakat unterschrieben hat. Die heilige Empörung dieses Rekrutierungsoffiziers scheint praktisch ebenso intensiv zu sein wie diejenige seiner momentanen Anführer.

Hornblower beobachtet mit Spannung die Reaktion des Soldaten. Schließlich werden andere Bürger wahrscheinlich ähnlich reagieren, der Mann vor ihm repräsentiert indirekt die Nation. Für welche Gerechtigkeit entscheidet er sich und damit wahrscheinlich auch seinesgleichen? Der Bauer seufzt nur und zeigt zunächst keinerlei Zeichen eines Entscheides. Als Hornblower die Lage vorsichtig abtastet, erfährt er die rührende Wahrheit: Der Bauer möchte endlich sein Kartoffelfeld pflügen, dieses Jahr gab es praktisch keine Ernte, und bald wird nun auch die Saatzeit für das nächste Jahr vorbei sein ...

Die nächste Heldentat Hornblowers ist eine weitere unter die Haut gehende Darstellung der Kriegsrealität. In einer verbissenen Schlacht kämpfen zwei große Armeen um jeden Fuß Boden. Die Männer vollbringen unvorstellbare Leistungen, wie mit literarischer Gerechtigkeit festgestellt wird, auf beiden Seiten. Ein ganzes Kapitel des Buches schildert die Geschehnisse, raffinierte strategische Überlegungen, tollkühne Attacken und furchtlose Verteidigung unter Einsatz des Lebens. Der Einsatz des Lebens führt oft genug zu dessen Verlust, die Tatsache, daß nach dem Kampf beide Seiten dem Gegner ermöglichen, die Toten zu begraben, wirkt großzügig und gleichzeitig furchtbar. Bezeichnenderweise könnte ich nicht mehr sagen, wer die Schlacht schlußendlich gewonnen hat, auf haarsträubende Art zeigt es sich später, daß es auch keine Rolle spielt. Als nächstes stößt Hornblower unbewaffnet und ohne Gefolge bis zum Anführer des Gegners vor und gewinnt ihn in einer dramatisch verlaufenden Auseinandersetzung als Verbündeten. Vom nächsten Morgen an kämpfen nun diese zwei Armeen gemeinsam gegen den blutigen Tyrannen, gegen welchen, erinnere ich mich beim besten Willen nicht mehr. Der Leser dieser Kriegsbeschreibung kann durch die blendende Leistung Hornblowers den erschütternden Wahnsinn der Situation übersehen, daß Tausende von Menschen am Vortag in Schrecken, Verzweiflung und Schmerz ihren Tod gefunden haben – warum? Weil der General damals noch glaubte, das eine „Oberhaupt“ sei ein „Heiliger“, das andere ein Lump. Nun glaubt er aber, es sei umgekehrt. Wenn er bereits am Tag davor seine Einstellung geändert hätte, wären alle diese Toten noch am Leben. Die Männer, die ihnen eine Kugel oder ein Messer durch den Körper gejagt haben, wären jetzt ihre Mitkämpfer und Kumpanen. Gestern ermordeten sie sie, heute reichen sie ihnen ein Stück Speck und Brot. Sogar die Begeisterung und Heldentaten von denjenigen, die sich gestern auch emotionell mitreißen ließen, sind heute nicht nur sinnlos, sie bedeuten einen argen Gegenschlag. Je tapferer einer gestern gekämpft hat, um so mehr hat er der heutigen vereinigten Armee geschadet. Verrückt, aber wahr.

Wenn wir der Schilderung Foresters Glauben schenken wollen – und wir haben keinen Grund dazu, es nicht zu tun –, basierte der Glaubenswechsel des Generals nicht auf etwelchen verächtlichen oder egoistischen Motiven. Er war zuerst Feuer und Flamme für die eine Partei, dann für die andere. Dementsprechend „mußte“ er gestern die Kanonen auf die Soldaten der einen Armee zielen lassen, heute kommen seine ehemaligen Verbündeten ins Visier.

Am letzten Abschnitt könnt Ihr überprüfen, wie stark wir dazu neigen, Missetaten, die unter dem Vorwand einer Ideologie begangen werden, zu entschuldigen.

Es wurden unzählige Menschen getötet; wenn das nicht ein Verbrechen ist, was könnte sonst zum Verbrechen erklärt werden? Dazu waren die Morde, wie wir gesehen haben, sinnlos. Nun wirkt aber bloß die Feststellung, daß der General aus einer politischen oder morali-

schen Überzeugung handelte, wie eine Entschuldigung auf uns. Die Anzahl der Toten ist gleichgeblieben, die Leute, die dazu den Befehl gegeben haben, kommen uns aber als „ideologische Gläubige“ unschuldig vor. Wenn sie aus einer persönlichen egoistischen Motivation gehandelt hätten, würden wir sie ohne zu zögern zu Gaunern erklären. Weil sie aber im Dienst ihrer egoistischen Führer getötet haben, werden sie als Helden angesehen. Völlig verrückt und trotzdem wahr.

Ein Horror, der dazu noch sinnlos ist, wirkt doppelt fürchterlich. Leider kommen solche Sachen nicht nur in Romanen vor, sondern wiederholen sich auch ständig im realen Leben. Unsere Geschichte ist nichts anderes als eine Sammlung von solchen Ereignissen. Noch schlimmer ist aber, daß diese verrückten Sinnlosigkeiten nachher als Selbstverständlichkeit dargestellt werden. Es wird nicht der Wahnsinn gezeigt, sondern es wird in der Geschichte irgendein winziger Kern von Tapferkeit oder Mut hervorgehoben und zum zentralen Thema gemacht. Leider wird dies auch von uns allen akzeptiert. Absurd, aber (leider) wahr.

Das Absurde ist also möglich, aber wieso? Wie bringen es die zahlenmäßig wenigen, „falsch verdrahteten“ Personen fertig, die weit überzählige Mehrheit der „normal verdrahteten“ Menschen für ihre Zwecke mißbrauchen zu können? Und warum lassen es alle, die dann das Leid tragen müssen, zu?

Offensichtlich gibt es Leute, die nach irgend „etwas“ streben. Sie nennen es selber Gerechtigkeit, Glaube, sogar Moral. Ich wittere dahinter eher übermäßige Machtansprüche. Andererseits gibt es sicher noch viel mehr Leute, die am Krieg und Kämpfen weniger interessiert sind und lieber Kartoffeln ernten, fischen, Kinder erziehen oder Klavier spielen möchten. Wieso verhält sich nun die Menschheit als Ganzes gemäß den Wünschen dieser Minderheit?

Ich glaube, wir müssen nochmals die Motivationsstruktur in einer unechten Hierarchiepyramide betrachten. An ihrer Spitze ist der Anführer, der am meisten Engagierte, der Beste im Aufbau und Aufrechterhalten des gegebenen Systems. Wir haben bereits erkannt, daß er nicht der Beste ist in bezug auf die sonst anerkannten positiven Eigenschaften, er ist nur der Beste in dem jeweiligen Machterhaltungssystem. Er sammelte die meisten Sklaven, die größte Fläche Land, das meiste Geld oder die wichtigsten Funktionen. Seine nächsten Untertreiber dienen dem herrschenden System meistens aus ähnlichen Motiven wie die Führer. Sie bekommen ihren Lohn auch in Form von Sklaven, Land, Geld, Funktionen etc. Sie sind selber auch Herrscher, gleichzeitig aber auch ein bißchen Sklaven, mindestens dem größten Führer gegenüber. Die Pyramide verbreitert sich nach unten, und gleichzeitig wird die ursprüngliche Motivation und Belohnung schwächer. Es ist schließlich eine Hierarchie des verkappten Dominanzgefühls, die unechte Macht kann ja nur durch das Kreieren einer unechten Ohnmacht erreicht und erhalten werden. Nach unten hin nimmt also die für das System typische Motivation ab, hingegen nimmt der Gegenpol zu. Unter dem Sklavenbesitzer operiert dann der Haupttreiber, weiter unten ein Truppführer und am Ende vielleicht sogar ein Sklave, der sich durch seine Verdienste die etwas bessere Stellung eines Spitzels oder Überwachers geschaffen hat. Im Kapitalismus ist es der Geldbesitzer, gefolgt vom Werkdirektor, Abteilungsleiter und Schichtchef. In politischen Systemen erreicht das Machtgefüge eine extrem hohe Zahl von fein nuancierten Abstufungen der „Hackordnung“.

In der Pyramide sind dann eigentlich nur zwei Funktionen eindeutig. Der Führer hat die volle Illusion der Macht, die zutiefst Eingestuften die volle Illusion der Ohnmacht. Alle Stufen dazwischen sind, ihrer Lage entsprechend, gemischt aus der Ohnmacht nach oben hin und der abwärtsgerichteten Machtillusionsbelohnung. Die Motivation bezüglich des herrschenden Systems verläuft parallel. Der Führer ist voll motiviert, die letzten Sklaven sind voll „antimotiviert“, die dazwischen sind gemischt.

Es wird sofort klar, daß eine Hierarchie mit dieser Motivationsstruktur allein gar nicht existieren könnte, die größte Anzahl der Mitglieder ist ja gegen das System motiviert, die meisten sogar am intensivsten.

Die scheinbare Erklärung dieses Rätsels liegt in der Anwendung der bereits früher diskutierten Mittel zum Herrschen, der direkten Gewalt. Der Sklave wird an die Galeere gekettet, den Matrosen werden die Gürtel durchgeschnitten, bevor sie auf dem Schiff aufs offene Meer geschleppt werden, ein pazifistisch veranlagter Bürger wird unter Strafandrohung gezwungen, Kriegsdienst zu leisten etc.

Diese direkte Gewaltanwendung genügt aber nicht, um mit ganzen Völkern Schach spielen zu können. Dazu müßte nämlich eine enorme Zahl freiwilliger Antreiber vorhanden sein, wobei jeder von ihnen sich seiner Unmenschlichkeit und seines Verstoßes gegen ein moralisch vertretbares Handeln bewußt sein müßte. Hier habe ich eine positivere Vorstellung von den Eigenschaften der menschlichen Rasse. In dem Sinne glaube ich nicht, daß die versprochene Beteiligung an der Macht für die bewußte Motivation der breiten Schichten, die eher in den unteren Regionen der Pyramide angesiedelt sind, genügen würde. Sie hätten ihre Rolle der mittleren Systemvertreter des öfteren abgelehnt, wenn diese in der echten, enthüllten Form präsentiert worden wäre. Ein Ritter im Mittelalter, selber Mensch und Vater, könnte keinesfalls einen anderen Menschen und Vater und dessen Familie umbringen oder zum Hungertod treiben, wenn das klar deklarierte Ziel einer solchen Handlung einzig und allein der Genuß eines Machterlebnisses wäre. Auch Hornblower, isoliert vom politischen Hintergrund, ließ nicht zum eigenen Vergnügen die Kanonen laden und in die dichte Masse der wehrlosen Soldaten an Land schießen. Schließlich müßten auch die zahlenmäßig stärksten Bevölkerungsschichten ständig revoltieren, weil sie ja aus der herrschenden Ordnung keine Vorteile ziehen können, sondern nur durch die eigene Unterlegenheit den Machthabern das Überlegenheitsgefühl spenden müssen.

Seltsamerweise gibt es aber immer genug Hornblowers. Vor allem gibt es unzählige Mitglieder der unteren Pyramidenschichten, die als „Kanonenfutter“ dem Wink ihrer Obrigkeiten folgen. Vielleicht versucht ab und zu einer von ihnen mit durchgeschnittenem Gürtel zu fliehen, als Masse sind sie aber doch für die Machthaber verfügbar. Revolutionen gibt es zwar auch, aber sie werden meistens nur als verkappte Kämpfe der potentiellen Herrscher und ihrer Helfer durchgeführt. Unser zweites „Absurd, aber möglich“, lautet, kurz zusammenfaßt, also: Große Schichten der Bevölkerung können dazu gebracht werden, massenweise die ungerechte Unterlegenheit zu akzeptieren und in einem ihnen befohlenen Krieg unschuldige Menschen auf der Gegenseite zu bekämpfen. Sie gehorchen ihren echten Feinden und töten ihre Brüder in Not.

Mir scheint, das Böse kann in dem Ausmaß, wie wir es erlebt haben und ständig auch in verschiedenen Teilen der Welt erleben, durch negative Eigenschaften der Menschen nicht erklärt werden. Die Menschheit ist nicht böse genug, um alle die Genozide aus bösartiger Motivation zu begehen. Eine provozierende Idee ist nun, ob das Böse auf dem Pferd des (mißbrauchten) Guten reiten könnte. Unglaublich, aber vielleicht möglich. Versuchen wir in dieser Richtung nachzudenken.

Wir haben gesehen, wie verschiedene technische Mittel mißbraucht werden können. Zum Beispiel Waffen, wenn sie von schwachen Individuen benutzt werden, um Machtstellungen zu erringen. Es besteht kein Zweifel daran, daß ein weiterer Fortschritt der Technik, eigentlich eine positive Erscheinung, die Gefahr der Gewalt verstärkt. Diese Tatsache bildet sogar eines der größten Dilemmas unserer Zeit. Viele der hochwertigen technischen Errungenschaften wurden mit verheerenden Folgen mißbraucht, und wir können nicht die geringste Hoffnung hegen, daß dies in der näheren Zukunft anders sein wird. Eine neue wissenschaftliche Entdeckung läßt das Herz der Experten schneller schlagen und freut den Laien aufgrund irgendeiner Verbesserung in seinem täglichen Leben. Es kann sich aber später zeigen, daß diese neue Errungenschaft zur Entwicklung einer ungeheuren Einrichtung beigetragen hat. Es gab darum auch einige anerkannte Denker, die gemeint haben, wir sollten die technische Entwicklung bremsen und dadurch den Fortschritt des Bösen hemmen. Abgesehen davon, ob so etwas in unserer politischen Struktur überhaupt durchführbar ist, glaube ich nicht, daß eine Verlangsamung der Entwicklungen in der Technik die bösen Gesetze beseiti-

gen könnte. In meiner Auslegung sind technische Mittel nur Werkzeuge, nicht aber Ursachen des Bösen.

Vorläufig haben wir festgestellt, daß eine an und für sich positive Erscheinung, der Fortschritt der technischen Fähigkeiten der Menschheit, den bösen Gesetzen nicht Einhalt bietet, sondern ihre Wirkung unter Umständen sogar unterstützt.

Der Mensch hat sich aber nicht nur technisch entwickelt. Die Medien unserer materiell orientierten Konsumgesellschaft sprechen zwar vorwiegend über den technischen Fortschritt, als den Beweis unserer Entwicklung, wir haben aber, Gott sei Dank, auch im Bereich der emotionalen, seelischen und sozialen Fähigkeiten Fortschritte gemacht. Wir entwickeln uns in Richtung einer Steigerung der Intensität unserer psychischen Wahrnehmungen, trotz aller scheinbarer Gegenbeweise vereinzelter Übeltäter werden wir empfindlicher und ansprechbarer für das Gefühlsleben, moralische Werte, Ideologien etc.

Ich komme zur traurigen Feststellung, daß auch der Fortschritt in den humanen Lebenskategorien zu Zwecken der Manipulation mißbraucht wurde und wird.

Ein recht beunruhigendes Beispiel dafür ist die Anwendung psychologischer Erkenntnisse. Vielleicht schimmert es bereits aus meinen bisherigen Ausführungen durch; ich bin den Möglichkeiten der Psychologie oder Psychotherapie gegenüber positiv eingestellt. Sie dienen zur Unterstützung des Reifungsprozesses und somit auch zum Verbessern der Lebensqualität für jedermann. Durch das Persönlichkeitswachstum der Individuen könnte auch die allgemeine psychische und soziale „Gesundheit“ der Gesellschaft zunehmen. Nun ist inzwischen auch klar, dieses Wachstum oder diese Gesundheit kann kaum durch eine weitere Steigerung des Konsums, der Statussymbole und der Besitztumsphilosophie erreicht werden. Die Psychologie sollte uns helfen, den Weg zur Erfüllung echter menschlicher Bedürfnisse zu finden und unsere Konsumabhängigkeit zu reduzieren. Was wir aber zunehmend sehen, ist die Anwendung psychologischer Methoden zur Manipulation der Bevölkerung in Richtung einer Kaufclusterhöhung. Die Werbeunternehmungen stellen bereits professionelle Psychologen an, es werden psychologisch orientierte Kurse für Verkaufsagenten angeboten, die Methoden, die für menschliches Wachstum entwickelt wurden, werden für das Gegenteil gebraucht. Sehr beunruhigend, aber wahr.

Das Böse kann also nicht nur mit Waffen, sondern auch mit psychologischen Mitteln kämpfen. Ein erschreckendes Beispiel hierfür hat mir einmal ein italienischer Arzt erzählt. Gemäß seiner Schilderung kam er in einen scheinbar unbedeutenden Konflikt mit der Mafia. Er hat die ersten anonymen Drohungen nicht ernst genommen, bis ein Brief mit einem einzigen Satz kam: „Herr Doktor, Sie haben zwei schöne Kinder, die Sie lieben ...“ In größter Eile hat er nicht nur das Dorf, sondern auch das Land verlassen. Es gibt kaum schönere Gefühle als die Liebe zu seinen eigenen Kindern und dementsprechend keine perfidere Drohung. Nehmen wir an, wir Menschen werden weiter empfindsamer und sensitiver werden. Vielleicht könnten sich sogar neuartige positive Gefühle entwickeln, die bisher nicht differenziert genug als solche bekannt sind. Wer weiß, denn wir unterscheiden schon jetzt eine Anzahl schöner psychischer Empfindungen wie Zuneigung, Freundschaft, Liebe in verschiedenen Formen etc. Dabei genügt unser Sprachvokabular nicht einmal, um die feineren Nuancen auszudrücken. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir auch eine Fähigkeit für weitere positive Gefühlskategorien entwickeln werden. Das Herz aller Menschen schlägt schneller bei einer solchen Erwartung. Um so schrecklicher ist die Vorstellung, daß auch die neuen zukünftigen Liebesgefühle zum Abreagieren despotischer Triebe mißbraucht werden sollten.

Diese Beispiele zeigen nur, wie physische Gewalt durch psychische ersetzt werden kann. Die manipulierten Menschen bleiben dabei immer in der Rolle der unfreiwilligen Opfer. Das Böse in seiner enormen Fähigkeit kann aber auf eine subtile Art positive menschliche Eigenschaften auch derart nutzen, daß viele Leute selber so zu handeln beginnen, wie es sich die Machtstreber wünschen. Viele, in ihrem Inneren gutmütige Menschen, können offensichtlich

durch den Druck der Manipulation zu willigen Opfern oder sogar zu „unschuldigen“ Mördern konvertieren. Der dazu notwendige Zauberstab ist oft aus ideologischen Parolen geschnitzt.

Der Gebrauch der Ideologien als Manipulationsmittel nimmt sogar ständig zu, als Ersatz der immer schwächeren Möglichkeiten der Herrschaft über die Unterdrückten durch direkte Gewaltanwendung. Der Sklavenbesitzer und sein Opfer operierten noch auf einer relativ primitiven Ebene mit Peitschen und Ketten. In den vorangehenden Kapiteln konnten wir verfolgen, wie solche Mittel sukzessive ineffizient geworden sind. Es ist kaum vorstellbar, daß die modernen intellektuellen Sklaven an ihre Computer gekettet sitzen würden und ein Antreiber mit der Peitsche aus ihnen, trotz ihrer Müdigkeit, noch ein paar Programmzeilen herausschlagen könnte. Ebensowenig kann der Pilot eines modernen Jagdflugzeuges mit physischer Gewalt in den Kampf geschickt, geschweige denn durch ein „Preßkommando“ und mit durchgeschnittenem Gürtel rekrutiert werden. Mit dem gleichen Tempo, wie die physische Kraft der Menschheit atrophiert und seine mentalen Fähigkeiten steigen, verliert die direkte körperliche Kontrolle der Unterworfenen an Bedeutung und wird durch emotional gefärbte Bänder ersetzt.

In unserer Kultur ist die verbreitetste Erscheinungsform der mißbrauchten Ideologie der Nationalismus. Nicht nur die drei Bauern, die mit Hornblower zusammen durch Frankreich ziehen, sondern Millionen von Menschen wurden und werden dazu gebracht, für fremde Interessen unermeßliche Opfer zu bringen, wobei man sie glauben macht, sie täten etwas für „höhere Zwecke“. Als Mitglieder der Nation, für die sie sich opfern, glauben sie sogar manchmal, sie tun es für sich oder ihre Kinder. Dementsprechend ist auch der Einsatz hoch, in Kriegssituationen sogar der höchste, das Leben selbst. Die Bereitschaft eines durchschnittlichen Menschen, für seine privaten Interessen zu kämpfen, hört deutlich früher auf als seine „Bereitschaft“, sich für eine Ideologie einzusetzen. Maxim Gorki hat das in einer prägnanten Feststellung formuliert: „Der Mensch ist bereit, für seine Fahne mehr zu opfern als für sich selbst.“ Ich glaube, die Wurzeln der „möglichen Absurditäten“ wachsen in diesem Boden.

Wenn jemand seinen konkreten privaten Angelegenheiten etwas opfern oder sich für etwas einsetzen soll, dann nur, wenn sein Einsatz und die Belohnung klar spezifiziert werden. Es scheint, daß die Mehrheit der Menschen privat die Fähigkeit zum klaren Aushandeln besitzt, „ab wann, bis wann und was dafür“. Das gleiche wäre von einer Nation, bestehend aus lauter geschickten „Händlern“ zu erwarten. Wie sieht aber die Realität aus? Ich glaube, es sind keine besonderen Geschichtskennntnisse zu der einfachen Feststellung nötig, daß die Erwartungen der Völker, die hinter den großen Fahnen marschiert sind, so gut wie nie erfüllt wurden. Ein Individuum wittert relativ schnell eine Gaunerei in den Geschäften seines Nachbarn, als Mitglied einer Nation scheint der Mensch von allen guten Sinnen verlassen zu sein und fällt auf die vagen Versprechungen der Führer herein.

Abermals drängt sich die Frage auf: Wie ist das möglich? Offensichtlich sind hier mehrere Kräfte am Werk. Ich glaube, jeder Mensch besitzt gesunde Reaktionen, die ihn eher zu einem rationalen, moralischen Handeln motivieren. Er würde also lieber einen Krieg ablehnen und dafür seine Kartoffeln pflanzen. Es muß hier noch eine Tendenz zum Mitmachen vorhanden sein, eine (falsche) Begeisterungsfähigkeit oder eine irrationale Motivation. Diese treibt dann all die Hornblowers an, das ausbeuterische System tatkräftig zu unterstützen. Sogar die rekrutierten Fischer, die das Schiff zuerst mit durchgeschnittenem Gürtel betreten haben, werden zu Kriegsveteranen, und mit der Zeit beginnen sie vor einem nahen Kampf zu „glühen“. Diese zweite treibende Kraft ist der fehlende Faden im Fangnetz der Völkermanipulationen.

Woher stammt nun eine solche Kraft? Eine Beobachtung von Erich Fromm weist darauf hin, daß viele Menschen ein mangelndes Selbsttragevermögen haben und folglich eine Art Halt oder Stütze in ihrer Umgebung suchen. Sie opfern dafür manchmal auch einiges von der ihnen erreichbaren Freiheit, damit sie als Mitglieder einer organisierten Struktur ein Gefühl erhöhter Stabilität bekommen. Wenn sich jemand einer Ideologie anschließt, wird ein Teil

seines Lebens von außen durch die Vorschriften und Befehle des Systems organisiert. Er wird auch in einer Atmosphäre der „Richtigkeit“ gebadet, das heißt, solange er dem System gegenüber gehorsam ist, verhält er sich ohne weitere Überlegung „korrekt“. Obendrein übernimmt das System die Verantwortung für alles, was unter seiner Fahne passiert. Das Resultat ist, daß ein äußerlich vorsichtiges und unauffälliges Individuum, befreit von der Entscheidungsverantwortung und gefüttert mit der (falschen) Ideologie, seine bisher versteckten und ihm vielleicht auch weiterhin unbewußt gebliebenen aggressiven Neigungen auslebt.

Aus dieser Sicht ist es also nicht erstaunlich, daß gerade die aggressiven Systeme durch eine markante, feste Organisationsstruktur gekennzeichnet sind. Ein SS-Sondertrupp war ein Paradebeispiel einer strengen Organisation, die militärischen Systeme im allgemeinen sind auf zum Heiligtum beförderten dogmatischen Regeln aufgebaut. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind die machtstrebenden Systeme am stärksten strukturiert, die pazifistischen Systeme am schwächsten, weil ein echter Pazifist auch nicht danach strebt, in der Gruppe seiner gleichgesinnten Kollegen irgendeine „Position“ einzunehmen. Eine pazifistische Organisation weist dann nur, wenn überhaupt, ein Minimum an Struktur auf. Wenn jetzt der durchschnittliche Bürger (unbewußt) ein System sucht, das ihm die Stütze und die Regelung seines Lebens bietet, muß er bei einer der machtstrebenden Hierarchien landen. Dies um so sicherer, weil sich diese nach außen und im Glauben vieler ihrer Mitglieder als eine Organisation zum Erreichen von hochgesteckten idealistischen Zielen deklariert.

Diese Hypothese unterstützen auch die Vorstellungen von Sigmund Freud über die Verdrängung der für das Individuum moralisch unzulässigen aggressiven Regungen. Wenn ein Kind eine unter Umständen auch begreifliche Aggression gegen seine Eltern gespürt haben sollte, kam es in Konflikt mit dem ihm bereits eingepprägten moralischen Kodex der Gesellschaft, die solche Gefühle verbietet. Die verdrängte Aggression ruft aber im späteren Leben wiederholt weitere aggressive Regungen hervor, die aus dem gleichen Grund wieder unterdrückt werden. Je mehr sich das Individuum bemüht, nach den moralischen Vorschriften zu leben, desto mehr sammeln sich in ihm versteckte und ihm selbst oft unbewußte Aggressionen. Ein nach außen besonders sanft reagierender Mensch kann in der Tat eine aggressive Zeitbombe sein, welche nur auf einen passenden Auslöser wartet. Ein logischer Auslöser kann natürlich ein System sein, das den gleichen Code verwendet, mit dem die Riegel einmal gescho-ben wurden.

Die Psychoanalyse und auch andere therapeutische Methoden versuchen, die verdrängten Inhalte wieder hervorzurufen und sie abreagieren zu lassen. Diese Aufgabe ist aber oft sehr schwierig, die für das Kind vielleicht dramatischen Erlebnisse „verschanzen“ sich regelrecht und bieten allen möglichen Versuchen, an sie heranzukommen, den berühmten „Widerstand“. Es helfen nicht einmal logische und dem leidenden Menschen selbst durchaus verständliche Erklärungen über die versteckten Inhalte; diese scheinen mit einem ganz genau verschlüsselten Schutz versehen zu sein.

Wenn wir nun konkret wieder an einen Menschen mit verdrängten Aggressionen denken, dann ist die Quelle und das Thema Aggression von seinem Unbewußten unter dem Motto „Moral“ verdrängt. Allegorisch ausgedrückt wird diese Region im Unbewußten von einer Wache gehütet, die nur das Kennwort „Moral“ als den legitimen Ausweis akzeptiert. Das ist aber genau das, was viele böartigen Systeme offerieren, auch wenn es in der Tat eine falsche Moral ist. Die Zeitbombe „unterdrückte Aggressionen“, die sich bisher durch manche Bemühung von Seelenärzten nicht entschärfen ließ, wird mit dem „richtigen“ Code in Betrieb gesetzt. Die so lange und so schmerzlich unter Druck gehaltenen Triebe dürfen sich nun endlich entspannen, genauer gesagt, sie „müssen“ sich im Namen der Moral und des Nationalismus entspannen. Der Golem wird durch das passende Kennwort belebt.

Ich habe mir die Mühe gemacht und die wichtigsten Konflikte in der Welt aus dieser Perspektive untersucht. Tatsächlich liegt jedem eine echte oder vermeintliche Ungerechtigkeit zugrunde. Diese zu rächen oder zu „berechtigen“ wird mit einem Kampf versucht, wobei dadurch natürlich wieder Missetaten verübt werden, die von der Gegenseite als Herausforde-

rung empfunden werden, ihrerseits endlich eine Ordnung in die Welt zu bringen. Wenn Ihr diese Zeilen lest, wird wahrscheinlich nicht mehr um das gekämpft, was heute, während ich es schreibe, als Grund angegeben wird. Die Gründe für den Krieg in Euren Zeiten sind wahrscheinlich die Folgen der heutigen Bestrebung nach einer Wiederherstellung der „Gerechtigkeit“. Fürchterlich, nicht wahr?

Bevor ich das Thema des Nationalismus verlasse, möchte ich noch mein Erstaunen darüber zum Ausdruck bringen, daß nur der deutsche Nationalsozialismus als extrem „böartig“ gewertet wird, andere Nationalismen und Chauvinismen aber toleriert oder sogar gepriesen werden. Die anfänglichen Erfolge Hitlers und dadurch das Ausmaß des Horrors des Zweiten Weltkrieges liegt meiner Meinung nach vor allem in den besonderen wirtschaftlichen und militärischen Fähigkeiten Deutschlands in den dreißiger und Anfang der vierziger Jahre. Mit anderen Worten: Jeder Nationalismus ist potentiell gefährlich; glücklicherweise hat jedoch nicht jeder nationalistisch veranlagte Führer eine so leistungsfähige Industrie und Armee zur Verfügung, wie dies bei Hitler der Fall war. (Leider kamen im Falle NS-Deutschlands noch Greuelthaten gegen die eigene Bevölkerung dazu.)

Möglicherweise gibt es Situationen, in denen Patriotismus eine gesunde Weltanschauung ist. In einer gemäßigten Form kann er zum Beispiel dem Erhalten der Kultur von verschiedenen ethnischen Gruppen dienen. Die Gefahr besteht aber, daß Patriotismus in Nationalismus (ein Patriot liebt sein eigenes Land; ein Nationalist hingegen haßt die anderen Länder) umschlägt. So kann die enorme Kraft ganzer Bevölkerungsgruppen zu falschen Zwecken geweckt werden. Unsere Gesellschaften, insbesondere die herrschenden Schichten, sind aber dem Gebrauch von solch enormen Kräften noch nicht gewachsen.

Wir haben bis jetzt vorwiegend die kriegerischen und militärischen Situationen betrachtet, weil dort die Phänomene der Manipulation von Massen durch die Ideologie des Nationalismus am deutlichsten waren. Das Prinzip der Manipulation gilt aber für alle machtstrebenden Systeme, auch wenn sie durch eine andere Ideologie getarnt werden. Ein Beispiel bietet uns die Entwicklung des Christentums. Die ersten Christen sind der Ideologie der Liebe gefolgt. Sie waren bereit, nach dem Prinzip „Wenn dich jemand auf eine Wange schlägt, biete ihm noch die andere“ zu leben, und ließen sich wehrlos abschlachten. Dies bestätigt übrigens den enormen Wert einer lebensführenden Struktur, sie waren bereit, für die „Sicherheit“, richtig zu leben, ihr Leben zu verlieren. Nun zeigt die gleiche Ideologie einige Jahrhunderte später ein völlig anderes Gesicht. Zu den Zeiten der heiligen Kriege und der Inquisition stützten sich die Anführer der Kirche formell auf die gleiche Bibel und den gleichen Glauben, bildeten aber eine Organisation der Gewalt. Unter der Fahne der Befreiung des Heiligen Landes und der „Rettung“ der Ungläubigen vor der Verdammung durften die machtstrebenden Fanatiker Massenmorde veranstalten, und die durchschnittlichen, „ideologieabhängigen“ Bürger haben den Mord begehen müssen (oder dürfen).

Somit kommen wir zu einer weiteren „Unglaublich, aber wahr“-Feststellung: Die beiden scheinbar unvereinbaren, gegensätzlichen Erscheinungen, aggressive Dominanz und moralisch gefärbte Ideologie, finden wir meistens sehr nahe beieinander. Ich wage zu behaupten, daß überall, wo ein Machtkampf stattfindet, sicher ein Pochen auf ein moralisch akzeptiertes Prinzip auf der Tagesordnung steht. Und wenn eine Ideologie laut kundgetan wird, birgt sie ziemlich sicher versteckte Machtansprüche in sich. Mit offenen Augen können wir das auch in unserem täglichen Leben sehen.

Als kleines Beispiel erinnere ich mich an eine Begegnung mit einer religiösen Sekte. Diese zeichnete sich durch eine interessante Organisation aus: Jeden Tag hatte ein anderes Mitglied die „Präsidentschaft“ inne und übte somit auch die volle Macht aus. Also etwas wie eine demokratisch verteilte Diktatur. Aus Neugier, einmal die Atmosphäre in einer fast fanatischen Gruppe zu erleben, erklärte ich mich bereit, an einer „Séance“ teilzunehmen. Was ich erlebte, war ein trivialer Machtkampf. Das Mitglied, das mich „schnappte“, begann mich voller Ungeduld vorzustellen und über die ideologischen Diskussionen mit mir zu berichten. Damit verletzte es allerdings die Regel der Machtstruktur, weil es dem Präsidenten oblag, die Ses-

sion nach genauen Ritualen zu führen. Es zeigte sich schnell, daß der „Tagesdiktator“ und andere Mitglieder deutlich weniger an dem Gast und seinen Gedanken interessiert waren, sondern sich durch die Strukturbedrohung gestört fühlten. Das einzig Fanatische am ganzen Abend war ein äußerst langweiliger, verbissener Kampf um die Hackordnung.

Das gleiche findet sich praktisch in jeder Partei, jedem Verein und jeder Interessengruppe.

Aus dieser Perspektive gesehen, wimmelt es in unserer Welt vor Werbungen verschiedenster Organisationen, die aus einer Mischung von Ideologie und Machtstruktur bestehen. Wieviel Mühe geben sich zum Beispiel die politischen Parteien, um die Bevölkerung für die Beteiligung an den politischen Geschehnissen zu gewinnen. Meiner Meinung nach ist das allgemeine Interesse an einer aktiven politischen Tätigkeit unbegreiflich klein. Schließlich könnte und sollte die politische Aktivität dazu führen, daß das soziale Leben den Vorstellungen der Bürger entsprechen würde, was für jedermann durchaus etwas Wichtiges und Wünschenswertes wäre. Trotzdem können die Bürger nicht einmal dazu gewonnen werden, an Wahlen teilzunehmen, auch wenn sie es von zu Hause in wenigen Minuten erledigen könnten. Die Schuld liegt an den Parteien, die zu viele der Machtkampfkomponenten durchblicken lassen, obwohl sie ständig behaupten, sie verträten Ideologien und Ideale. Eine typische politische Debatte, auch auf der höchsten Ebene, ist zu offensichtlich von persönlichen Attacken der Gegner und „Politisieren“ im negativen Sinne des Wortes geprägt. Das zieht aber wieder nur solche Leute an, die auf die Machtkampfstruktur ansprechbar sind. Wenn diese für die politische Aktivität gewonnen werden, prägen sie weiter den deformierten Charakter des politischen Lebens. Dieses ist gekennzeichnet von „Politik“ der Personen und nicht vom Ziel, ein besseres Leben für die Mehrheit der Bevölkerung zu gestalten. Die menschliche Kapazität und die finanziellen Mittel werden dann zunehmend solchen Aktivitäten gewidmet wie Vorbereitung, Planung und Durchführung von Wahlkampagnen, Suche nach kritisierbaren Fehlern der führenden Persönlichkeiten der Gegenparteien (inklusive intimer Geschichten aus ihrem Privatleben) und Anwerbung von weiteren Parteianhängern. Für die Mehrheit der Bürger, die an solchen Kämpfen nicht interessiert sind oder ihre eigenen Ansprüche auf diesem Gebiet anderswo befriedigen, bleibt oft zu wenig Anreiz, sich zu engagieren. Jemand, der wirklich nur für seine Ideale in die Politik einsteigt und die Spielregeln des politischen Lebens nicht beachtet, endet wahrscheinlich als erfolgloser Utopist.

Wie üblich, tönen meine Formulierungen etwas übertrieben. Natürlich behaupte ich damit nicht, daß sämtliche politischen Aktivitäten sinnlos sind und alle Politiker nur nach Macht streben. Ich will aber ein Phänomen hervorheben, das durch seine lange Anwesenheit fast unsichtbar geworden ist. Zur besseren Erkennung habe ich es ganz schwarz angestrichen. Ihr solltet dann selber unterscheiden können, was an einem politischen Programm echt ist und was in die „Machtkampfpolitik“ gehört.

Eine tragikomische „unglaubliche, aber wahre“ Tatsache betrifft die Art, wie sich die großen Ideologien Wirkung auf das Volk verschaffen. Offensichtlich ist es für die Zwecke der Manipulation durch Ideologien notwendig, einen tiefgreifenden Eindruck genau auf die Leute auszuüben, die man noch mehr in den Bann ziehen will. Wenn ein Pharao seine uneingeschränkte Macht eindrücklich visualisieren wollte, ließ er sich eine mächtige Pyramide bauen. Die Bevölkerung, beeindruckt durch dieses Symbol ungläublicher Größe, war dann zur Anerkennung des Pharaos als des berufenen Herrschers leichter manipulierbar. Ähnlich wurden riesige Bauten in der Form von Schlössern, Burgen, Denkmälern und Mausoleen errichtet, damit sich eine Nation ihrer eigenen Größe bewußt werden würde, insbesondere aber damit die einzelnen Bürger für die Ziele der Nation (ausgesteckt durch die Führer) leben und sterben würden. Wie beeindruckend mußten auch die monumentalen Kathedralen auf das gläubige Volk wirken. Es waren nicht nur leere Worte, die von der Größe Gottes (und seiner irdischen Vertreter) berichteten, die abnormen Ausmaße der Kirchen betonten sehr direkt, hier handelt es sich um etwas Außergewöhnliches.

Nun liegt das Paradoxe darin, daß es natürlich nie der Herrscher persönlich war, der die beeindruckenden Monumente erstellte, sondern das Volk selbst. Nicht der Pharao, sondern

seine Sklaven errichteten das Wunder der Pyramide. Ebenso alle die Maurer und Handwerker, die einen Dom entwarfen, bauten und schmückten. Der Herrscher gab dazu nur den Befehl, formell stellte er vielleicht noch das Geld zur Verfügung (welches „seine“ Untertanen für ihn erarbeiteten). Aber die Pyramiden und ihre späteren Analogien wirkten, sie halfen mit, das Volk zur Anerkennung der falschen Macht zu zwingen. Die Menschen ließen sich also von den Resultaten ihrer eigenen Arbeit beeindrucken und manipulieren. Und je geschickter und erfolgreicher sie waren, um so mehr leisteten sie für die eigene Unterdrückung. Ohne es richtig zu erkennen, schmiedeten sie die Ketten für sich selbst. Absurd, aber möglich.

Ein weiteres Paradoxon: Die Beweise von „Größe“ sind meistens gerade durch die Mittel repräsentiert, die für die Art der herrschenden Unterdrückung oder Ausbeutung charakteristisch sind. Der Pharao verlangte vor allem die Arbeit seiner Untertanen. Er beeindruckte das Volk durch unglaubliche menschliche Arbeitsleistung – die Pyramide. Eine Manipulation durch die eigene Leistung der Opfer im Bereich, wo sie mißbraucht werden. Ein Kapitalist operierte in der Domäne des Geldes, das er mit Hilfe seiner Angestellten verdiente. Er beeindruckte die von ihm ausgebeuteten Leute mit seinem Reichtum und machte sie dadurch gefügiger für weitere Ausbeutung. Den Reichtum, den er dazu brauchte, schufen die Leute selber. Dieses Prinzip bestätigend, werden für die versklavten Nationen in heutigen diktatorischen Systemen jährlich militärische Demonstrationen veranstaltet. Diese Völker werden durch bewaffnete Macht unterdrückt. Damit sie noch besser manipulierbar sind, werden sie regelmäßig durch eine Vorführung unheimlich mächtiger Waffen beeindruckt, Waffen, die sie selber entwickelt und hergestellt haben. Absurd, aber wahr.

Das Phänomen der Indoktrination hat wirklich unglaubliche Möglichkeiten. Es scheint, daß einem friedlichen Volk sogar die aggressive Einstellung ihrer Führer eingepflegt werden kann. Ich hatte in meinem Leben mehrmals die Gelegenheit, antagonistische Gruppen in verschiedenen Phasen ihrer Konflikte selber zu beobachten. Es war auffällig, wie oft die einzelnen Angehörigen des gegnerischen Systems sich gegenseitig friedlich akzeptierten, solange sie einander als konkrete Individuen wahrnahmen und beurteilten. Doch genügte das Verbreiten einer (oft fingierten) Nachricht über einen aggressiven Akt des Gegners, um die milden Gefühle in tobende Rachsucht zu verwandeln. Eigentlich wurde der Trick einer falschen Anschuldigung des Gegners als Vorwand für die eigene Aggression bereits so oft benutzt, daß ich mich fragen muß, wieso die Völker immer noch bereit sind, solche Lügen zu schlucken. Ich habe sogar selber gesehen, wie in einer Krisensituation auf beiden Seiten des Konflikts Flugblätter verteilt wurden, die jeweils die Gegenpartei heftig beschuldigten. Das Auffallende war, wie ähnlich sich die Flugblätter in ihrer Gestaltung und ihrem Charakter waren. Es mußte die gleiche Hand sein, die sie auf beiden Seiten herausgeben ließ. Eigentlich wieder ein kleines Rätsel. Wenn ich als Hirt ein Rudel wilder Pferde hüten müßte, würde ich mich darum bemühen, sie ruhig zu halten und jede Aufregung zu vermeiden. Bei Menschen scheint es anders zu sein. Das alte „Divide et impera“, teile und herrsche, verschweigt einen wichtigen Faktor. Es heißt nämlich genauer „Teile, hetze auf und herrsche“. Absurd, aber wahr.

Eine weitere verflixte Tatsache liegt in der Neigung der Aggressiven zur Aktivität und umgekehrt in der Neigung der Pazifisten zur Inaktivität. Die erste Hälfte dieser Behauptung ist eigentlich selbstverständlich. Jede Aggression, übrigens auch die gutmütige, ist eine Aktivität. Es liegt also in der Natur des Strebens nach Macht, wie es bereits der Begriff sagt, durch Taten aktiv auf ein bestimmtes Ziel hin zu agieren. Ein minderwertiger Machtsüchtiger, der von einer Eroberung der führenden Position nur tatenlos träumt, ist harmlos. Die gefährlichsten Kriegsverbrecher waren in der Regel überdurchschnittlich aktiv, dazu noch geschickt und auf eine gewisse Art begabt. Das Böse ist also vom Management, um ein modernes Wort zu gebrauchen, vorbildlich geführt. Es engagiert begabte, für den gegebenen Zweck geeignete, aktive Personen in einer perfekten Organisation. Durch die Konkurrenz mit anderen machstrebenden Gruppen werden die Systeme zur Höchstleistung getrimmt.

Dieser organisierten Aktivität gegenüber steht als Gegenpol die pazifistische Neigung der Bevölkerung. Wenn wir uns aber einen Gegenpol zu einem Machtstreber vorstellen, dann ist es ein friedlicher Mensch, der die anderen Menschen nicht beherrschen, nicht manipulieren

und nicht einmal führen will. Es heißt zwar nicht, daß er selbst nicht aktiv wäre, seine Aktivität entlädt sich aber in anderen Gebieten, wie Kultur, Wissenschaft, Schmetterlingsammlung oder Bergsteigen. Der Machtsüchtige ist in seinem Streben aktiv, der echte Pazifist ist im Vergleich dazu passiv. Wenn er nämlich, der Pazifist, die Kriegsstifter beseitigen möchte und zu diesem Zweck eine Partei, eine organisierte Partisanengruppe oder eine Revolution organisieren würde, wäre er soeben im Charakter seiner Tätigkeit das gleiche geworden, wogegen er ursprünglich antreten wollte.

Dies ist übrigens in der Geschichte schon öfter passiert, eine humanistisch orientierte Bewegung konnte erfolgreich eine Diktatur stürzen und eine scheinbar bessere, demokratischere Ordnung einführen. Es hat sich aber jedesmal gezeigt, daß nur die Fahnen ausgetauscht wurden. Die kriegerisch erfolgreichen Friedensbringer haben entweder der Versuchung ihrer neuen Möglichkeiten nicht widerstehen können und konvertierten zu Diktatoren oder wurden bald durch ihre aktiveren (machtstrebenderen) Mitkämpfer ersetzt. Durch solche „Siege“ ist die Welt dem Walten der bösen Gesetze noch nie entkommen. Ich vermute, darin liegt die Erklärung, warum die pazifistisch orientierte Mehrheit der diktatorisch veranlagten Minderheit unterlegen ist. Anders gesagt, wenn der Pazifismus als philosophische Richtung oder politisches Programm auf der gleichen Ebene und mit gleichen Mitteln gegen diktatorische Systeme aufzutreten versucht, wird er entweder den Kampf verlieren oder gibt sein ursprüngliches ideologisches Ziel auf.

Und darin liegt ein subtiles, aber fatales Paradoxon: Das maligne Machtstreben wird von der Mehrheit der Menschen abgelehnt. Trotzdem gibt es keine echte Gegenkraft, die auf der gleichen Ebene operieren könnte wie die Machtstreber und deren Wirkung auf gleiche Art „bekämpfen“ oder mindestens reduzieren könnte.

Meine Formulierung, „man kann den Kampf nicht auf gleiche Art gewinnen“, enthält eine Andeutung, daß es auf eine andere Art möglich sein könnte, dazu kommen wir aber erst in späteren Kapiteln.

Die provozierende Idee, daß das mißbrauchte Gute zur Hauptwaffe des Bösen wird, kann nun bereits als Hypothese formuliert werden: Die Mehrheit der Menschen ist nicht so böse, wie es ein „Marsmensch“ bei der Beobachtung der Erde meinen müßte. Die meisten Menschen sind weitgehend gutmütig, haben sogar die hervorragende Eigenschaft, sich für einen Kampf für ideologische Ziele motivieren zu lassen. Die Menschen, die das Böse verbreiten, besitzen eine besondere Fähigkeit, die durchaus guten Eigenschaften der Völker auf eine solche Art zu manipulieren, daß sie dem Zweck des Bösen dienen. Das Böse setzt sich durch den Einsatz der enormen Kräfte des Guten durch. Traurig, aber wahr.

Meine Beispiele in diesem Kapitel betrafen die ausgeprägten Erscheinungsformen des Bösen wie Kriege oder Erpressungen. Die bösen Gesetze walten aber auch in vielen unauffälligen Formen in unserem täglichen Leben. Die militanten Tendenzen sind nur eine Spitze des Eisberges, die meisten Manipulationen bemerken wir oft nicht mehr. Als Beispiel wimmelt es in unserer Konsumgesellschaft von Leuten, die wohl politisch und ökonomisch scheinbar frei sind, durch die Peitsche (und gleichzeitig Kette) der Statussymbole aber zu einem Sklavenleben getrieben werden.

Was wissen wir nun alles über das Walten der bösen Gesetze? Zuerst einmal wurzeln sie in dem Instinkt, Dominanz über Artgenossen zu erlangen. Eine solche Dominanz konnte ursprünglich ausschließlich durch echte Überlegenheitsmerkmale eines Individuums erreicht werden. Die künstliche Machtstruktur unserer Gesellschaft ermöglicht es, Hierarchien aufzubauen, die nicht auf echter „Mächtigkeit“ basieren, sondern auf den Fähigkeiten, andere Menschen zum Gehorsam zu zwingen. Die Art, wie die Hierarchien aufgebaut sind und welche Mittel sie zur Manipulation der breiten Bevölkerungsschichten anwenden, charakterisieren die historischen Epochen wie Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus und „Sozialismus“.

Die bösen Gesetze entwickeln eine ungeheure Wirkung, weil die Dominanzinstinkte durch künstliche Hierarchien nicht echt befriedigt werden können. In den dazu veranlagten Individuen entsteht dadurch eine unersättliche Machtsucht, die bis zu Kriegsstiftung, Homicid und perversen Greuelthaten eskaliert. Durch die Gruppierung und Zusammenarbeit der Machtstrebenden wird das Böse legalisiert. Die durchschnittlichen Bürger verlieren dabei die Fähigkeit, die gefährlichen Tendenzen des Systems zu erkennen; dies gilt sogar weitgehend auch für die Träger der malignen Aggression selbst.

Das Böse wird nur durch eine Minderheit von unglücklich veranlagten Individuen initiiert. Es verbreitet sich aber durch die Beteiligung breiter Massen der Bevölkerung. Das gegen sie selbst gerichtete passive Akzeptieren oder aktive Unterstützen einer Machthierarchie durch pazifistisch veranlagte Bürger wird mit Hilfe von offener Gewalt oder zunehmend durch Anwendung von psychologischen Manipulationen erzwungen. Solche Manipulationen bedienen sich häufig einer hochstehenden moralischen Ideologie. Die Neigung vieler Menschen, sich einem verkappten machtstrebenden System anzuschließen, wird noch durch das Bedürfnis nach einer autoritären, leitenden Struktur verstärkt. Das Böse bedient sich der riesigen Energie des Guten.

Können wir aus den ziemlich allgemein tönenden Überlegungen über ideologische Manipulationen auch im praktischen Leben bereits etwas lernen? Ich glaube schon. Zuerst möchte ich Euch raten, nie hinter einer Fahne zu marschieren, die behauptet, zum Erreichen eines beliebig heiligen Zieles müßten Mitmenschen bekämpft werden. Zweitens ist nach Möglichkeit das Marschieren hinter Fahnen grundsätzlich zu vermeiden. Und drittens würde ich über das folgende Paradoxon nachdenken: Wenn eine Ideologie gut ist, wünschte man, daß sie sich auch behaupten kann und realisiert wird. Zu diesem Zwecke sollte sie weit verbreitet und von vielen Leuten vertreten werden. Bildlich gesagt, sollte ihre Stimme überall hörbar sein. Ich sage aber, daß sie dabei leise bleiben müßte. Wenn sie nämlich laut wird, ist sie bereits verdächtig. Sonderbar, aber vielleicht trotzdem wahr.

MEDIEN-INTERMEZZO

oder warum lesen wir das?

Als ich etwa in Eurem Alter war, kam plötzlich die große UFO-Welle auf. Sensationelle Zeitungsartikel brachten Reportagen über alle mögliche Sorten von Tassen, insbesondere über die fliegenden, es wimmelte von seriösen Augenzeugen, die sie beobachtet und fotografiert hatten; viele Leute schilderten, wie sie von Außerirdischen entführt worden waren, kurz gesagt, man konnte fast nicht anders, als anfangen daran zu glauben. Dann kamen aber Gegenbehauptungen, die das alles für Humbug erklärten, die Sichtungen zu optischen Täuschungen abwerteten oder gar als Vortäuschungen von Menschen, die ins Rampenlicht treten wollten, entlarvten. In der Hitze des Gefechtes habe ich damals auch die Pros und Contras erwogen, mit Bekannten leidenschaftlich diskutiert und nach der Wahrheit gesucht. Dabei habe ich allerdings übersehen, daß die einzige klare Lehre, die aus der Affäre gewonnen werden konnte, die Erkenntnis zum Inhalt hatte: Glaub nur unter Vorbehalten Zeitungsartikeln.

Zuerst habe ich geglaubt, die Sucht nach Sensationen sei nun einfach bei diesem brisanten Thema ausgebrochen. Später habe ich diese Meinung insofern korrigieren müssen. Ich erkannte, daß Zeitungen versuchen, überall ein brisantes Thema zu sehen und daraus etwas Sensationelles zu machen.

Eigentlich schade, da es noch sehr viele Phänomene gibt, die wir mit unserer abendländischen Denktechnik nicht fassen können, wie etwa ungewöhnliche Heilmethoden, parapsychologische Erscheinungen, Fähigkeiten des Unbewußten etc. Einige davon scheinen inzwischen weitgehend erwiesen zu sein, ohne daß man sie bis jetzt erklären könnte. Es wäre also äußerst nützlich, wenn wahrheitsgetreue Schilderungen von nicht üblichen Beobachtungen möglichst vielen Leuten zugänglich gemacht werden würden.

Eine klare Aufgabe für Zeitungen, könnte man meinen. Nur weiß gleichzeitig jeder, daß die armen Journalisten geradezu fieberhaft auf der Suche nach Sensationen sind, kommen sie, woher sie wollen. Das Resultat? Wir schenken unser Vertrauen vor allem den gewöhnlichen oder voraussehbaren Nachrichten. Umgekehrt sind wir, je außerordentlicher eine Mitteilung ist, um so weniger bereit, sie auch zu glauben. Eine schön paradoxe Situation: Zum Schluß lesen wir nur das, was wir bereits sowieso wußten oder mindestens ahnen konnten. Was wir aus der Zeitung neu kennenlernen könnten, glauben wir nicht. Wozu lesen wir dann noch Zeitungen?

Auf diese Frage kommt meistens als Antwort, „um über das aktuelle Geschehen in der Welt informiert zu sein“. Was sind das denn für Geschehnisse? Die Mehrheit der Weltnachrichten betrifft bekanntlich Kriege, Aufstände und Terroranschläge. Auf mich, einen sporadischen Leser oder Nachrichtenhörer, wirkt das immer wieder schockierend, auf zweifache Art sogar. Zunächst einmal sind die meisten Nachrichten, wenn man sie allen Ernstes liest, in der Tat recht beunruhigend. Es passiert mir regelmäßig, daß ich zum Beispiel nach dem Urlaub beim Öffnen der Zeitung oder flüchtigem Radiohören zuerst erschrecke. Was, Truppen im Land XZ bereits einmarschiert? Das bedeutet doch Krieg! Und im Parlament jenes Landes solche Äußerungen über den Premierminister? Das sind doch persönliche Angriffe, sogar deutlich unter die Gürtellinie, welche die demokratische Staatsstruktur gefährden. In der Folge lese ich dann ein paar Tage regelmäßig Zeitung. Die Truppen marschieren zwar auch in anderen Ländern ein, und die Politiker kümmern sich weiterhin um die schmutzige Wäsche ihrer

Gegner (anstatt wirklich etwas für die „Polis“ – das Volk – zu tun), aber bald bin ich dann doch wieder „geheilt“. Wenn man all das Zeugs immer wieder hört, verliert es an Wirkung; vielleicht ist doch alles nur ein Spiel, wenn auch für viele passiv involvierte Menschen ein äußerst tragisches. Das ist die zweite schockierende Wirkung.

Auf der einen Seite wird täglich über das Grausamste berichtet, was ein Mensch überhaupt begehen kann, über das Morden eines Mitmenschen. Täglich sind es Hunderte herrlicher Männer, Frauen und Kinder, Fleisch, Blut und Seele, die leben, lachen und lieben wollten, aber umgebracht wurden. Eigentlich müßte jeder einzelne Fall die ganze Erdbevölkerung wachrütteln. Aber Opfer bleiben namen- und gesichtslos. Und trotzdem ist jedes dieser Opfer auch eine Anne Frank mit einer persönlichen, fesselnden Lebensgeschichte und einem tragischen Ende. Jedes einzelne dieser Schicksale sollte dann zumindest das geschehene Unrecht laut in die ganze Welt schreien, das fürchterliche Verbrechen enthüllen und die Täter an den Pranger stellen. Den Toten kann dadurch nicht mehr geholfen werden, aber ihr Tod würde nicht mehr so hoffnungslos unsinnig bleiben. Vielleicht könnte dadurch eine zukünftige Tragödie vermieden werden.

Auf der anderen Seite sind offensichtlich alle, die Nachrichten über diese Bestialitäten schreiben und lesen, inzwischen soweit abgestumpft, daß sie auf diese Art der Information kaum noch reagiert. Und je mehr über die schrecklichen Taten in teilnahmsloser Nachrichtenform berichtet wird, desto weniger wird es jemanden berühren! Somit erreichen wir genau das Gegenteil davon, was vermittelt werden sollte; anstatt gegen die Pathologie des Homicids zu wirken, integrieren wir ihn zunehmend als etwas Normales. Wozu lesen wir dann die Zeitungen?

Nun versteige ich mich sogar zu der Behauptung, daß die Veröffentlichung von Terroranschlägen jedem normalen Menschenverstand widerspricht. Das hängt mit der Umwandlung der Machtkampfformen zusammen, wie im ersten Kapitel angesprochen. Es gab auch früher Gauner, die zum Zwecke unverdienter Selbstbereicherung Mitmenschen bedroht oder sogar umgebracht haben, wie zum Beispiel bei einem Raubmord. Damals hat aber das Geld noch genügend Möglichkeiten geboten, einen Ohnmächtigen in einen scheinbar Mächtigen zu verzaubern. Darum war nach einem gelungenen Raub das nächstwichtigste, unerkannt zu bleiben. Die errungene Machtposition wurde auf dem „farblosen Geld“ aufgebaut und konnte von dem Verbrechen getrennt werden. Auch bei anderen kriminellen Motiven stand meistens ein Mensch in einer rivalisierenden Stellung zu einem anderen Menschen, wie beispielsweise in Eifersuchts- und Ehedramen. Abgesehen von der Malignität der Lösung durch Gewalt hat aber der Kriminelle seinen Machtkampf mit einer konkret existierenden Person ausgetragen und konnte seine (Schein-)Überlegenheit empfinden. Dazu brauchte er auch keine anderen Zuschauer und versuchte somit, unerkannt zu bleiben. Es kostete dann die Sherlock Holmes' einige Mühe, sie aufzustöbern. Fälle, wo ein Verbrecher durch eine Gewalttat protzen wollte, gehörten in den Bereich der Psychiatrie.

Es ist anders, wenn das gewünschte Auf-sich-aufmerksam-Machen durch Besitztum nicht mehr so leicht bewerkstelligt werden kann. Die perverse Machtgier der extrem Unsicheren sucht dann eine extrem starke Machtbestätigung. Zum Beispiel die Entscheidung über Leben und Tod anderer Menschen. Und so erschießt ein Terrorist ihm völlig fremde und harmlos gegenüberstehende, unbewaffnete Menschen. Oder er legt eine Bombe im Kaufhaus und tötet dadurch wahllos Unbeteiligte. Nun vermittelt aber sogar die extremste Machtdemonstration in dieser Form verständlicherweise nur wenig Machtgefühl. Die ihm unbekannt Menschen sind tot, oft erfährt der Täter erst nachträglich, ob sein Attentat geglückt ist und wie viele Opfer er zu verbuchen hat. Die einzige Möglichkeit, um mehr Machtgefühl zu gewinnen, ist, bei den zur Zeit noch lebenden Menschen Angstgefühle zu wecken. Dazu muß er aber seine Tat und seine Identität bekanntmachen. Kurz, er braucht Publizität.

Das ist nicht neu. Der Affenmensch brüllte seinen Sieg auch aus voller Lunge in den Dschungel. Pharaonen und Könige „brüllten“ auch. Sie haben sich verschiedene Feierlichkeiten einfallen lassen, wo sie dann in aller Pracht erscheinen konnten. Gemessen an ihrer

„Größe“ reichten dann ihre eigenen Lungen nicht mehr aus, und das „Bebrüllen“ wurde weitgehend an das Volk delegiert. Die Nachfolger der Könige im Kapitalismus haben sich dann der modernen Technik bedient und sich als sogenannte Prominente durch eine neue Lautsprechergattung, (Boulevard-)Journalist genannt, beweihräuchern lassen.

Eigentlich können wir hier gleichzeitig auch die Grenzen der Publizität als Mittel der Machtpropaganda erkennen. Die „Schreikraft“ des Affenmenschen war ein Beweis seiner Muskelkraft, dieser Beweis war aber nur innerhalb eines beschränkten Abstandes hörbar. Die „Scheinkraft“ der strahlenden Krönungsjuwelen war ein Symbol der „Herrscherkraft“ des Königs, wirkte aber nur bei jenen Menschen, die sie gesehen oder davon gehört haben. Wenn ein Playboy heute seine „Geldmacht“ zur Schau stellen will, läßt er sich auf seiner neugekauften Yacht mit einer (neugekauften) Frau fotografieren. Dadurch demonstriert er wohl seine Kaufkraft, aber wieder nur für diejenigen Leute, welche die entsprechenden „Prominenzeitschriften“ lesen und bereit sind, ihn für diese „Leistung“ zu bewundern.

Ein Terrorist kann auch nur eine Ersatzmacht demonstrieren, dazu muß er seine „Mordkraft“ bekanntmachen. Vielleicht habt Ihr bemerkt, wie die „publizierten Kräfte“ eine immer schwächere Beweisführung echter Macht darstellen. Vom Schreien über das Herrschen zum Kaufen und Morden ist eine ständige Abnahme irgendwelcher anerkannter Fähigkeiten zu verzeichnen. Gleichzeitig, und vielleicht gerade deswegen, wird (und muß) die Publizität immer breiter gestreut werden, damit die Illusion von Wirkung aufrechterhalten werden kann.

Vor dem Kapitalismus und währenddessen sorgten die „Inserenten“ bis zu einem gewissen Grad selbst für die Bekanntmachung ihrer Größe. Strenggenommen allerdings nur der Affenmensch, der noch selber brüllen mußte. Seine Nachfolger glänzten bereits mit den Leistungen ihrer Untertanen oder Angestellten, setzten aber für die Propaganda Mittel ein, die sie dann als ihre eigenen bezeichneten. Der König ließ aus „seinen“ Schätzen die Krone herstellen, und der Kapitalist kaufte von „seinem“ Geld die Yacht (und die Frau).

Im Falle des Terrorismus erreicht der Spuk seinen Gipfel: Die erwünschte Publizität besorgen die potentiellen Opfer selbst! Wenn eine machtgierige Gruppe meint, ihr Brüllen mache zu wenig Eindruck, dann legt sie halt eine Bombe in ein Schulhaus und tötet spielende Kinder. Als nächstes ruft sie eine Zeitungsredaktion an, und innert weniger Stunden ist sie rund um die Welt in allen Medien. Die Opfer erfüllen freiwillig den primären Wunsch ihrer Mörder und brüllen für sie aus allen Röhren, wie die Terroristen Macht über sie ausüben können. Wobei absurderweise die Entfachung von Angst und Panik (also das Publikmachen des Anschlages) den Terroristen erst wirkliche Macht verleiht. Selbstverständlich zeigen sie damit auch anderen bewaffneten (dafür unbehaarten) Schimpansen, wie man in den Genuß dieser Gratisdienste kommt. Daraus entsteht die verkehrte Lage in unseren Medien, daß Missetäter, anstatt sich vor allen normalen Menschen verstecken zu müssen, mit den heißersehnten Schlagzeilen auf der ersten Seite der Zeitungen bedacht werden. Kein Wunder, daß manchmal bei einem Verbrechen sogar mehrere Anwärter für die Inanspruchnahme der Abnormität zur Verfügung stehen. Früher haben die Kriminellen versucht, sich ein Alibi zu kaufen, mit dem sie ihre Unschuld beweisen wollten. Heute bekennen sie sich zur Schuld oder versuchen sogar, den einen oder anderen zusätzlichen Mord zugesprochen (oder angerechnet) zu bekommen. Aus dieser Perspektive gesehen, gibt es heute zu wenig Leichen. Und die Nachrichtenmedien tragen dazu bei, daß es mehr Leichen gibt. Wozu schreiben wir solche Sachen in den Zeitungen?

VIERTES ERNSTES KAPITEL

oder wie steht es mit den Menschenrechten zu Hause?

Wißt Ihr noch, wie wir in einer unterirdischen Höhle das von der Decke tropfende Wasser bewundert haben, das in einen harten Stein Löcher zu bohren vermochte? Eine leise, vielleicht auch schwache Kraft bewirkt, wenn sie lange genug am Werk ist, Wunder. „Wenn auf der Erde viele solche 'Tropfbohrer' arbeiteten, wäre sie bald ganz durchlöchert“, meinte einer von Euch.

Dieses Kapitel versucht einem dieser „Tropfbohrer“, der unsere Erde zu durchlöchern droht, auf die Spur zu kommen. Das Thema ist so ernst, daß ich nicht einmal versuche, es mit dem angebrachten Ernst zu schreiben, da ich einer solchen Aufgabe sowieso nicht gewachsen wäre. Ich versuche deshalb in diesem Kapitel gar nicht erst, den bisherigen Stil beizubehalten, und überlasse es Euch, meine Beschreibungen nachzuleben und dieses vierte „ernste“ Kapitel selber mit Euren eigenen Reflexionen zu ergänzen. Ich befürchte, mein übliches Schmunzeln wird diesmal nur matt durchblicken.

Die Frage dieses Kapitels ist ja, wieso können so viele Menschen dazu verführt werden, unmenschliche, diktatorische, oder gar mörderische Systeme zu tolerieren und bis zu einem gewissen Grad auch zu unterstützen? Und wie kommt es, daß bei einigen die Unterstützung sogar in Form einer aktiven Teilnahme ausartet? Schließlich, wie entstehen die Charaktere, welche selber solche brutalen Taten initiieren, organisieren und auch durchführen?

Natürlich werden wir nicht alles anhand der „Menschenrechte zu Hause“ erklären können, vielleicht gelingt es uns aber, einen Schritt zum Verständnis des Bösen zu machen.

Viele Menschen beanspruchen für sich die Fähigkeit, eine Art „Einsicht“ in die Gefühle anderer zu besitzen. Wir hören nicht selten Aussagen wie „Das würde dir bestimmt gefallen; so was kommt bei dir nicht an; das hätte dich auf die Palme gebracht“. Diese weitverbreitete Fähigkeit möchte ich nun auch für mich beanspruchen, während wir einen gemeinsamen Ausflug in den Alltag eines uns vorläufig unbekanntem Menschen unternehmen.

Dieser „unser“ Mensch ist eine sehr interessante Mixtur mit besonderen Fähigkeiten und gleichzeitig auch gravierenden Mängeln. Er kann zum Beispiel extrem leicht und schnell lernen. Er verfügt auch über eine besondere Intuition, man sagt sogar, er könne noch Sachen wahrnehmen, die wir selbst in den vergangenen Jahrtausenden verlernt haben. Er ist sehr unkompliziert, gutmütig und zugänglich. Die Psychologen sagen über unseren Menschen, er sei ein seltenes Beispiel guter psychischer Gesundheit. Dafür kann er sich aber nicht selber ernähren, auch mit der selbständigen Fortbewegung bekundet er bisweilen Mühe. In einigen Situationen ist er recht unerfahren und kann manchmal auch einfache Fakten nicht begreifen, insbesondere auf dem Gebiet der zwischenmenschlichen Gepflogenheiten oder der sozialen Ordnung. Wir könnten von ihm viel lernen, gleichzeitig ist er aber von uns weitgehend abhängig. Für unsere Betrachtungen über das Böse und dessen Walten ist dieser Mensch besonders interessant; er ist praktisch nicht in der Lage, jemandem absichtlich Leid zuzufügen.

Übrigens, unfähig zu sein oder Mängel zu haben ist in unserer Gesellschaft keine Seltenheit, diese werden darum auch in der Regel akzeptiert. Wir kümmern uns ja um behinderte Mitmenschen mit der gebührenden Sorgfalt und befleißigen uns, ihre Mängel zu tolerieren oder

auch taktvoll zu übersehen. Hier beginnen aber die außerordentlichen Umstände, die um unseren außerordentlichen Menschen herrschen. Wenn er schon so viel kann, wäre zu erwarten, daß er die entsprechende Anerkennung bekommt. Wenn er mit gewissen Einschränkungen zu kämpfen hat, sollte ihm trotzdem Achtung und Respekt entgegengebracht werden, zusammen mit einer mehr oder weniger taktvollen Reaktion auf seine Probleme.

Erstaunlicherweise ist es aber bei diesem unseren Menschen ganz anders. Seine Mängel werden oft fälschlicherweise in den Vordergrund gestellt und übertrieben. Er wird auch in Situationen, die er problemlos meistern könnte, als unfähig bezeichnet. Zudem werden viele seiner Fähigkeiten nicht beachtet, oder sie werden ihm aberkannt. Weiter wird er oft auch unfair behandelt. Zum Beispiel werden seine Wünsche oder Proteste mit dem falschen Hinweis ignoriert, er sei nicht zurechnungsfähig. Als Gipfel der schlechten Behandlung wird unser Mensch oft nicht als ein selbständiges Individuum respektiert. Entscheidungen werden für ihn oder gegen seinen Willen getroffen und gar mit Gewalt durchgesetzt, auch wenn er selber am besten wüßte, was für ihn gut und was schlecht ist.

Wir wollen uns in seine Situation versetzen. Es beginnt beim Frühstück, er bekommt meistens vorgetischt, was seine Betreuer für ihn ausgewählt haben, meistens mit der Behauptung, sie wüßten eben besser, was gut oder schlecht für ihn sei. Dies wird mit der Zeit sogar wahr, weil unser Mensch sukzessive die natürlichen Instinkte, mit welchen er die beste Wahl selber treffen könnte, verliert.

Nach dem Essen wird er zum Ausgehen mitgenommen. Dies spielt sich folgendermaßen ab: Er wird in einem kleinen Fahrzeug angeschnallt, wo er nur über minimale Bewegungsmöglichkeiten verfügt. Eine solche Lage ist für ihn besonders unangenehm, weil er im allgemeinen überdurchschnittlich viel Bewegung braucht. Eigentlich könnte er sich in den meisten Situationen selber fortbewegen, dies wird ihm aber von seinen Begleitern nicht erlaubt mit der Behauptung, er sei zu langsam oder er verursache zu viele Probleme. Der wahre Grund ist aber in der Regel, daß die Begleiter eigene Aufgaben, Wünsche oder Vorstellungen verfolgen, die sie aufgeben oder anpassen müßten, wenn sie unserem Menschen die Freiheit gewähren würden. Es gibt übrigens bei dem Thema Transport oder Fortbewegung auch die umgekehrte Situation, die für unseren Menschen ebenso schwierig zu meistern ist. Da wollen die anderen Menschen laufen, allerdings auf eine höchst ermüdende Art. Es wird von ihm verlangt, gleichmäßig zu schreiten und dabei allerlei interessante Dinge links und rechts nicht zu beachten. Die Begleiter finden dabei ihr Vergnügen an verschiedenen Gesprächen, die aber so geführt werden, daß sich unserer Mensch nicht daran beteiligen kann. Sein Wunsch, sich einem solchen Gespräch anzuschließen, wird abgelehnt, manchmal in Form eines Auslachens und dem Verweis auf seine Unfähigkeit, „anspruchsvollere“ Themen zu begreifen. Das aufgezwungene Marschieren ohne jegliche andere Betätigung erzeugt bei unserem Menschen bald Müdigkeit und Schmerzen. Seine Bitte um Hilfe wird meist abgelehnt, er wird zu weiterem Marschieren gezwungen, indem sich seine Begleiter von ihm entfernen. Unser Mensch ist in vieler Hinsicht von ihnen abhängig, folglich entsteht in ihm eine intensive Angst. Der Konflikt zwischen dem schmerzhaften Laufen und der angsterregenden Drohung, ihn alleine zu lassen, kann zu einem Gefühl der Ohnmacht und der Verzweiflung führen. Diese Gefühle entstehen übrigens auch in vielen anderen, strukturell ähnlichen Situationen wie der eben beschriebenen.

Der Tag geht dann in etwa diesem Stil weiter. Oft werden auch die einfachsten Selbstverständlichkeiten von den anderen entschieden, wie zum Beispiel ob unser Mensch jetzt essen soll oder nicht. Manchmal muß er essen, auch wenn er keinen Hunger hat, wobei behauptet wird, seine Betreuer wüßten es eben besser als er selbst. Das gleiche gilt auch für die Bestimmungen über seinen Schlaf. Er wird nach der Uhr oder nach den Wünschen der anderen ins Bett gesteckt.

Er wird also oft gezwungen, Dinge zu tun oder sich auf eine Weise zu verhalten, die ihm fremd oder gar zuwider ist. Die anderen zwingen ihn dazu durch verschiedene Arten von Gewalt. Dazu gehört das Anschreien, aber auch Drohungen, Schläge und das Wegnehmen

seiner Lieblingssachen. Nicht selten etwas noch Schmerzhafteres. Nämlich die Drohung, er verlöre die Zuneigung und Liebe seiner Mitmenschen, wenn er nicht folge. Das ist für unseren Menschen besonders beängstigend, weil er in seinem Wesen äußerst liebesfähig und liebesbedürftig ist. Er kann sehr viel Liebe geben, braucht aber auch sehr viel Liebe. Wenn ihm diese genommen wird, erleidet er fürchterliche Angstzustände. Die schlimmste Strafe ist aber, ihn für das Wohlbefinden der Personen verantwortlich zu machen, die er lieben möchte. Es wird ihm erklärt, daß, wenn er seine Wünsche nicht aufgibt und die Wünsche der anderen nicht erfüllt, diese unglücklich sein werden. Dieses Dilemma ist für ihn fast nicht zu ertragen.

Nun dürfte es inzwischen schon längst klar sein: „Unser Mensch“ ist ein Kind.

Es ist auch klar, daß ich aus der Palette der täglichen Vorkommnisse nur die negativen ausgewählt habe. Natürlich und Gott sei Dank gibt es an einem Tag eines Kindes auch viele schöne und freudige Erlebnisse, die keine Probleme erzeugen, sondern Lachen und Jauchzen. Es wäre mir eigentlich viel lieber, diese zu beschreiben, wir kämen aber in unserer Suche nach den Ursachen des Bösen nicht weiter. Trotzdem möchte ich klarstellen, mein Grübeln über die negativen Seiten des Lebens verfolgt einzig und allein den Zweck, einen Weg zur Besserung zu finden.

Deshalb müssen wir nun wieder in die Probleme eintauchen. Hier dazu ein Denkanstoß. Fragt Euch doch einmal, in welchen Lebenssituationen ein Kind die Fähigkeit besitzt, seine Bedürfnisse selber genügend differenziert wahrzunehmen und auch mitzuteilen. Immer, wenn es diese Fähigkeit aufweist, müßte es auch als ein selbständiges Individuum anerkannt werden. Als solchem müßten ihm dann die gleichen Rechte zugesprochen werden, wie sie sonst den auf die gleiche Art definierten zurechnungsfähigen Menschen zuerkannt werden. Mein Vorschlag ist nun, Euch in diese Situationen des Kindes mit Euren Empfindungen eines autonomen Individuums hineinzusetzen und dann zu fühlen, wie Euch zumute wäre, wenn Ihr wie ein Kind behandelt würdet. Ihr könnt auch versuchen herauszufinden, ob die allgemein anerkannten Menschenrechte eingehalten werden. Das Ziel ist es, aufzuzeigen, wie oft an einem Tag die Menschenrechte beim Umgang mit Kindern verletzt werden.

Stellen wir zusammen noch eine weitere Überlegung an. Versuchen wir die Situation eines Menschenkindes mit derjenigen eines Affenkindes zu vergleichen. Es geht mir dabei nicht darum, unsere Urahnen als Vorbild hinzustellen, ich möchte nur zeigen, wie ungewöhnlich bis unnatürlich die Lage der Menschenkinder ist. Ebenso wenig will ich damit Kritik an den menschlichen Eltern üben, sie haben ja auch ihre Rechte. Es geht hier also nur um eine Feststellung zwecks Begreifens.

Der erste Riesenunterschied ist, daß die Affenmütter rund um die Uhr anwesend sind. Sie sind sogar anwesend, wenn sie „arbeiten gehen“, weil sie die Nahrung zusammen mit dem Kind sammeln. Ebenso sind sie präsent, wenn sie dem Vergnügen nachgehen, also zum Beispiel Läuse im Fell jagen. Schließlich schlafen sie zusammen mit dem Kind, am Anfang sogar mit direkter Körperberührung.

Menschliche Eltern müssen in der Regel, um ihrer Arbeit nachgehen zu können, das Daheim ihres Kindes verlassen und suchen sich dafür einen Betreuungersatz. Aber auch eine Mutter, die zu Hause bleibt, hat eine Menge Tätigkeiten zu verrichten, die das Kind nicht mitverfolgen kann, das darum isoliert wird. Die Vergnügungen der Mutter, wie Gespräche mit Freundinnen, Lesen oder Kreuzworträtsel lösen, bedeuten für das Kind praktisch auch ihre Abwesenheit. Dazu kommen natürlich alle auswärtigen Tätigkeiten. Zum Schlafen bekommt das Kind eine eigene „Zelle“, oft in einem separaten Raum.

Die Affen üben eine „elterliche Gewalt“ nur in den für das Kind bald begreiflichen Situationen aus. Das Kleine wird geschnappt und weggetragen, zum Beispiel beim Erscheinen einer Gefahr oder wenn der Weg um der Nahrungssuche willen fortgesetzt wird. Sonst genießt ein Affenkind weitgehende Freiheit. Es wird auch nicht besonders bewacht, in der Regel probiert

es selber immer mutigere Aktivitäten aus und ruft um Hilfe, wenn es Angst bekommt. Die Pflichten (und Rechte) der menschlichen Eltern führen oft dazu, das Kind zu manipulieren, ohne daß es die Gründe dafür begreifen könnte.

Zur Manipulation gehören die Transporte im Kinderwagen oder Auto, das strikte Befolgen eines zeitlich definierten Programms, Überwachungen, damit sich das Kind nicht schmutzig macht oder Sachen beschädigt, die „Abgabe“ im Kinderhort oder der Schule und so weiter. So muß das Kind zum Beispiel eine halbe Stunde in seinem Zimmer alleine spielen, weil die Mutter sich mit der Hausarbeit verspätet hat und nicht aufgehalten werden darf. Es soll nicht draußen spielen, weil es sich erkälten könnte. Und so fort, mehr oder weniger ununterbrochen.

Affenkinder werden nicht bewußt „erzogen“ und darum auch nicht falsch erzogen. Die sogenannte Erziehung der Menschen ist, objektiv beurteilt, oft nur ein Deckmantel zur Manipulation der Kinder, mit dem versteckten Ziel, die Wünsche der Eltern zu erfüllen. Typische Beispiele dafür sind die verfrühte Reinheitsdressur, das Durchsetzen übertriebener Sauberkeit und Ordnung sowie ewigem Stillsein oder das Erbringen von Leistungen, die für das Kind gar nicht wichtig sind, sondern dem Image und Stolz der Eltern dienen. Wie blind egoistisch eine solche „Erziehung“ sein kann, zeigt das Beispiel von Eltern, die behaupten, der Wille eines bösen Kindes müsse gebrochen werden, damit es folge. Ich verzichte lieber auf einen Kommentar und bleibe bei der allgemeinen Feststellung, daß meiner Meinung nach nichts Böses durch Gewalt gebessert und durch Machtausübung nichts Gutes geschaffen werden kann.

Ein weiterer Unterschied betrifft vor allem die Affenmännchen und unsere Jungen. Die männlichen Affentiere leben ihr instinktives Bedürfnis nach Kräftemessen vollständig aus. Sie kämpfen spielerisch in den Lebensphasen, in denen sich die ernste Rivalität noch nicht voll entfaltet hat, ihre Kräfte noch nicht lebensgefährlich sind und das spielerische Element überwiegt. Sie kämpfen aber ernst genug, um ihren Stellenwert zu erleben. Bei einigen Affenarten wird während der Kinderspiele sogar die soziale Einordnung soweit bestimmt, daß Kämpfe der erwachsenen Tiere praktisch entfallen. Die Menschenjungen bekommen einfach nicht genug Zeit, diese lebenswichtige Erfahrung zu machen. Ein Kräftemessen ist nur während des Sports erlaubt, und auch da wird es noch durch allerlei Regeln beschränkt. Die meisten Versuche eines Kräftemessens werden als Rauferei abgestempelt und vehement unterdrückt. Vielleicht ist dieses Unterdrücken dann auch wirklich notwendig, weil die unausgelebten Instinkte zu gefährlichen Brutalitäten führen könnten (und manchmal auch wirklich führen).

Alle diese Faktoren haben etwas Gemeinsames, nämlich die Untergrabung der Selbstsicherheit und das Züchten von Gefühlen der Abhängigkeit. Das menschliche Kind lebt also jahrelang in der Stellung eines unfähigen Wesens ohne Rechte auf seine individuellen Bedürfnisse. Und das genau in den Jahren, in denen sein Charakter und die psychische Struktur für sein ganzes Leben geformt werden. Meiner Meinung nach läßt sich dies auch an einer ganzen Reihe von spezifischen Verhaltensweisen unserer Kinder erkennen. Ohne behaupten zu wollen, das Merkmal sei immer der Unterdrückung der Kinder zuzuschreiben, lege ich hier doch ein paar Beobachtungen zum Nachdenken vor.

Ich glaube, der häufigste Zuruf von Kindern ist: „Mami, schau mal“, kombiniert mit dem Versuch, irgendeine eigene Fähigkeit zur Geltung zu bringen. Die Mami oder der Papi sind aber oft gerade mit einem Modejournal oder einer Diskussion beschäftigt, so daß es nicht immer leicht ist, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Inzwischen kenne ich diesen Zuruf in fast allen europäischen Sprachen und auch in allen Nuancen, zudem noch den verbitterten Vorwurf: „Du hast nicht geschaut, als ich ...“

Kürzlich habe ich eine junge Mutter mit ihrem etwa sechsjährigen Töchterlein beim Baden erlebt. Die Mutter suchte sich mit einer Illustrierten die beste Position für ihre Bräunung aus, die Tochter unternahm Schwimmversuche. Die Luft war ausgefüllt mit dem Zwitschern, Rufen und Schreien des Kindes. Zuerst versuchte es, die Aufmerksamkeit direkt zu gewinnen.

Die Mutter, vertieft in ihr Heft, honorierte es mit einem abwesenden „Ja, ja“. Das Kind ging zu wörtlichen Beschreibungen seiner Fortschritte über und ertete wieder ein paar „Ja, ja“. Es variierte die Intensität, die Form und den Ton immer mit demselben Erfolg. Nach etwa einer Stunde veranstaltete es den letzten Versuch, indem es Ertrinken vortäuschte, erhielt eine „Rettung“, dazu einen Klaps auf den Hintern und einen Wutausbruch: „Du kommst nie mehr mit mir zum Baden, man hat ja keine Ruhe mit dir.“

Vielleicht ist es ein wenig übertrieben, aber es drängt sich trotzdem die Frage auf, warum die menschlichen Kinder so verzweifelt ihren Eltern imponieren wollen? Ist bei den Tieren die Manifestation der Fähigkeiten nicht eher an die Gleichaltrigen gerichtet? Was will ein Kind dadurch kompensieren, warum ist es ihm so wichtig zu zeigen, daß es auch etwas kann?

Eine weiter verzwickte Sache ist das pubertäre Verhalten Jugendlicher. Auch hier möchte ich nicht eine Theorie, sondern nur eine Beobachtung präsentieren. Mehr als zehn Jahre lang werden existierende Fähigkeiten eines Menschen gar nicht oder nicht gebührend anerkannt. Umgekehrt wird ihm Gewalt angetan und erst noch meistens mit der Erklärung, es geschehe alles aus wohlwollender Liebe. Zudem wird noch gepredigt, der junge Mensch solle für die Aktionen der Erwachsenen ununterbrochen dankbar sein; eine negative Reaktion den Eltern gegenüber ist eine Todsünde. Ich glaube, es ist absolut normal, wenn sich in den Kindern negative Empfindungen (neben den positiven natürlich) regen. Diese werden durch moralische Hemmungen und auch durch die Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern in Schach gehalten.

Im Pubertätsalter beginnt der Jugendliche seine Fähigkeiten selber wahrzunehmen und sich als ein selbständiges Individuum einzustufen. Er merkt neuerdings, in welchen Situationen seine Persönlichkeit nicht respektiert wird, und bewertet vom neuen Standpunkt aus auch verschiedene Geschehnisse der Vergangenheit. Zudem hat er weniger Angst, sich nicht ganz brav zu benehmen. Die Mehrheit dieser psychischen Vorgänge kann auch unbewußt bleiben, alle können aber zu einem trotzigem, mißtrauischen und versteckt racheähnlichen Verhalten führen. Die Pubertät hört dann auf, wenn der nun fast erwachsene Mensch soviel Selbstsicherheit gewinnt, daß er die „gutgemeinten Eingriffe“ seiner Eltern in sein Leben nicht mehr als eine Bedrohung seiner Identität empfindet. Trotzdem können solche Reaktionen noch lange anhalten. Freud trifft die Lage vieler Erwachsener mit seiner nur leicht ironischen Feststellung, wenn er sagt: „Man ist erst dann wirklich reif, wenn man das tut, was man will, obwohl es einem die Eltern geraten haben“!

Das Verhältnis vieler Menschen zu ihren Eltern enthält manchmal bis ins hohe Alter fragwürdige Elemente. Offenbar machen sich hier immer noch unerledigte Machtkämpfe bemerkbar.

Es deutet also einiges darauf hin, daß Kinder von den Erwachsenen zu selten als vollwertige Individuen akzeptiert werden und oft manipuliert, bekämpft oder mit Gewalt behandelt werden. Wie üblich frage ich mich, warum eigentlich?

Das intensivste Gefühl der Eltern gegenüber ihren Kindern ist zweifelsohne die Liebe. Gleichzeitig ist es eines der schönsten. Dann kommen noch verwandte Gefühle dazu, wie der Wunsch, die Kinder gegen Gefahren zu schützen, sie zu pflegen, ihnen zu helfen etc. In der Begeisterung über diese Plejade der äußerst schönen und positiven Empfindungen wird, so kommt es mir vor, manchmal alles unterdrückt, was nicht in diese idealisierte Vorstellung paßt. Ähnlich wie die unechte Moral von den Kindern erwartet, daß sie ihren Eltern gegenüber nie negative Gefühle empfinden, setzt man auch voraus, daß Eltern ihre Kinder mehr oder weniger ununterbrochen nur lieben. Beide Vorstellungen sind aber unrealistisch.

Die Menschen in unserer Kultur haben viele Bedürfnisse, die sie nicht gemeinsam mit kleineren Kindern ausleben können. Das würde wieder der Vergleich mit Affen deutlich zeigen. Diese verbringen den größten Teil ihres Lebens mit der Nahrungssuche, einer Tätigkeit, bei welcher die Kleinen selbstverständlich mitmachen können. Der heutige Mensch braucht für die Nahrungsherstellung, wie es eigentlich heißen müßte, nur einen verschwindend kleinen

Bruchteil seiner verfügbaren Kapazität. Der Arbeitsanteil für das Besorgen der lebensnotwendigen Güter wie Lebensmittel, Kleidung und Unterkunft nimmt übrigens ständig ab. Im Prinzip könnte der Mensch die freibleibende Kapazität restlos für Kindererziehung, sinnvolle Forschung und Kultur reservieren. Oder vielleicht für sich selber und seine Partnerschaft und die Familie. Daß er es nicht tut und statt dessen wieder einen großen Teil für Rüstung, Kriege und Statuskämpfe abzweigt, ist jammerschade, das Thema würde aber zurück zu den bösen Gesetzen führen.

Auf jeden Fall sind viele Bedürfnisse eines erwachsenen Menschen anspruchsvoll und kompliziert. Sie liegen oft außerhalb der Fassungskapazitäten der Kinder. Der Mensch braucht ja für die Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen seine zwei bis drei Dekaden Zeit. Und es ist klar, daß der Erwachsene nicht eine so lange Zeitspanne auf seine Bedürfnisse verzichten kann, auch wenn seine Kinder dadurch vielleicht in dieser oder jener Beziehung zu kurz kommen. Diese Tatsache scheint mir übrigens eines der größten Probleme der Menschheit zu sein, weil sich die Lage während der weiteren Entwicklung noch weiter verschlechtern wird. Diese Befürchtung dringt auch in verschiedenen Phantasien von Schriftstellern durch, einige Science-fiction-Bücher beschreiben den Alptraum einer kalten, isolierten Erziehung der Kinder in den kommenden Jahrhunderten. Demgegenüber stehen die Alpträume der depressiven Mütter, die sich über die Leere des Lebens einer Hausfrau beklagen. Die Männer haben es scheinbar einfacher, weil ihnen unsere Gesellschaft die Pflicht (und somit das Recht) des Arbeitens auferlegt. Es gibt aber auch eine Menge Väter, die Schuldgefühle bekommen, wenn sie zum Beispiel ihre weinenden Kinder in den Kinderhort bringen müssen. Somit stellen wir vorläufig fest, daß Kinder von den Eltern zwar geliebt, aber oft auch manipuliert werden, weil die Eltern auch anderen Interessen und Verpflichtungen nachgehen wollen oder müssen. Die Eltern lieben ihre Kinder, fühlen sich aber oft in ihrem Leben durch die elterlichen Pflichten eingeschränkt und suchen nach Kompromissen.

Es kommt noch etwas anderes hinzu. Wir haben festgestellt, die primäre Bindung der Eltern an ihre Kinder ist die Liebe. Die elterliche Liebe scheint ein heiliger Naturinstinkt zu sein, der von den individuellen Eigenschaften des Kindes weitgehend unabhängig ist. Dies gilt insbesondere für die sogenannte Mutterliebe, wobei diese Bezeichnung nur den Charakter der Beziehung beschreibt, denn sie kann auch zwischen Vater und Kind bestehen. In diesem Sinne ist die Elternliebe „blind“; ein Sprößling, der von der Umgebung als häßlicher Plagegeist eingestuft wird, kann von seinen Eltern als ein Engelchen mit sonderlich reizenden Eigenschaften erfahren werden. Diese Tatsache stützt auch die früher erwähnte idealisierte Vorstellung vom ausschließlich positiven Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern. Ich glaube aber, daß auch die Bindung Eltern–Kinder als eine echte zwischenmenschliche Beziehung angesehen werden sollte. Als solche darf sie nicht generalisiert werden, sondern sie muß als individuell geprägt verstanden werden. Das heißt, auch die Beziehung von einem Elternteil zu einem Kind besteht zwischen zwei Individuen und weist individuelle Neigungen und auch Probleme auf.

Die Vorstellung, die Eltern würden ihre Kinder lieben und sie auf der gehobenen wohlwollenden Ebene eines nicht involvierten neutralen Übermenschen erziehen, ist darum falsch, weil sie nur einen Teil der Beziehung beschreibt. Die Eltern leben mit den Kindern zusammen, manchmal sogar auf engem Raum. Das ist keine einfache Aufgabe, auch manche Eheleute ohne Kinder haben damit ihre Probleme. Dabei haben diese ihren Partner selber gewählt, so daß sie die besten Voraussetzungen für das Zusammenleben haben sollten. Trotzdem verkrachen sich Eheleute wiederholt vehement. Das Kind und seine Eigenschaften konnten die Eltern nicht auswählen, eigentlich kommt in den Haushalt ein im voraus unbekanntes Mitglied, das möglicherweise Eigenschaften entwickelt, die dem einen oder anderen Elternteil nicht „passen“. Die Tatsache, daß die Kinder bis zu einem gewissen Grad ein Abbild der Eltern sind, hilft hier auch nicht, nicht selten ärgern einen ja gerade die Eigenschaften am meisten, die man selber hat. Es ist also völlig begreiflich, wenn die Eltern außer Liebe noch eine ganze Menge anderer, darunter auch „negativer“ Gefühle ihren Kindern gegenüber empfinden. Es sollte aber gleichwohl selbstverständlich sein, bei der Austragung von Konflik-

ten ihre Position des Stärkeren nicht zu mißbrauchen, insbesondere nicht unter Zuhilfenahme moralischer Manipulation.

Die Lage kann noch komplizierter werden, wenn es sich nicht um leibliche Kinder handelt. Bei der hohen Scheidungsrate in unserer Kultur ist es keine Seltenheit, daß einer der Elternteile mit Kindern lebt, die er selber nicht gezeugt hat. Ich glaube zwar, Elternliebe entsteht nicht dadurch, die Kinder zur Welt gebracht zu haben, sondern durch das gemeinsame Leben, bis zu einem gewissen Grad sogar auch durch gemeinsame Schwierigkeiten, falls sie gemeistert wurden. Das Verhältnis zu den Kindern des Partners kann aber noch zusätzlich belastet werden, zum Beispiel durch Schuldgefühle den „eigenen“, nicht anwesenden Kindern gegenüber.

Etwas verschlechtert diese ganze Situation gravierend. Die durchschnittlichen Eltern sind selber noch mit der unerledigten Problematik ihrer eigenen Kindheit belastet. Ich habe selber beobachten können, wie erwachsene Menschen, die sich sonst relativ reif verhalten haben, im Kontakt mit gewissen Kindern in eine deutliche Rivalität geraten sind. Es wäre naiv zu meinen, daß alle Eltern bei den Selbstbehauptungsversuchen ihrer Kinder ständig eine neutrale Stellung einnehmen können. Nicht selten kommt es zu einem Machtkampf. Der Kreis schließt sich dann, weil Kinder, die in einer solchen Atmosphäre aufwachsen, später ihren eigenen Kindern kaum eine unterstützende Hand bei ihrer Entfaltung werden bieten können.

Man könnte natürlich einwenden, ich würde die Wichtigkeit dieser Phänomene übertreiben, eigentlich seien das alles „normale“ Dinge, an die sich das Kind gewöhnen könne. Kann sein, aber wir sollten uns vor Augen halten, daß diese Einflüsse, auch wenn sie vielleicht nur subtil sind, bereits jahrhundertlang in tausendfacher Wiederholung auf Milliarden von Kindern gewirkt haben.

Die bisher gemachten Feststellungen mögen vielleicht den Eindruck der Ausweglosigkeit erwecken. Die Kinder wachsen in der Regel unter Bedingungen auf, die ihnen die Entwicklung einer natürlichen Selbstsicherheit verwehren. Umgekehrt wird ihre Einstellung zu den Phänomenen wie Macht, gesellschaftliche Einordnung, Einschätzen eigener Fähigkeiten und eigener Bedürfnisse an die eigene Machtausübung, Umgang mit den Machtansprüchen der anderen etc. ungesund beeinflusst bis ernsthaft gestört. Ihre Eltern sind oft nicht in der Lage, ihnen bessere Bedingungen in dieser Beziehung zu sichern, weil sie selber auch „legale“ Bedürfnisse nach Lebensqualität haben und womöglich selber auch mit ähnlichen Problemen zu kämpfen haben. Kinder haben zudem kaum die Möglichkeit, außerhalb der Familie ein gesundes Vorbild für ihre Persönlichkeitsentwicklung zu erhalten, weil eben dies sowieso ein Schwachpunkt unserer Gesellschaft ist. Sie wachsen also auf und werden später selber Eltern, die ihre Kinder in einer Perpetuation des Prinzips ähnlich behandeln werden. Das Resultat ist eine weitverbreitete und sich weiter fortpflanzende unnatürliche Einstellung eines großen Teils der Bevölkerung zum Phänomen Macht.

Für mich verlieren auch böse Tatsachen an Bedrohlichkeit, wenn ich meine, sie zu verstehen. Ich glaube nämlich, wir könnten, wenn wir die Gründe des Bösen kennen, demselben auch sinnvoll entgegenwirken. Bis jetzt haben wir festgestellt, daß die bösen Gesetze im Bereich der unnatürlichen Machthierarchien agieren, daß sie von fehlgeleiteten Instinkten nach Selbstbehauptung genährt werden, daß sie sich mit Vorliebe des Mißbrauchs hoher Ideologien bedienen und daß sie ihren schnellen Eingang in die Persönlichkeitsstruktur vieler Menschen finden, weil bereits unsere Kinder in einer hinsichtlich Machtfragen labilen Situation aufwachsen.

Was wir meiner Meinung nach dagegen tun können, werden wir später besprechen. Vielleicht können wir aber einen Aspekt des heutigen Themas betrachten, nämlich die Problematik der Eltern im Umgang mit den eigenen Bedürfnissen und den Bedürfnissen ihrer Kinder. Ich kenne einige Eltern, die nach dem Lesen von psychologischen Büchern gesagt haben: „Wenn ich gewußt hätte, wieviel ich bei der Kindererziehung falsch machen kann, hätte ich

es nie gewagt, Kinder zu haben.“ Eine solche Einstellung möchte ich mit meinen Überlegungen nicht hervorrufen.

Ich kann Euch versichern, Ihr wart und seid eine der größten Freuden meines Lebens. Ich habe so viel Schönes mit Euch erlebt, und wenn ich unser Verhältnis aus meiner Perspektive mit einem Wort bezeichnen sollte, wäre es ohne Zögern: Liebe. Ich wünsche Euch auch so herrliche Erlebnisse mit Euren Kindern wie ich mit Euch hatte und habe.

Vielleicht könnt Ihr es sogar noch schöner haben, denn ich glaube, ich habe vieles erst mit der Zeit gelernt.

Ich finde, der Umgang mit Kindern sollte viel mehr vom erlernten Umgang mit den Erwachsenen profitieren. Damit will ich nicht sagen, daß man versuchen sollte, eine Frühreife der Kinder anzustreben, im Gegenteil, denn die Schule stellt sowieso bereits unkindliche bis unmenschliche Anforderungen an die vorzeitige Reifung der Kinder. Vielmehr glaube ich, daß wir die Beziehung zu einem Kind mit mehr Respekt, aber auch mit der Berücksichtigung eigener Ansprüche eingehen könnten, ähnlich wie die Beziehung zu einem Erwachsenen. Wenn ich mit einem Erwachsenen etwas unternehmen will, stelle ich mich, oft vielleicht unbewußt, auf seine und meine Individualität ein. Konkret heißt es, daß ich eine Tätigkeit wähle, die wir beide gemeinsam genießen können. Ich kann natürlich eine Frau auch zum Fußballmatch einladen, und sie „revanchiert“ sich dann mit der Bitte, ich möchte mit ihr in Modegeschäfte gehen. Das sind triviale Beispiele, wie man es falsch machen kann.

Mit den Kindern ist es jedoch ganz ähnlich. Man braucht sie nur in allen Situationen als vollwertige Individuen zu akzeptieren, in denen sie es auch wirklich sind. Und das ist viel öfter der Fall, als allgemein angenommen wird. Andererseits können wir Erwachsenen uns auch gewisse Rechte zugestehen. Wenn wir es mit innerer Überzeugung tun, können wir unsere Wünsche dann auch den Kindern fair mitteilen, anstatt letztere zu manipulieren. Ein kleines Beispiel: Ich habe mit Euch geübt, Spiele zu suchen, die für mich nicht den Charakter einer Pflichtübung hatten, sondern in welchen ich mit echtem Engagement mitmachen konnte. Ich war überrascht, wie viele wir gefunden haben. Es war auch interessant zu sehen, wie Ihr dann akzeptiert habt, daß mir andere Spiele wenig zusagten. Drittens habt Ihr Euch auch für einiges begeistern können, was ich vorgeschlagen habe. Ihr habt dann eine geniale Vereinfachung kreiert, wenn es Euch zu kompliziert erschien. Ich will daraus keine Anleitung machen, mein Fazit ist nur; eine Beziehung zu einem Kind ist so gut, wie sie gepflegt wird, dies ist zwar oft nicht leicht, lohnt sich aber immer. Viel Vergnügen!

FREUDENINTERMEZZO

oder läßt sich mit Gefühlen handeln?

Ich glaube, meine Katze konnte sich freuen. Vielleicht findet Ihr nichts Besonderes daran, die Fähigkeit, sich auf etwas zu freuen, ist für uns Menschen etwas ganz Selbstverständliches, warum sollten sich dann Tiere nicht auch freuen können? Viele Reaktionen der Tiere werden, ohne daß man sich dabei viel überlegt, auch als Freude gedeutet, obwohl sie meiner Meinung nach eher in die Kategorie der Reflexe gehören. Beginnt zum Beispiel bei einem Hund der Speichel zu tropfen, wenn sich sein Wächter mit der regelmäßig verabreichten Portion Nahrung nähert, ist das ein physiologischer Pawlowscher Reflex. Das echte Sichfreuen ist für mich eine um einiges „höhere“ Fähigkeit, denn dazu müssen wir in der Lage sein, eine Freude über ein Geschehnis zu empfinden, das noch nicht stattgefunden hat, das wir aber Kraft unserer Vorstellung oder Phantasie im voraus mindestens teilweise erleben können. Ob nun ein Hund, der die Schritte des Wächters hört, durch die Kraft seiner Vorstellung bereits einen schmackhaften Knochen kostet, ist schwierig zu beweisen. Komplizierter ist die typische Reaktion eines Hundes, die er zeigt, wenn sein Meister die Leine in die Hand nimmt. In der Regel heißt das nämlich, daß ein Spaziergang bevorsteht und daß der Hund die Freude der Bewegung bereits jetzt in irgendeiner Form erlebt.

Das Sichfreuen meiner Katze fand unter ähnlichen Bedingungen statt. Während der Ferien nahm ich gerne nach dem Essen ein Buch und las kniend auf dem Stuhl, mit auf den Tisch gestützten Ellbogen. Die Lieblingsposition des Katers war dann auf meinem Rücken, wo er genießerisch einschlief. Dieses Stilleben führte zwar manchmal zu kleinen organisatorischen Problemen, zum Beispiel wenn ich das Buch beendet hatte, der Kater sich aber noch mitten im süßen Schlaf befand. Wenn ich dann an meine Mitmenschen die Bitte richtete, sie möchten mir doch ein anderes Buch bringen, weil ich ja, wie klar ersichtlich, nicht aufstehen könne, ohne den Kater zu wecken, erntete ich manchmal Bemerkungen, die ihren Zweifel an meinen geistigen Fähigkeiten andeuteten. Der Kater aber wußte diese Nachmittagsstündchen zu schätzen, und hier wurzelt auch meine Behauptung, daß er sich darauf freuen konnte. Er begann nämlich manchmal bereits vor Behagen zu schnurren, wenn ich das Buch holte und die Leseposition einnahm. Es konnte noch keine direkte Reaktion auf die angenehme Wärme eines sich rhythmisch wiegenden Menschenrückens sein, denn in diesem Moment stand er ja noch auf dem harten Boden. Er mußte folglich imstande sein, eine künftige Freude sozusagen im voraus zu erleben.

Hier hängt das Sichfreuen mit einem anderen Phänomen zusammen. Dazu muß ich aber zuerst eine andere besondere Fähigkeit meiner Katze beschreiben. Sie war und ist für mich noch heute ein Vorbild psychischer Gesundheit. Wenn sie Lust bekam, mit mir zu spielen oder zu schmuse, gab sie es ohne unnötige Skrupel klar und deutlich zu verstehen. Sie kannte dabei keine Angst vor Zurückweisung, eine beim Menschen so oft vorkommende Reaktion. Sie merkte wohl, bei wem sie am häufigsten auf ein positives Echo stieß, und diese Person bevorzugte sie auch bei ihrer Wahl. Niemals aber nahm sie ein Nein „persönlich“. Ebenso gesund konnte sie meine Anstalten, sie zu streicheln, annehmen oder ablehnen. Sie ließ sich in keinem Fall durch beliebig anziehende Offerten zu etwas manipulieren, was sie nicht selber wollte. Sie spielte aber auch nie, vielleicht gerade deswegen, die Beleidigte.

An diese scheinbar einfachen Fähigkeiten habe ich in meinem Leben öfter denken müssen, wenn ich versucht habe, sie auch zu erlernen. Ihr habt sicher auch oft genug das Verhalten von Katzen beobachtet. Wenn Ihr Euch einmal Eures eigenen Verhaltens nicht mehr sicher

seid, so versucht zu überlegen, was eine Katze in einer analogen Lage machen würde. (Versteht sich natürlich nur in den oben angesprochenen Gebieten und Situationen. Trotz ihrer guten Seiten ist eine Katze in der berühmten Situation mit der Maus eine der blutrünstigsten Bestien.)

In einer einzigen Situation war mein Kater aber doch frustriert und gab dies auch deutlich zu verstehen, und so kommen wir wieder zum Thema des Sichfreuens. Diese psychisch unwahrscheinlich stabile und ausgewogene Katze war verstimmt, wenn sie sich auf etwas gefreut hatte, was sie dann aber nicht bekam. Wenn ich zum Beispiel das Buch nahm, mich so anstellte, als ob ich mich auf den Tisch lehnen würde – inzwischen kam bereits das vergnügte Schnurren –, mich dann aber so arrangierte, daß sie ihre Lieblingsposition nicht einnehmen konnte (wie mies von mir!). Dann wurde sie „sauer“, reagierte verstimmt und sogar nachtragend. Ich erkläre es mir so, daß sie eine noch nicht real existierende Freude im voraus bezogen hatte und darum auch eine entsprechende Frustration einstecken mußte. Etwa wie wenn jemand bei der Bank einen Kredit bezieht, den er später zurückzahlen muß. Die Katze bezog eine Freude auf Kredit, welcher aber ungedeckt blieb und kompensiert werden mußte.

Diese Begriffe sind bereits typisch menschlich und führen uns zum menschlichen Verhalten. Der Mensch hat die Fähigkeit, etwas durch die Kraft seiner Vorstellung oder in seiner Phantasie zu verarbeiten, enorm entwickelt. Schließlich ist auch die Abstraktion eine Fähigkeit, sich mit nicht existierenden Sachen zu befassen. Die Fähigkeit zu abstrahieren liegt wahrscheinlich der besonderen Stellung des Menschen in der Natur zugrunde. Auf jeden Fall hängt die Entwicklung unserer Technik mit der Abstraktionsfähigkeit zusammen. Wenn ein Urmensch zwei Hirsche gegen fünf Frauen getauscht hat, konnte er bereits so etwas wie zählen. Er konnte aber erst dann rechnen, als er seine erste Denkopoperation eins und eins durchführen konnte, ohne dabei an Hirsche, Äpfel oder sonstige reale Gegenstände denken zu müssen. Diese Abstraktionsfähigkeit hat im Laufe der Zeit stark zugenommen, in der heutigen Mathematik wimmelt es ja von imaginären Zahlen, mehrdimensionalen Räumen und ähnlichen in der Realität nicht spürbaren oder erlebbaren Phänomenen.

Inzwischen ist das Abstrahieren nicht nur eine Fähigkeit oder ein Spiel, sondern es ist, zumindest für unsere technische Welt, zu einer Notwendigkeit geworden. Viele reale Aufgaben können heute fast nur noch mit Hilfe der Abstraktion gelöst werden. Um das Profil eines Flugzeugflügels zu berechnen, taucht ein Mathematiker beispielsweise zuerst in die Welt der „nicht existierenden“ komplexen imaginären Zahlen ein, mischt aus magisch aussehenden Symbolen neue obskure Zauberformeln und taucht zum Schluß aus diesem Meer von kryptischen Abstraktionen wieder mit realisierbaren Resultaten in unserer Welt auf.

Gute Dinge haben oft auch ihre Schattenseiten. Die hochentwickelte Fähigkeit der Abstraktion hat uns zwar billigeres Warmwasser und Mondraketen gebracht, andererseits aber auch unseren Bezug zur Realität geschwächt. Mit all den Auswirkungen, die wir jetzt in unserer Zeit beobachten. Übertechnisierung, Entmenschlichung der Arbeit, Gefahr der Unterdrückung menschlicher Individualität zugunsten einer von Automaten gesteuerten und geregelten Welt, das sind typische Produkte des abstrakten Denkens. Es war effizient, aus dem individuellen Zählen von Äpfeln die allgemeinen Regeln der Algebra zu entwickeln. Zahlen lassen sich besser behandeln, wenn sie nicht mit dem Anhängsel des Individuellen behaftet sind. Es zeigte sich dann aber leider, daß auch Menschen besser „benutzt“ werden können, wenn sie möglichst wenig individuelle Eigenschaften besitzen, jedenfalls besser für die Zwecke der industriellen Konsumgesellschaft. Ein heutiger Großbetrieb versucht zu vermeiden, Herrn Meier anders als Herrn Schmidt behandeln zu müssen. Bei der maschinellen Verpackung von Äpfeln ist es auch von Vorteil, wenn alle gleich groß sind. Die Herren Meier und Schmidt dürfen zwar vorläufig noch physisch verschieden groß sein, in bürokratischen Systemen wird aber angestrebt, daß sie möglichst keine individuellen Wünsche, Neigungen, Fehler oder sogar auch Fähigkeiten besitzen, die speziell beachtet werden müßten. Bei einer mechanisierten Abfertigung erreicht man die größte Effizienz, wenn alle „Entities“ möglichst gleich sind. Für einen rentablen Betrieb werden wohl verschiedene Spezialisierungen von

Menschen benötigt und darum auch unterstützt; allerdings nur im Rahmen der für die Zwecke des Systems künstlich erschaffenen Kategorien. Es gibt also den Typus „Abteilungsleiter“, den Typus „Arbeiter“ usw. Die idealen Eigenschaften eines Abteilungsleiters unterscheiden sich von den idealen Eigenschaften eines Arbeiters. Wenn nun Herr Schmidt Abteilungsleiter ist, dann soll er sich durchaus von Herrn Meier unterscheiden, falls dieser ein Arbeiter ist. Beide Herren werden umgeformt zu den Rollen, die sie dann effizient ausfüllen können; zu diesem Zweck müssen umgekehrt ihre individuellen Neigungen, Fähigkeiten und Wünsche unterdrückt werden.

Die Abstraktionsfähigkeit ist also einerseits eine wichtige Voraussetzung für viele Annehmlichkeiten unseres Lebens, gleichzeitig aber auch eine mögliche Quelle etlicher Probleme. Eine übertriebene Abstraktionsneigung kann sogar gefährliche Elemente in sich bergen. Ein krasses Beispiel dafür sind ernste psychische Krankheiten, bei denen der betroffene kranke Mensch den Kontakt mit der Realität teilweise oder ganz verliert und in seine Phantasiewelt flüchtet. Ein Schizophrener ist also in der Lage, verschiedene in der Realität nicht existierende Erscheinungen in der Kraft seiner Vorstellung als real zu erleben. Wenn Ihr nun bereit seid, mit mir einige leicht „verrückte“ Überlegungen zu machen, können wir den Faden in dieser Richtung weiterspinnen.

Wenn eine Katze oder ein Mensch etwas Positives erlebt, was noch nicht existiert, dann freuen sie sich und können dabei frisch und fröhlich bleiben. Sie operieren zwar bereits auf dem unter Umständen glitschigen Boden der Abstraktionen, den sie mit psychisch Kranken teilen, sie sind aber noch nicht jenseits der Realität. Das Geschehen hat noch nicht stattgefunden, sein Kommen wird aber erwartet. Solange eine reale Wahrscheinlichkeit besteht, daß das Erwartete eintrifft, sind die darauf Wartenden in einer „pseudostabilen“ Lage; sie erleben Sachen, die zwar noch nicht in der realen, also gegenwärtigen Zeit, aber in der Zukunft existieren. Ein psychisch Kranker erlebt Dinge, die weder jetzt noch später stattfinden. Wenn sich also ein gesunder Mensch (oder eine Katze) auf etwas freut und dadurch bereits etwas erlebt, was noch nicht existiert, ist er (oder sie) darauf angewiesen, daß sich dieses erwartete Geschehen tatsächlich ereignet. Wenn das Ereignis eintritt, kehren die „Sich-per-Pump-Freunden“ in das Lager der real Erlebenden zurück. Wenn die Ereignisse aber ausbleiben, dann wird der sich bisher normal freuende Mensch zu einem, der gewisse nicht real existierende Geschehnisse erlebt hat, und für ihn gilt gemäß Definition, daß sein psychisches Gleichgewicht gestört ist.

Wir könnten es auch in der heute üblichen Geschäftssprache so formulieren, daß Leute, die sich im voraus freuen, eine Leistung oder eine Ware beziehen, die sie noch nicht bezahlt haben. Sie kommen in die Kategorie der Schuldner, wobei dieser Status als legal akzeptiert wird. In der Regel besitzen nämlich die Schuldner ein Einkommen, mit dem sie die aufgenommene Hypothek bezahlen können. Nach der Zurückzahlung kehren sie in die Kategorie der „liquiden“ Kunden zurück; wenn die erwarteten Quellen aber versiegen, gehen sie bankrott.

Eine ähnliche Überlegung können wir nun umgekehrt auch für die Nachfreude anstellen. Eigentlich ist die Nachfreude das Erleben eines Ereignisses, das zur Zeit der Freude nicht mehr vorhanden ist. Im Gegensatz zur Vorfreude kann man aber mindestens sagen, daß es immer real stattgefunden hat.

Die Frage ist nun, ob wir mit dem Spinnen dieses Fadens etwas lernen können. Ich denke schon. Zunächst einmal, daß das Auskosten von gerade jetzt existierenden Leckerbissen die sicherste Art ist, Erlebnisse zu genießen. Wenn wir uns aber doch auf den Konsum der „Kreditfreuden“ einlassen oder umgekehrt zuerst viel hamstern und meinen, wir kosteten die Früchte der gegenwärtigen Investitionen erst später aus, müssen wir wahrscheinlich in Kauf nehmen, daß bei diesen Geschäften die Gesetze des Handels zum Zuge kommen.

Versuchen wir nun, mit dieser Denkweise und diesem Vokabular einige allgemein bekannte Geschehnisse aus dem Gebiet der Gefühle anzuschauen. Stellen wir uns vor, ich baue et-

was, ein Modellflugzeug, ein Haus, eine Karriere oder sonst etwas. Wenn meine Freude vorwiegend dem Bauen oder der Arbeit als solcher entspringt, dann lebe ich vorwiegend in der Gegenwart und erlebe reale Freuden. Wenn ich genug solcher freudebringender Tätigkeiten ausüben kann, lebe ich zufrieden wie eine Katze oder ein ausgeglichener Mensch. Ebenso, wenn ich das Resultat meiner Arbeit dann genieße, wenn diese beendet ist und ihre Früchte trägt.

Wenn ich aber weitgehend darum baue, weil ich ein Modellflugzeug, ein Haus oder eine Karriere haben will, bin ich auf ein Geschäft mit den Gefühlen eingegangen. Der Handelspartner bin zwar wieder ich selbst, die Gesetze der Buchhaltung beginnen aber zu gelten. Im Umgang mit Geld, Darlehen, Zinsen und dergleichen wird ständig verfolgt, wer was abgearbeitet, bezahlt und bekommen hat. Die Banken überwachen das Konto der Kunden, vergleichen jedes Soll mit jedem Haben, schreiben Zinsen zu und ab. Es gibt sogar den Begriff der „gesunden Finanzlage“, einen Zustand, in dem ständig genug früher investierte Mittel auf dem Konto stehen, damit die Bezüge gedeckt werden können. Nur selten kommen Lotteriegewinne oder unerwartete Erbschaften dazu. Im Handel mit Gefühlen ist es nicht anders.

Im Prinzip müssen wir Arbeit, Mühe oder eine andere Aktivität investieren, damit wir die angestrebte Freude erleben. Wir reden hier ja von einem Menschen, der seine Befriedigung nicht durch die Aktivität selbst, sondern durch die Erzeugnisse der Aktivität bezieht. Jede solche Investition kann dann irgendwann in der Zukunft „eingezogen“ werden, es kommt zur Auszahlung. Das Modellflugzeug ist fertig und kann den Freunden gezeigt werden, ebenfalls das Haus oder die Karriere. Im Gegensatz zur spontanen Freude am Bauen, die gleichzeitig mit der Arbeit bezogen wurde, kann jetzt die Zeit gespalten, und die Elemente der Aktivität und der Belohnung können getrennt werden. Ein Mensch, der nun mit solchen „Gefühlskonti“ operiert, kann in einem Moment Freude kassieren, für die er in der Vergangenheit investiert hat, oder umgekehrt jetzt eine Arbeit leisten, deren Resultate er erst später zu genießen beabsichtigt.

Nun müssen die Geschäftsleute ihre Bilanz mehr oder weniger ständig im Auge behalten, damit sie nicht plötzlich auf dem trockenen sitzen, wenn sie Geld brauchen. Diese Notwendigkeit, den Stand des Kontos zu überwachen, seine weitere Entwicklung, manchmal auch recht langfristig, zu planen, scheint für die Mehrheit der Leute, die mit Geld umgehen, selbstverständlich zu sein. Alle, die mit Gefühlen handelsmäßig umgehen, müßten eigentlich das gleiche tun. Sie müssen auch mehr oder weniger regelmäßig eine Freude im Leben beziehen, manchmal sogar recht dringend. Sie sollten auch eine Übersicht haben, welche Reserven vorhanden sind und ob ein weiterer Zufluß an „Aktiven“ gesichert ist. Es scheint, daß im Gegensatz zum meist recht sorgfältigen Umgang mit Geld die Handhabung der gespeicherten Gefühle naiv, sorglos und unplanmäßig vor sich geht. Es sieht so aus, als ob viele Menschen gar nicht merken, daß ihre Manipulationen mit den abstrahierten Gefühlen den analogen Gesetzen folgen, die auch für die Buchhaltung der abstrahierten Arbeit, sprich des Geldes, gültig sind.

Ich meine, viele Gemütsschwankungen gewisser Leute sind ihren ungeordneten Gefühlsgeschäften zuzuschreiben. Diese Hypothese trifft natürlich wieder vor allem bei jenen Menschen zu, die ihre Aktivitäten nicht „hier und jetzt“ genießen, sondern die Strategie der abstrahierten Gefühle praktizieren. Dann kann es leicht passieren, daß sie zu gewissen Zeiten ein hervorragendes „Konto“ vorzuweisen haben. Vielleicht haben sie vorher viel in vorbereitende Arbeiten investiert und können jetzt viel Freude ernten. Das lange gebastelte Flugzeug fliegt, das Haus ist bezugsbereit, die nächste Hürde in der Hierarchie wurde genommen. Vielleicht vergessen sie dabei aber, daß sie auch in dieser Phase neu investieren müssen, damit die künftigen Bezüge gedeckt sind. In Unkenntnis der unerbittlichen Bilanzgesetze glauben sie, daß das erreichte Ziel von da an eine unerschöpfliche Quelle der Freude bleibt.

Oft schreiben sie ihre momentane gute Laune, verschiedenen Wegen des Wunschdenkens folgend, auch fremden Phänomenen zu, zum Beispiel der Illusion, daß sie nun endgültig die letzte Krise überwunden haben oder daß mehr oder weniger diffuse ungünstige Einflüsse der

Vergangenheit aufgehört haben zu wirken. In der besten Stimmung genießen sie die früher „verdienten“ Freuden, euphorisch beginnen sie sich auch auf künftige Ereignisse zu freuen. Wenn sie es aber versäumen, auch in diesen guten Phasen die für sie vielleicht nicht so erfreulichen Investitionen zu tätigen, ist der weitere Verlauf ihrer Stimmung vorherbestimmt. Die Aktiva werden aufgebraucht, die Vorfreude eines bevorstehendes Ereignisses wurde auch bereits einkassiert, plötzlich erscheint das Leben ohne Freude und erst noch ohne Aussichten auf etwas Freudiges. In dieser psychischen Lage ist es natürlich noch schwieriger, mit einer mühsamen Investition zu beginnen, denn für solche Leute kommt ja die Freude erst mit dem Resultat. Und dieses kann noch recht weit entfernt liegen. Eine neue Krise steht vor der Tür.

Die biblischen sieben fetten Jahre, gefolgt von sieben mageren Jahren, mögen die Gesetzmäßigkeit einer ökologisch falschen Bewirtschaftung von Feldern ausdrücken, vielleicht spiegeln sie aber auch einen unvernünftigen Umgang mit den Quellen der Freude am Leben wider.

Es fällt mir nicht leicht, die Vorfreude, die gemäß Sprichwort „die schönste Freude“ ist, hier so kritisch auseinanderzunehmen. Die schönsten Dinge verdienen eben auch größte Sorgfalt im Umgang.

Es gibt aber noch weitere Gefahren beim Genießen von Vorfreude. Unsere Abstraktion des künftigen Ereignisses kann nämlich leicht ungenau bis gravierend falsch sein. Wenn wir uns auf etwas freuen, dann vergegenwärtigen wir uns nicht nur die Realität der Zukunft, sondern kreieren unter Umständen eine phantasierte Realität gemäß unseren Wünschen. Insbesondere wenn es sich um eine neuartige Freude handelt. In dem Sinne ist es ein Unterschied, ob wir uns auf unsere alte Lieblingstorte freuen oder auf einen neuen Liebling.

Bei der Lieblingstorte kann unsere Abstraktion des künftigen Ereignisses nicht grundsätzlich falsch sein, weil wir ihren Geschmack bereits ausgiebig kennen. Wir können uns aber doch täuschen, wie gut sie uns diesmal schmecken wird. Der fast ekstatische Genuß der Torte, den wir noch lebhaft in Erinnerung haben, war vielleicht die kulinarische Krönung eines erfolgreichen Tages, genossen in einer fröhlichen Gesellschaft am Meeresufer bei Sonnenuntergang. Falls ich mich jetzt also anschieke, mich an einem miesen Tag allein in einer lärmigen Vorstadtkneipe durch das Herunterschlucken einer Süßigkeit zu trösten, werde ich wohl enttäuscht sein. Ich habe mich nicht nur auf eine Realität, den Geschmack der Torte, gefreut, sondern mir teilweise auch ein Erlebnis ausgemalt, das nicht so einfach käuflich ist wie eine Torte.

Entsprechend schwieriger wird es im Fall des Lieblings. Es geht dabei weniger darum, ob ein Liebling käuflich sein kann und wenn ja, zu welchem Preis, sondern daß ich in meine Erwartungen allerlei geheime Wünsche projiziere. Beispielsweise, daß er keine der Eigenschaften besitzt, die mir beim alten Liebling nicht gepaßt haben, dafür mit allen Vorzügen ausgestattet sein wird, die ich bisher vermißt habe.

Das gleiche gilt auch beim neuen Haus, neuen Job und dem gebastelten Flugzeug. Das Haus verschafft möglicherweise nicht nur Freude, sondern auch manchen Kummer. Und das Flugzeug startet beim ersten Flugversuch nicht so wunderbar majestätisch, wie ich es mir tausendmal ausgemalt habe, sondern steckt, kaum fünf Meter von mir entfernt, tief in den Sumpf gebohrt. Wenn ich meiner Fähigkeit, mich im voraus zu freuen, freie Zügel lasse, versuche ich vielleicht eine Freude zu beziehen, die nicht bezogen werden kann. In der harten Geschäftssprache hieße es, ich hätte mein Startkapital bereits verbraucht, bevor ich es überhaupt erhalten habe.

Wenn wir schon die Ähnlichkeiten des Gefühlshandels mit dem Geldhandel aufgezeigt haben, könnten wir vielleicht auch die Unterschiede betrachten.

Geld kann auch ohne eigene Mühe gewonnen werden. Es kann sich auch selber vermehren. Man kann Kapital erben, und es beginnt dann selber zu wachsen, je größer, desto schneller. Ein Kind aus einer reichen Familie kann also unter Umständen das ganze Leben lang Geld beziehen, ohne selber die geringste Anstrengung, Geld zu verdienen, zu unternehmen. Die Analogie im Gefühlsbereich gibt es nicht. Freude können wir nicht erben, nicht stehlen, nicht durch raffinierte Maklertricks vermehren.

In dieser Beziehung herrscht also weitgehende Gerechtigkeit auf Erden. Wenn ich auf den vorangehenden Seiten wiederholt (vielleicht manchmal auch ein bißchen überbetont – aber dies ist ja das Buch der Übertreibungen, nicht wahr?) über die Ausbeutung berichtet habe, kann ich nun einmal mit Erleichterung feststellen: Die Machtgierigen konnten immer wieder den anderen Menschen Freiheit, Land, Geld oder soziale Stellungen wegnehmen. Vielleicht konnten sie dadurch für sich eine Art Freude erzielen. Sie konnten aber nie die Freude selbst, das innere Gefühl der anderen Menschen, aus diesen „herausschneiden“ und es in sich selbst „hineinpflanzen“. Die Unterdrückten haben immer wieder, oft auch in recht prekären Lagen, den Weg zu freudigen Erlebnissen gefunden.

Das Materielle ist oft gut austauschbar. Ich kann die Aktien der Goldminen verkaufen und dafür einen Straßenkreuzer kaufen, wenn ich glaube, dadurch etwas anderes oder etwas mehr zu erreichen. Einen ähnlichen Handel versuchen viele Leute auch mit den Gefühlen zu betreiben, es funktioniert aber recht schlecht, genaugenommen überhaupt nicht. Ich glaube sogar, die Mehrheit der Gefühlshändler möchte die spontane, natürliche Freude am Leben erwerben, welche die „hier und jetzt“ lebenden Menschen typischerweise genießen. Vielleicht sind sie dazu (noch) nicht fähig und versuchen diese gewünschte Lebensfreude durch andere Annehmlichkeiten zu ersetzen. Weil dieser Tausch aus irgendeinem Grund nicht funktioniert, versuchen sie durch ein Überbieten mit den ihnen erreichbaren „Gefühlsgütern“ weiter zu kompensieren. Vergeblich, weil Gefühle nicht ersetzbar sind, auch nicht durch andere positive Gefühle. Somit stimme ich Abraham Maslow zu, der sagt, daß jeder Mensch verschiedene Kategorien von Bedürfnissen verspürt und in ihrer Befriedigung Freude findet. Das Bedürfnis nach echter Liebe eines Mitmenschen läßt sich aber sicher nicht durch materielle Güter ersetzen, es kann nicht einmal durch eine beliebig große Zufuhr von anderen, auch echten Freuden kompensiert werden. Es ist ein im voraus gescheiterter Versuch, den Wunsch nach Liebe durch wiederholte, sich sogar ständig steigernde Freude am Erfolg in der Karriere zu befriedigen. Diese Tatsache scheint vielen Leuten zu entgehen, sonst hätten wir nicht so viele innerlich unglückliche, geschäftlich erfolgreiche Manager.

Die Lehre aus diesen Überlegungen ist naheliegend. Die Leute, die mit zeitlich gespaltenen, geschäftsmäßig gehandhabten Gefühlen operieren, müßten der Gefühlsbuchhaltung gebührende Aufmerksamkeit schenken; Einnahmen und Bezüge schön überwachen, sparen, rechtzeitig neue Quellen erschließen, in den „fetten“ Jahren daran denken, daß auch „magerere“ Phasen kommen können und eine unerwartete Dürre oder die Möglichkeit des Versiegens einer Einnahmequelle nicht aus den Augen lassen.

Vor allem aber: Ersatzbefriedigungen können die echten, meistbegehrten menschlichen Gefühle nie aufwiegen. Alle unsere Macht-, Geld- oder Statusgierigen sind mit größter Sicherheit arme Menschen, hungrig nach Liebe, Zuneigung oder Anerkennung. Sie können die höchsten Funktionen erreichen, alles Geld dieser Welt hamstern oder die ganze Weltbevölkerung unterjochen, sie werden sich aber nie auch nur den kleinsten Hauch des Gefühls, nach dem sie sich wirklich sehnen, erkämpfen oder erkaufen.

Euch möchte ich empfehlen, die Strategie der Katze zu verfolgen: Das Leben spielt sich genau jetzt ab; etwas zu leisten, zu arbeiten ist interessant und verschafft Freude, etwas zu ernten und zu genießen auch.

MITTELERNSTES KAPITEL

oder über verdrehte Weltanschauungen

Es war einmal die Rede davon, wie sich in erdbebenbedrohten Gebieten die Leute manchmal in Sicherheit wiegen, wenn sich Mutter Erde für einige Zeit eine Pause gönnt und in der Gegend jahrelang keine Beben zu verzeichnen sind. Von einem, der behauptet, er verstehe etwas von diesen Dingen, habe ich aber gehört, ein solcher Zustand sollte umgekehrt in der Bevölkerung eine zunehmende Besorgnis hervorrufen, die sich nach zehn bis fünfzehn Jahren ohne Erdbeben bis zu einer Massenpanik steigern sollte. Einige Zuhörer haben meinen Freund, den Geologen, zuerst komisch angeschaut, er aber hat dann eine logische und recht überzeugende Erklärung geliefert: Die riesigen Platten, auf welchen ganze Kontinente Platz haben sollen, bewegen sich angeblich ständig, wenn auch langsam. An den Berührungstellen zweier solcher Platten kann die Bewegung infolge von Reibungskräften für gewisse Zeit gebremst werden, die Spannung steigt dabei aber immer mehr, bis der Reibungswiderstand überwunden wird und die Platten mit einem entsprechend großen Ruck ihren unaufhaltsamen Weg wieder ein Stück weiter fortsetzen. Erst wenn die Erde bebt – oder wenn sich eine ganze Serie Beben ereignet, je schwerer, desto besser –, hat man Grund zum Aufatmen, denn die Spannung konnte sich soeben lösen.

Ich habe öfter bemerkt, daß einige Leute mich mit einer vielsagenden, weil schlecht versteckten Miene anschauen, wenn ich über verschiedene politische Situationen spreche. Diese Miene drückt in der Regel eine anständig formulierte Meinung über meine beschränkten geistigen Fähigkeiten aus. Offensichtlich habe ich bei einer ganzen Reihe von politischen Themen eine Meinung, die deutlich von den akzeptierten Standardanschauungen abweicht. Trotzdem glaube ich, mit Zuhilfenahme gewisser Hypothesen über die Struktur der bösen Gesetze ließe sich einiges (so z. B. meine Thesen) logisch erklären.

Zum Beispiel habe ich zu meiner Überraschung beobachtet, daß Leute beunruhigt waren, wenn in der Welt lokale Kriege ausbrachen. Sie meinten, es könnte sogar zu einer Eskalation kommen, die in einen fatalen Weltkonflikt münden würde. Umgekehrt schienen die (seltenen) Phasen ohne auffallende Auseinandersetzungen in der Welt den Eindruck einer Besserung der allgemeinen Situation zu wecken. Meine Meinung, dieser oder jener Krieg im Nahen oder Fernen Osten sei sicher sehr bedauerlich für die betroffenen Menschen, die dadurch direkt in Mitleidenschaft gezogen werden, daß er aber von einem egoistischen Standpunkt aus für uns Europäer eher beruhigend sei; diese Meinung hat auch die vorher erwähnte Miene hervorgerufen.

Dabei meine ich, die Erklärung dieser Ansicht sei gleich logisch wie jene des Erdbebens. Die vorherigen ernsten Kapitel haben versucht zu zeigen, daß das Böse seinen Gesetzen folgt. Das ist einerseits schlimm, andererseits kann es doch auch einmal einen Vorteil bieten, wie zum Beispiel bei der Einschätzung von Gefahren. Das Böse ist die Folge der gesamten psychologischen Situation der Erdbevölkerung. Die Summe der einzelnen Machtansprüche würde den Pegel des Bösen auf der Erde ausdrücken, ähnlich wie man von einem Strahlungspegel der Radioaktivität spricht. Die exakten Wissenschaften messen gerne alles quantitativ und erfinden dazu Meßeinheiten, die oft nach einem hervorragenden Protagonisten auf diesem Gebiet benannt werden. Zum Beispiel wird eine Kraft in der Einheit Newton gemessen oder die Leistung in Watt. Die Tatsache, daß wir keine Angaben über die Größe des Bösen zwischen uns Menschen machen, liegt kaum an der Ermangelung von Namen, die sich für die Meßeinheit des Bösen eignen würden, sondern am Fehlen einer anerkannten Art, das

Böse zu messen. Ich persönlich glaube, die Summe aller Bosheitspotentiale sei auf unserer Erde kurzfristig fast konstant. Sie kann sich zwar verändern, aber nur langsam, etwa im Rhythmus des Generationenwechsels. Bis zu einem gewissen Grad erinnert es ja an die Bewegung der geologischen Erdplatten, die auch, kurzfristig gesehen, fast konstant ist.

In dieser Analogie entspricht eine ausgebrochene Aggression einem soeben erfolgten Erdbeben, das (leider) bereits sowieso fällig war. Es ist tragisch und fürchterlich, aber es kann bedeuten, daß die Kräfte des Bösen dadurch ein Ventil zum Abreagieren gefunden haben und dadurch die Gefährdung anderer Gebiete reduziert wurde. Umgekehrt sehe ich in einer scheinbaren Pause der Kriegsspiele kein echtes Zeichen einer dauerhaften Änderung. Die Lehre, die wir aus unserer mehrtausendjährigen Geschichte ziehen können, läßt diese Hoffnung übrigens auch nicht ernsthaft aufkommen. Es ist zwar möglich oder sogar wahrscheinlich, daß nach einer besonders blutigen Phase vorübergehend wieder relativ ruhigere Zeiten folgen werden. Beim Erdbeben ist es auch so. Bei den Menschen wird zusätzlich vielleicht noch für eine gewisse Zeit der Schrecken über die Erkenntnis der eigenen fürchterlichen Neigungen nachwirken und die Bevölkerung allergisch auf aggressive politische Programme reagieren.

Dies kann manchmal den Eindruck entstehen lassen, die Menschen hätten die sinnlosen Kriege endgültig satt, jetzt beginne die Ära der Vernunft. Die Führer umarmen einander brüderlich und unterzeichnen Abkommen über ein gemeinsames Vorgehen gegen jeden Friedensstörer (momentan nennt man sie Schurken). Es ist schön und verführerisch, an einen solchen Traum zu glauben, leider ist er aber schlußendlich doch wieder nur ein Betrug, bis zu einem gewissen Grad ein Selbstbetrug. Dieser Zustand spiegelt schlicht und einfach drei Gegebenheiten der Situation von kriegsorientierten Machtstrebern wider: Erstens ist ein Teil von ihnen geflüchtet, einige sind vielleicht im Gefängnis. Zweitens befindet sich der andere Teil auf den Rednertribünen als gefeierte Sieger. Drittens ist die künftige Generation dieser Gattung nach dem Krieg noch zu schwach und zu wenig organisiert. Dies sind die wenigen seltenen Zustände, in welchen aggressive Führer und ihre Anhänger nicht unmittelbar gefährlich sind. Die Meinung, sie hätten sich in ihrem Charakter geändert, ist (leider) eine Illusion.

Einige periodisch wiederkehrende Konflikte lassen den Eindruck entstehen, hinter den ideologischen oder religiösen Kriegen stehe eigentlich das Interesse, neue Waffen auszuprobieren und sie mit denjenigen der Gegner zu vergleichen. Natürlich ist das schrecklich, solche Kriege hatten aber manchmal den Vorteil, daß der Test relativ schnell verlief. Nach wenigen Tagen wurde klar, welche deutliche Überlegenheit die neuen Waffen der einen Seite verschafften. Somit wurde die andere Seite gezwungen, doch einige Asse aus dem Ärmel zu ziehen, und dann ging der Krieg schnell zu Ende. Bis es wieder etwas Neues zu testen gab.

Meine skeptische Einstellung zu trügerischen Friedenszeichen wird noch durch eine ökonomische Überlegung verstärkt. Das goldene Kalb der wirtschaftlichen Prosperität genießt bekanntlich einen völlig überhöhten Stellenwert. Im Gegensatz zum biblischen Goldenen Kalb wurde es nicht zerstört, sondern ist zu einer heiligen Kuh herangewachsen. Diese muß zwar auch mit der ganzen Ehrfurcht eines fanatischen Gläubigen behandelt werden, im Gegensatz zu den historischen heiligen Kühen darf aber die industrielle heilige Wirtschaftskuh gemolken, ja sogar verkauft werden. Allerdings muß dabei auch ein sakrales Gebot eingehalten werden, das hier heißt: „Du sollst Gewinne machen.“ Ein besonders lukrativer Verkaufsartikel sind dabei die Hörner der Kuh, sprich Waffen.

Das Hauptproblem der Wirtschaft in den entwickelten Ländern liegt ja in der Schwierigkeit, Güter zu verkaufen oder solche zu erfinden, die sich mit Gewinn herstellen und verkaufen lassen. Das sehen wir an der Preisstruktur der Konsumgüter; die Herstellungskosten bilden hier nur einen Bruchteil des Preises, vierzig bis achtzig Prozent müssen für die Mühe aufgewendet werden, die Ware verkaufen zu können, also für das Image der Geschäfte, die Reklame und das Erzeugen der Kauflust im allgemeinen.

Waffen nehmen in der Wirtschaft eine Sonderstellung ein. Sie stellen einen so wichtigen Anteil der Industrie dar, daß eine sofortige Einstellung der Waffenproduktion unweigerlich die Wirtschaftssituation weltweit auf den Kopf stellen würde. Der Waffenverkauf weist noch ein weiteres Sondermerkmal auf. Unter gewissen Umständen muß die Nachfrage nach Waffen nicht mühsam erzeugt und aufrechterhalten werden, wie es sonst bei fast allen anderen Gütern der Fall ist. Diese gewissen Umstände entstehen bei der Drohung eines Krieges, noch ausgeprägter bei Ausbruch des Krieges.

Mit diesen Überlegungen will ich niemanden konkret verdächtigen, er stifte Kriege an, um daran Geld zu verdienen. Ich sage zwar auch nicht, daß die geldgierigen Statusstreber nicht dazu fähig und bereit wären, aber das sind eigentlich Themen für ganz ernste Kapitel, nicht für dieses mittlernste.

Aus der Perspektive der ökonomischen Funktion der Waffen können dann auch andere militärische und politische Ereignisse eine neue Bedeutung bekommen. So ist zum Beispiel eine Neutronenbombe, die Menschen tötet, aber Material, Waffen, Gebäude etc. unangetastet läßt, einer der gefährlichsten Irrtümer. Umgekehrt haben sich viele Leute über die Eskalation des Krieges in den Weltraum empört. Das wohl zu Recht, aber in meiner „ungewöhnlichen“ Auslegung ist so ein Programm deutlich weniger schlimm als alle anderen Kriegsspiele, die mit dem direkten Einsatz von Menschenleben ausgetragen werden. Die Weltraumwaffen sind enorm teuer. Dadurch erfüllen sie ihre Funktion der Stabilisierung der (pathologischen) Wirtschaftslage. Sie veralten auch schneller als konventionelle Waffen, so daß sie auch ohne Krieg relativ bald wieder ersetzt werden müssen. Weiter können sich die „Mächtigen“ gegenseitig messen, ohne dabei unschuldige Menschen umbringen zu müssen.

Eine objektive Überprüfung der Motive müßten wir auch bei den unterzeichneten Abkommen über die Waffenreduktionen vornehmen. Es ist so verführerisch, anhand eines solchen politischen Erfolges die Hoffnung aufkeimen zu lassen, die Welt sei auf dem Weg zum Besseren. Es schmerzt mich, eine so schöne Hoffnung in Frage zu stellen, glaube aber, ein objektiver Pessimismus sei besser als eine irreführende Illusion. Die Welt wird erst besser werden, wenn die Menschen sich ändern. Eine Waffenreduktion kann, muß aber nicht ein Zeichen von Besserung der Menschen sein. Falls die Waffen darum vernichtet werden, weil die Politiker und andere Statusstreber gesünder geworden sind und ihre Machtansprüche reduziert haben, dann ist das Grund zur echten Freude. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß alte Sorten Waffen vernichtet werden, weil sich beide Seiten bereits vorher einen mehr als genügenden Ersatz an wirkungsvollerem Tötungsmaterial gesichert haben.

Die Abkommen, in denen sich die „Mächtigen“ darauf geeinigt haben, ersatzlos auf einen Teil ihrer Dominanzmittel zu verzichten, lassen mich jeweils aufhorchen. Ich kann dann nicht anders, als an das Märchen zu denken, in welchem der Wolf die Ziege frißt, diese dabei aber unversehrt bleibt. Dies würde bedeuten, daß sie ihre Machttriebe befriedigen konnten, ohne die Unterworfenen auf schädliche Weise zu dominieren.

Die bestechende Lösung mit dem Wolf und der Ziege hat mir soweit imponiert, darum habe ich überlegt, wie sich so etwas realisieren ließe. Leicht habe ich mehrere Möglichkeiten gefunden, aber leider basieren alle auf einem Betrug.

In der ersten Lösung hat sich der Wolf vollgefressen, noch bevor wir ihn beobachtet haben. Die zweite Lösung: Wir haben eine bestimmte Ziege aufmerksam überwacht, der Wolf hat inzwischen aber eine andere gefressen. Die dritte: Unsere Ziege lebt und scheint in Ordnung zu sein, der Wolf hat aber doch eine Keule weggefressen, ohne daß wir es gemerkt haben. Die vierte: Der Hirte, voller Freude über die glückliche Lösung, schlachtet eine Ziege. Erst im nächsten Kapitel stellen wir fest; es war gar kein Hirte, sondern der verkleidete Wolf selber. Die fünfte: Die magische Märchenformel wird leicht modifiziert, zum Beispiel, „der Wolf konnte sich vollfressen und (meine!) Ziege ist ganz geblieben“. Praktisch sieht es so aus, daß der Hirte dem Wolf die Ziege des anderen Hirten „offeriert“. Dazu muß er allerdings selber genug bewaffnet sein, sonst springt ihm der Nachbar an die Kehle. Weil es aber immer wieder klei-

nere Hirten gibt, ist diese Lösung recht beliebt (bei den Wölfen und größeren Hirten). Eine pikante Nuance dieser Lösung könnte darin bestehen, daß der erste Hirt vom Wolf noch die Hälfte der „verschenkten“ Ziege als Entlohnung für seine Vermittlungsdienste verlangt. Eine weitere Lösung: Der Wolf bedient sich nach Belieben von der Ziegenherde, zwingt aber den Hirt zur Aussage, alles sei in Ordnung. Für eine Fernsehsendung kann sogar eine Ziege gefunden werden, die vor der Kamera aussagen wird, die Ziegen hätten den Wolf selber zu ihrem Schutz gerufen. Die letzte Möglichkeit ist keine echte Lösung, sondern eine Illusion: Der Wolf hat auf gesunde vegetarische Kost umgestellt. Ich befürchte, einige der politischen Verhandlungen basieren auf einer solchen oder ähnlichen Logik, wobei sie natürlich ausgeklügelter sind als meine laienhaften Anläufe. Ihr könnt Euch trotzdem amüsieren und überlegen, welche „Wolf-Ziege“-Lösungen an welche weltpolitischen Geschehnisse erinnern.

Ein weiterer Gedanke mag an meinen ungenügenden Kenntnissen der Grammatik liegen, mir scheint aber, wenn man die Behauptung über den Wolf und die Ziege „en gros“ anwendet, resultiert nicht eine mehrfache freudige Feststellung, sondern es bleibt ein verdächtiger Unterton. Der Plural von unserem Sprichwort heißt nämlich: „Viele Wölfe haben gefressen, und viele Ziegen sind (noch) unversehrt geblieben.“

Ein Abkommen über Waffenvernichtung ist in diesem Sinne ein hervorragendes Beispiel einer der Lösungen, nämlich: viele Wölfe haben gefressen, viele Ziegen sind ganz geblieben, und das Ereignis kommt in ein Märchenbuch. Gefressen haben alle, die irgendeinen Gewinn an Waffenherstellung oder politischen und militärischen Machtpositionen haben. Scheinbar ganz sind alle geblieben, die nicht merken, daß sie nicht nur Milch, sondern auch ihre Keulen (oder zumindest die Wolle) den Hirten abliefern. Und über die ganze Sache wird in den Zeitungen berichtet, welche die Realität auf eine ähnlich glaubwürdige Art darstellen, wie es auch das Sprichwort „Ein Wolf kann sich vollfressen, und die Ziege bleibt dabei ganz“ tut.

Immerhin weist jede „Waffenreduktion“ auch ein erfreuliches Element auf, zumindest diese Waffen werden ohne Menschenverluste vernichtet.

Manchmal denke ich, es wäre schön, wenn die Machtstreber die waltenden Gesetze selber durchschauen würden. Eigentlich könnten sie die Mehrheit der blutigen Konflikte am Tisch oder mit einem Computer erledigen. Es wäre ja technisch wirklich kein Problem, den Wirkungsgrad von gewissen Waffen sehr genau zu beurteilen, ebenso überzeugend wäre der Vergleich mit dem geplanten Abwehrsystem der Gegenseite. Ich möchte sogar behaupten, solche objektive Auswertungen hätten für die weitere Waffenentwicklung einen noch größeren Wert als manche Feldversuche in Form eines Krieges. Dadurch wäre nämlich der variable menschliche Faktor ausgeschaltet, diese breite Palette der berühmten unvorhergesehenen Entscheidungsmomente, wie zum Beispiel: Die Lieferung falscher Munition, das Betrunkensein ganzer Armeeteile im Moment des Angriffs oder einander widersprechende Befehle durch die Heeresleitung. Andere Zweige der Wissenschaft versuchen mit aufwendigen Methoden den Einfluß des Experimentators auszuschalten, warum sollten dies nicht auch die Militärs einsehen. Sie könnten die „Kriegsspiele“ mit gleicher Vehemenz führen wie bisher, nur in der hochwertigeren „Trockenform“.

Die bisherigen Beispiele meiner vom Standard abweichenden Meinungen waren eher pessimistisch gefärbt. Manchmal führt meine Auslegung aber auch zu einer milderer Einschätzung der Gefahr als bei vielen meiner Mitmenschen. Zum Beispiel bei den politischen Krisen. Ich kenne einige Leute, die echt beunruhigt sind, wenn in einem größeren oder sonst wichtigen Land eine sogenannte Krise ausbricht. Zugegeben, die politischen Debatten können bei solchen Gelegenheiten recht eindrücklich bis imposant wirken. Aber schließlich kann auch ein Wrestlingfight imposante Elemente zur Schau stellen. Das Protzen mit den eigenen Fähigkeiten, die Erniedrigungen des Gegners, Angriffe unter der Gürtellinie, das alles gehört zum üblichen Waffenarsenal in diesen beiden Kampfsportarten. Nun befürchten manche Beobachter, wenn die regierenden Kreise mit zerfetzten Gesichtern (meistens nur bildlich gemeint, versteht sich) zu taumeln beginnen und eine neue Partei sich breitmacht, dies könnte das Ende der Demokratie und einer guten Staatsführung bedeuten. Solche Befürchtungen

verwundern mich. Zuerst einmal: Wie könnte etwas zu Ende gehen, was noch nicht existiert? Weiter: Was ist an dieser Krise anders als an den vorangegangenen Krisen, außer den Namen der Politiker natürlich?

Ich finde sogar, eine politische Krise bringt auch einen wichtigen Vorteil mit sich. Die Politiker sind in diesen Phasen teilweise oder ganz mit ihrem Kampf beschäftigt. Daraus resultieren gleich zwei Gewinne: Sie haben weniger Zeit und Energie für Machtdemonstrationen dem Rest der Bevölkerung gegenüber und tragen außerdem den Kampf endlich mit jemandem aus, der, hart ausgedrückt, meistens auch nichts Besseres verdient.

Die Wertung der politischen Ereignisse weist noch eine weitere spezielle Eigenschaft auf. Über die Geschehnisse erfahren wir nämlich in der Regel durch die sogenannten Medien, wie Zeitungen, Nachrichten, politische Kommentare, Schulunterricht etc. Meine Einstellung zu diesen Quellen der Wahrheit ist sicher bereits mehrmals durchgeschimmert, doch vielleicht sollte ich sie einmal deutlich aussprechen. Ich beschränke mich dabei auf selbsterlebte Erfahrungen.

Bereits als Kind mußte ich die Mehrheit der „historischen Fakten“ dreimal „büffeln“, wobei mir die früher erworbenen Kenntnisse nur indirekt geholfen haben. Wenn ich mich an die zur Zeit geltende Formulierung nicht erinnern konnte oder sie nicht gelernt hatte, genügte es meistens, eine der Behauptungen, die voriges Jahr noch die unerschütterliche Wahrheit darstellten, möglichst vollständig umzudrehen. Allerdings war das „Invertieren“ der Aussagen keine einfache, mechanisch durchzuführende grammatische Übung, aufpassen mußte man schon. Wenn ich also zum Beispiel noch im Kopf hatte, daß XY ein verdammter Verräter war, welcher der Nation Unglück brachte, war die neue Wahrheit, daß XY als edler Retter die Nation vor dem Unglück bewahrte. Wie man sieht, durften beim Ableiten der neuen Tatbestände nicht alle Worte einfach das umgekehrte Vorzeichen erhalten, sonst hätte der Satz gelautet: „XY war ein edler Retter, der die Nation vor dem Glück bewahrt hat.“ Diese Behauptung wäre zwar wahrscheinlich auch nicht weit von der Wahrheit entfernt gewesen, sie hätte mir aber kaum eine gute Note eingebracht.

Übrigens habe ich bei den historischen Darstellungen sogar neuartige grammatikalische Probleme angetroffen. Meiner Meinung nach fehlt in allen mir bekannten Sprachen vollständig eine Zeitform für das Ausdrücken von bestimmten Zusammenhängen. Wir können sagen, daß ein Prozeß in der Zukunft stattfinden wird, zum Beispiel: „Hans wird in die Schule gehen und dort Fakten über die Geschichte seines Landes erfahren.“ Wir stellen also fest, daß aufgrund eines in der Gegenwart getroffenen Entscheides – Hans wird in die Schule geschickt – in der Zukunft Folgen entstehen. Aus einem unwissenden Hans wird einmal in der Zukunft ein wissender Hans werden. Für die historisch-politischen Beschreibungen braucht man aber wiederholt eine Zeitform, die eine aktive Ausstrahlung der gegenwärtigen Änderungen nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit umfaßt, also die Zeitachse umkehrt. Wenn YZ bisher ein Henker gewesen ist, der seit Jahren nur Unfug getrieben hat, hält man neu nicht nur fest, er sei jetzt die Hoffnung aller guten Menschen, sondern auch, daß er dies schon immer war. Infolge einer Handlung oder Entscheidung zum heutigen Zeitpunkt findet also ein Prozeß statt, der nicht nur in der Gegenwart und Zukunft, sondern und insbesondere auch in der Vergangenheit abläuft.

Nun, solche Probleme lassen sich schließlich lösen. Ich erinnere mich an die Schulbücher, die nach einem „endgültigen Sieg der Wahrheit“ an vielen Stellen schwarz übermalt waren. Die Bücher mit den neuen Wahrheiten konnten nicht schnell genug gedruckt werden, und so hat man alles unsichtbar gemacht, was nicht paßte. Wenn ich mir vorstelle, wie so ein Buch nach einem zweifachen politischen Kurswechsel aussehen würde, komme ich zu der Überzeugung, daß dann praktisch alles gestrichen werden müßte. Eigentlich wäre es für die Kinder um einiges besser, vor ein leeres Buch gestellt zu werden, als diese Wahrheitswechsel verarbeiten zu müssen.

Das Umgehen mit einer rückwirkend veränderten (wenn auch eigentlich nicht veränderlichen) Wahrheit ist noch recht einfach, verglichen mit der Problematik einer gleichzeitigen Mehrfachwahrheit. Habt Ihr gemerkt, daß wir ständig in einem solchen, logisch unmöglichen Zustand leben? Wenn Ihr Euch mal billig vergnügen möchtet und dabei einen leicht bitteren Beigeschmack nicht scheut, dann nehmt offizielle Berichte zu einer soeben erfolgten Tatsache zur Hand, insbesondere natürlich die der Kontrahenten und, wenn möglich, in Originalsprache.

Da werdet Ihr einmal die „Tatsache“ erfahren, daß ein heroischer Angriff der Freiheitsverteidiger zu einem überragenden Sieg geführt hat, der feindliche Aggressor zehn Flugzeuge, fünfzehn Schiffe, acht Brücken und tausend Soldaten verloren hat. Gleichzeitig ist aber, gemäß dem Bericht der Gegenseite, der Angriffsversuch jäh mißlungen, die Kämpfer für Gerechtigkeit (identisch mit dem Aggressor aus dem ersten Bericht), unterstützt durch brüderliche Hilfstruppen des Nachbarstaats, ohne Eigenverluste ein weiteres Stück Land befreien konnten. Weiteren Berichten zufolge haben sich die Flugzeuge der kontrarevolutionären Verräter (Freiheitsverteidiger) gegenseitig abgeschossen. Außerdem könne es gar keine militärischen Verluste der brüderlichen Armee gegeben haben, weil ja keine fremden Soldaten im Land stationiert seien, denn die achthunderttausend Mann seien ja lediglich militärische Berater.

Hier sehen wir, wie die alten Logiker wie Aristoteles kleinkariert gedacht haben, als sie ihre ausgeklügelten Systeme der Logik auf dem mickerigen Postulat „A gleicht nicht dem Nicht-A“ gebaut haben. Die Politiker haben wieder einmal bewiesen, daß sie viel freizügiger denken, und haben eine Welt eingeführt, wo A, Nicht-A, Omega und Z alle wahr, gleichzeitig aber auch teilweise oder ganz falsch sind. Welche Dimensionen öffnen sich dadurch für die Menschheit! Wenn man auf die altmodische Weltanschauung der Wahrheitskategorien verzichtet, kann sogar auch die „Realität“ dem Wunsch anpaßt werden. Ohne die hinderliche Beweisspflicht können sich ab jetzt zwei parallele Geraden beliebig oft kreuzen, die Summe der Winkel in einem Dreieck variiert neuerdings zwischen Null Komma eins und sechzehntausend, und mehrdimensionale Gleichungssysteme braucht man nun nicht mehr mühsam zu lösen, weil ein beliebiges Resultat auch ohne Berechnung amtlich für korrekt erklärt werden kann.

Aus gewissen Gründen möchte ich aber trotzdem der technischen Disziplin der Informationsübertragung eine Empfehlung geben. Man sollte die Fähigkeit beibehalten, zwischen politischen und echten Informationen streng unterscheiden zu können. Vorläufig sind auch alle Regierungskreise damit einverstanden, daß zum Beispiel ein Pilot echte Informationen erhält. Wenn er seine Anweisungen über politische Informationskanäle erhalten würde, könnte er plötzlich mit dem Zustand konfrontiert werden, daß sein Flugzeug zwar steigen, dabei aber an Höhe verlieren würde. Außerdem würde ihn das Landungssystem unter Umständen an einen Ort führen, wo sich gemäß Karte gar kein Flugplatz befindet.

Demgegenüber hat es sich eingebürgert, daß politische Informationen einen beliebig großen Gehalt an Wahrheit aufweisen dürfen, inklusive Null. Vielleicht kann man mit diesen zwei Extremen leben, wahrscheinlich entstehen aber in den Grauzonen Probleme.

Euch möchte ich nur raten, beim Steuern Eurer Flugzeuge die Meldungen wohl zu beachten, sie aber, wenn immer möglich, mit eigenen Augen, Ohren und Eurem eigenen Verstand zu überprüfen.

Ich könnte noch weitere Beispiele solcher spaßig-ernsten Situationen bringen, wenn Ihr aber ein wenig darauf achtet, werdet Ihr davon genug auch selber beobachten können. Ich beeile mich daher, weitere meiner „verkehrten“ Anschauungen zu beichten.

Solche habe ich offensichtlich nicht nur bei politischen Themen. Zum Beispiel scheinen viele von uns zu glauben, wir seien in unserem Zeitalter besonders weit entwickelt und kultiviert.

Gemäß meinem Eindruck wurde in den früheren Jahrtausenden ein beeindruckender Anteil der freien menschlichen Kapazität der humanen Problematik gewidmet, relativ gesehen wahrscheinlich ein höherer als heute. Unter freier Kapazität verstehe ich die Zeit und Energie, die der Menschheit zur Verfügung blieb, nachdem sie für Nahrung, Unterkunft und alle anderen lebenserhaltenden Funktionen gesorgt hatte. Wie wir wissen, war diese frei verfügbare Kapazität in vorchristlichen Epochen nur sehr spärlich vorhanden, weil mit den alten Technologien alles von Hand und mit viel Aufwand erarbeitet werden mußte. Das tägliche Brot mußte im Schweiß des Angesichts verdient werden, berichtet die Bibel, und dies nahm den großen Teil des Tages in Anspruch.

Trotz dieses Mangels an verfügbarer Kapazität sind so monumentale Werke entstanden, wie eben zum Beispiel die Bibel. Sie beinhaltet ja eine enorme Fülle an human-sozialem, philosophischem Material. So ein Werk entsteht nicht ohne einen entsprechenden kulturellen Nährboden; es mußte sich also eine ansehnliche Menge Menschen mit solchen Themen herumschlagen, sie diskutieren, aufschreiben und verbreiten. Spätere Generationen haben die Bibel weiter abgeschrieben, oft auswendig gelernt, neu ausgelegt und ständig versucht, ihren Inhalt zu verstehen. Wenn wir heute überlegen, wie wenig verfügbare Kapazität die Leute damals hatten, wieviel sie aber trotzdem in diese Thematik investiert haben, kommen wir zum Schluß, daß sie sich enorm intensiv mit humanen Themen beschäftigt haben müssen.

Die gleiche Überlegung für unser Zeitalter ergibt ein deutlich anderes Bild. Wir haben unvergleichbar mehr freie Kapazität. Wir könnten sogar über noch mehr verfügen, wenn wir sie nicht unnötig vergeuden würden. Aber auch so ist der Anteil Menschen, die mit der Herstellung von Nahrung und anderen lebenswichtigen Gütern beschäftigt sind, weiter rapide gesunken. Die Freizeit hat enorm zugenommen, mindestens in den industriellen Ländern. Wir haben aber auch viele andere Freizeitbeschäftigungen entwickelt, ein Teil davon wird recht treffend als „timekiller“ bezeichnet. Andere „kulturelle Leistungen“ müßten eigentlich als „anti-human“ oder „anti-philosophisch“ bezeichnet werden, wie zum Beispiel die sich verbreitenden Brutalo-Filme. Ich stelle somit fest, daß der prozentuale Anteil von Freizeitaktivitäten im menschlichen, kulturellen und philosophischen Bereich auffallend gesunken ist, verglichen mit dem unserer Ahnen vor viertausend Jahren. Diesen Umstand halte ich nicht für besonders erfreulich.

Zum Schluß noch das letzte Beispiel einer von der üblichen Norm abweichenden Meinung. Sie betrifft Euch. Ich höre so oft Kritik an der heutigen Jugend, Aussagen über ihre Unfähigkeit, ihren Ungehorsam, Disziplinmangel und ähnliches. Für mich, wieder einmal gegen den Strom schwimmend, ist Eure Generation umgekehrt eine Quelle der Hoffnung und des Optimismus. Wenn ich mit Besorgnis die ängstliche, verpolitisierte, manchmal unmenschliche Welt der kritisierenden Erwachsenen beobachte und sie mit der Euren, oft sehr offenen, freudigen und noch nicht verdorbenen vergleiche, möchte ich die Kritik umkehren. Ich wünsche Euch, daß Ihr so bleibt, auch wenn Ihr als Erwachsene die Zukunft für Euch und Eure Kinder schmieden werdet.

KOMMUNIKATIVES INTERMEZZO

oder Tadel der unnötigen Aggression

Zirkusvorstellungen waren für mich offensichtlich viel attraktiver als für Euch. Vielleicht bekommt Ihr im Fernsehen so viel Verrücktes zu sehen, daß die „live“ gezauberten Tricks damit nur schwer konkurrieren können. Zu der Zeit, als ich noch nicht Briefeschreiber, sondern Konsument der schon erwähnten Märchen war, wurden wir sparsamer gefüttert mit Sensationen und konnten (oder mußten) deshalb für deren Verdauung auch mehr Zeit aufwenden. Ich erinnere mich noch gut daran, wie lange mich das zählende Pferd beschäftigt hat. Es war nicht nur diese unglaubliche Fähigkeit zu rechnen, die mich so beeindruckt hat, in der Darbietung war für mich noch eine zusätzliche, unerklärliche Diskrepanz enthalten. Weil ich damals noch geglaubt habe, das Pferd könne tatsächlich addieren, konnte ich nicht begreifen, warum ein so enorm intelligentes Wesen sein Können nicht besser auszudrücken vermag als durch banales Ausschlagen mit den Hufen. Drei plus vier korrekt auszurechnen stellte für mich etwa die oberste vorstellbare Grenze der Mathematik dar. Und dieses Genie weiß dann nichts Besseres als einfach siebenmal, wie ein ganz normaler Gaul, auf den Boden zu stampfen.

Und damit sind wir bereits beim heutigen Thema, weil ich auch heute noch oft staune, warum sich intelligente, vernünftige Menschen manchmal auf eine unbegreiflich inadäquate Art ausdrücken.

Für mich ist nämlich die Fähigkeit zur differenzierten Kommunikation ein besonderes Merkmal von Intelligenz. Das mit Abstand intelligenteste Wesen auf der Erde, der Mensch, kann sich ungleich präziser und feiner ausdrücken als jede andere Spezies. Auch zwischen den Menschen gibt es Unterschiede in der Kommunikationsfähigkeit, wobei sich die kreativen oder anderswie kompetenten Leute in der Regel differenzierter ausdrücken können. Dies gilt um so mehr, wenn wir auch die künstlerische „Sprache“ in Betracht ziehen, wie etwa die Bilder eines Malers oder die Musik eines Komponisten. Die individuelle Ausdrucksfähigkeit ist in der Regel auf jenem Gebiet besonders groß, auf welchem der betreffende Mensch selbst besonders kompetent ist.

Versuchen wir dies einmal anhand eines sprachlichen Ausdruckes zu überprüfen, zum Beispiel am Wort Schnee. Es gibt Millionen Menschen auf der Erde, die das Wort vielleicht gar nicht kennen. Eine Menge kennt es, begnügt sich aber mit dem einen allgemeinen Ausdruck. Ein Skifahrer unterscheidet bereits mehrere Sorten von Schnee, wie Sulz oder Pulverschnee zum Beispiel. In dem sonst eher beschränkten Vokabular der Inuit soll es aber nicht weniger als sechzehn verschiedene Wörter für Schnee geben. Es ist sicher kein Zufall, daß ein Inuit über ungleich reichere Kommunikationsmittel gerade auf dem Gebiet verfügt, in dem er außerordentliche Kenntnisse hat.

Die Sprache bestimmter Affen soll bis zu hundert semantisch unterscheidbarer Geräusche, also Wortäquivalente enthalten, und je weiter wir zurück zu den zoologisch niedriger eingestufteten Wesen gehen, desto niedriger ist die Kommunikationsfähigkeit. Auch wenn wir den Begriff Kommunikation sehr breit fassen, zum Beispiel als die Fähigkeit, Impulse aus der Umgebung wahrzunehmen und selber solche auszusenden, wird das „Vokabular“ bei den niedrigentwickelten Wesen recht karg. Tatsächlich besteht die Kommunikation einer Amöbe mit der Umgebung vorwiegend aus der Nahrungsaufnahme und dem Ausstoßen der unverdauten Reste, falls wir so was überhaupt noch Kommunikation nennen wollen. Und umge-

kehrt, je höher das Wesen auf der Leiter der Entwicklung steht, desto mehr und präziser kommuniziert es.

Vergleichen wir nur, um wieviel differenzierter sich ein Hund mit den Ausdrucksmitteln der Amöbe „mitteilen“ kann. Die Amöbe frißt tumb alles, was ihr vor die vordere Öffnung kommt (wohlwissend, daß es bei ihr weder ein Vorne und Hinten, noch irgendwelche stationäre Öffnungen gibt). Die Kommunikation beschränkt sich auf den Ausdruck des Hungers. Bei einem Hund ist aber doch ein deutlicher Unterschied, ob er eine Wurst zu sich nimmt oder dem Postträger die Wade abbeißt. Das ist nicht nur ein Unterschied, das ist sogar eine beeindruckend klare Differenzierung des Ausdruckes. Im ersten Fall ist es vielleicht auch bloß die Mitteilung, Hunger zu haben und die dargebotene Wurst zu mögen, obwohl sie der Mensch auf dem Feuer fast verdorben hat. Das Beißen in die Wade ist aber ein expressiver Protest gegen das Betreten seines Eigentums. Und wenn wir in wissenschaftlicher Begeisterung auch die hintere Öffnung dieser zwei Spezies vergleichen, sehen wir bei der Amöbe eine ziemlich inhaltslose Ausscheidung, mindestens im Hinblick auf eine Kommunikation. Ein Hund verfolgt aber mit dem gehobenen Bein eine Reviermarkierung, ein Vorgang, der ja auch zu den intensiv gepflegten Beschäftigungen der Krone der Schöpfung, des Menschen, gehört.

Wie üblich, fällt mir bei diesem Vergleich sofort eine freche Frage ein, nämlich: Bedeutet dies eigentlich, daß der Hund so intelligent ist wie der Mensch, oder blieb der Mensch in diesem Verhalten so dumm wie ein Hund? Es könnte jemand einwenden, die Form der Revierbezeichnung beim Menschen vollziehe sich auf anspruchsvollere Art als das lächerliche „Pinkeln“ des Hundes. Der Mensch verwendet dazu Zäune, Minenfelder und mit Atomköpfen bestückte Raketen. Es wären uns aber viele tragische Erfahrungen erspart und die Welt um einiges schöner geblieben, wenn jeder Mensch das von ihm als Eigentum beanspruchte Territorium auf Hundart ständig hätte markieren müssen.

Ich werde Euch nicht langweilen mit weiteren Beweisen, wie die Differenziertheit der Kommunikation aller Wesen parallel zu ihrer Intelligenz zunimmt. Versucht es selber einmal, es ist so überzeugend, daß Ihr Euch mit mir fragen werdet, ob wir den vorherigen Satz nicht umkehren sollten, ob also nicht die Intelligenz der Spezies oder des Individuums mit oder durch die Kommunikation zunimmt. Mit anderen Worten, vielleicht kommuniziert das höhere Wesen nicht darum besser, weil es mehr entwickelt ist, sondern es ist darum mehr entwickelt, weil es angefangen hat, besser zu kommunizieren. Daraus könnte vielleicht eine neodarwinsche Theorie entstehen. Je differenzierter Lebensformen kommunizieren können, desto höhere Überlebenschancen haben sie und vermehren sich dementsprechend schneller.

Es wurde schon die Theorie formuliert, die technische Evolution des Menschen beruhe auf der Entwicklung seiner Werkzeuge. Ich formuliere nun die Gegenthese: Der menschliche Fortschritt ist auf die Verbesserung seiner Kommunikation zurückzuführen. Auf jeden Fall gilt auch im heutigen Leben, daß Begriffe wie Entwicklungsstufe, Leistung, Produktivität, gewisse Formen von Kreativität etc. Hand in Hand mit dem Grad der Kommunikation gehen. Jeder, der sich mit einem Thema tiefer befaßt und ein Gebiet besser beherrscht, wird sich dort zunehmend präziser oder differenzierter ausdrücken können.

Diese Theorie wage ich auch auf die abstrakten und philosophischen Gebiete auszudehnen, weil Denken ja auch eine Form der Kommunikation ist, die Kommunikation mit sich selber nämlich.

Es wird heute mit einigem Aufwand versucht, die psychische Leistungsfähigkeit von Menschen zu erhöhen. Es werden neue Lehrmethoden für die Schule entwickelt, es werden geheimnisumwobene „task-force“-Teams für nicht öffentlich publizierte Aufgaben im Militär gebildet, und es gibt Institute, die Wege zur Erhöhung der Kreativität erforschen und verkaufen. Die Vorstellung, daß Menschen ihre psychische Leistung steigern könnten, ist sicher ein faszinierender Gedanke, er grenzt an die Idee des Supermans aus einem Science-fiction-Roman. Ich hätte zum gleichen Zwecke ein einfaches Rezept. Wenn ich als Vorsteher eines Riesenkonzerns, als Staatsmann oder NASA-Teamleiter längerfristig überdurchschnittliche

Resultate von einer Gruppe Menschen erreichen wollte, würde ich zuerst für eine verbesserte Kommunikation zwischen den Mitgliedern sorgen. Und wenn ich ein hervorragendes Individuum benötigte, würde ich es zuallererst die Kommunikationsfähigkeiten trainieren lassen. Übrigens empfehle ich Euch das gleiche für den Alltag.

Nach diesem Lobgesang auf die allmächtige Kommunikation zurück zu der Feststellung, daß manchmal die Qualität des Informationsaustausches weit unter dem erwarteten Standard liegt. Könnt Ihr Euch eine wissenschaftliche Diskussion vorstellen, bei welcher der Professor, Spezialist in theoretischer Physik, auf die Frage, mit welcher Potenz die Lichtgeschwindigkeit in die Einsteinsche Formel eingeht, zur Antwort zweimal auf den Boden stampft? Diese Vorstellung ist absurd. In der Realität wird er eher einen zwei- bis zwölfstündigen Monolog liefern, in welchem er ausführlich das Gefragte beantwortet und eine Menge von Nichtgefragtem hinzufügt. Und trotzdem erleben wir täglich solche absurden Situationen, wo anstatt einer einfachen Mitteilung eine verschlüsselte und somit degenerierte und unverständliche Kommunikation stattfindet.

Als Beispiel möchte ich die Situationen erwähnen, in denen ein Mensch verstimmt, aggressiv, unfreundlich oder sonst unwirsch agiert, ohne daß er damit eigentlich primär eine Aggression oder Unfreundlichkeit mitteilen möchte. Ich glaube, meistens will er etwas ganz anderes sagen, oder umgekehrt etwas verbergen, aber statt „drei und vier gleich sieben“ zu äußern, schlägt er halt mit dem Bein aus. Vielleicht habt auch Ihr das bereits beobachtet, und wenn nicht, versucht einmal darauf zu achten, wie oft unsere Mitmenschen mit gehässigem Tonfall, verstimmtener Miene und unfreundlichem Verhalten ausschlagen, statt uns ihre wahren Probleme oder Bedürfnisse mitzuteilen. In einer Art „Kurzschlußprozeß“ werden unnötig früh Aggressionsgebärden gebraucht. Hierzu ein paar Beispiele.

Die Hausfrau, die man fragt, ob es noch Brot hat, antwortet mit zorniger Stimme, die Geschäfte seien schon geschlossen gewesen, oder sie habe keine Zeit zum Einkaufen gehabt. Die Tochter, die man mahnt, heute früher nach Hause zu kommen, flippt aus und beweist beleidigt anhand einer Liste ihrer Kameradinnen, die länger ausbleiben dürfen, daß sich andere Eltern intelligenter verhalten würden als die ihrigen. Der Großvater, der hinter der Zeitung einige Zeit taub gewirkt und auf akustische Stimuli keine Reaktion gezeigt hat, antwortet auf die schlichte Frage, ob er essen möchte, mit einem Wutanfall, weil man ihn, gemäß seiner folgenden Tiraden, nicht einmal für ein paar Minuten in Ruhe läßt. Sogar der Kapitän einer Fußballmannschaft überhäuft seinen Clubkameraden nach einer verschossenen Torchance mit wilden Flüchen und ernennt ihn zum Mitglied der zoologischen Klasse der Grasfresser, Gruppe Hohlhörner.

Ich verdächtige die erwähnte Hausfrau eines (wahrscheinlich unnötigen) schlechten Gewissens, das sie wegen der vermeintlich ungenügenden Erfüllung ihrer Pflicht verspürt. Sie hat es versäumt, Brot zu kaufen, und möchte jetzt so schnell wie möglich das Thema wechseln. Auf ihre unfreundliche Äußerung reagieren die Anwesenden entweder mit erstauntem und verschämtem Schweigen oder mit einer Retourkutsche. Im zweiten Fall kann die ganze Sache zu einem handfesten Streit eskalieren, in beiden Fällen wird aber die Geschichte mit dem Brot in den Hintergrund gerückt. Die Tochter fürchtet vielleicht, daß sie in einer Diskussion auf Erwachsenenenebene nicht ernst genommen wird – das Thema wurzelt ja in der Querkommunikation vom Erwachsenen zum Kind – und fährt sofort schwerste Artillerie auf. Der Großvater sichert sich seine wohlverdiente Ruhe am schnellsten, indem er durch sein Brüllen alle Lebewesen aus seiner näheren Umgebung vertreibt. Der enttäuschte ambitionierte Fußballer meint in der Hitze des Gefechtes, sein Mitspieler befände sich auch im Rausch und höre nichts, was leiser als mit Donnerlautstärke und in üblicher Umgangsform gesagt wird. Ohne viel Zeit mit schwächeren Mitteilungen zu verlieren, greift er zu unüberhörbaren Kommunikationstorpedos.

Wenn nun der Physikprofessor aus irgendeinem versteckten Grund über die Einsteinsche Theorie nur ungern sprechen möchte, könnte er die Frage nach der Potenz der Lichtge-

schwindigkeit auch mit zwei Ohrfeigen für den Fragenden beantworten. Damit würde er eine weitere „Diskussion“ wahrscheinlich erfolgreich bremsen.

Aus einer Vielzahl möglicher Typen von nicht adäquaten Reaktionen geht es mir also um die unangemessene und unnötig aggressive Kommunikation. Diese kann in vielen Fällen sehr einfach mit dem Prinzip des „letzten Tropfens“ erklärt werden. Wenn jemand seine Unzufriedenheit, Verstimmung oder Wut unterdrückt, versteckt oder überspielt, wird das Maß irgendwann einmal voll, und die darauffolgende Reaktion beinhaltet dann die unterdrückten Gefühle der vergangenen Tage, Wochen, vielleicht sogar Jahre. Gott habe Erbarmen mit dem „Letzten-Tropfen-Träger“. Nun, dieses Prinzip ist bekannt genug, doch auch wenn ich es Eurer Aufmerksamkeit sehr empfehle, nicht unser heutiges Thema.

Was ich mit Kurzschlußreaktion der Hausfrauen, Töchter, Großväter, Fußballspieler und aller anderen unnötig wütenden, schreienden und beißenden Menschen meine, ist das Auslassen von freundlicheren, vor allem aber auch verständlicheren Formen der Kommunikation. Die Hausfrau könnte ganz einfach sagen, es sei kein Brot mehr da, und ergänzen, sie habe vergessen, es zu kaufen, sie sei zu müde gewesen, um nochmals einkaufen zu gehen, oder sie habe den summierten Hunger der Tafelrunde falsch eingeschätzt. Sie könnte sogar sagen, daß sie über das Thema Brotmangel nicht zu lange und im Detail sprechen wolle. Ich bin überzeugt, sie würde bei der überwältigenden Mehrheit der Mitmenschen damit auch auf mehr Verständnis stoßen als mit ihrer unverständlichen Aggression. Diese könnte sie nämlich in Reserve behalten, falls die Brotsüchtigen, unter Umständen vielleicht die Streitsüchtigen auf eine unangemessene Art auf der Banalität der mangelhaften Brotversorgung herumreiten würden.

Die Tochter hat es da unter Umständen um einiges schwerer. Eltern, die das Erwachsensein (oder -werden) ihrer Kinder nicht anerkennen, sind schwierige Gesprächspartner. Trotzdem könnte sie durch Argumente, zum Beispiel, daß sie sich beim Ausgang in guter Gesellschaft befände, daß sie sich der möglichen Gefahren bewußt sei oder daß sie durchaus in der Lage sei, für sich selber die Verantwortung zu übernehmen, bei vernünftigen Eltern mindestens einen sinnvollen Kompromiß erreichen. Wenn sie von ihren Eltern tatsächlich und unbegründet als unmündiges Kind behandelt wird und vor allem wenn diese auf ihre Argumentation nicht angemessen reagieren, dann könnte der Ausbruch irgendwann einmal doch die letzte Möglichkeit sein. Durch die Abkürzung des Verständigungsprozesses verhindert sie aber die kooperative Lösung, die sie eigentlich anstrebt. Was sie sich wünscht, ist ja eine Einsicht ihrer Eltern, verknüpft mit einer Erweiterung ihrer persönlichen Freiheit. Durch ihr aggressives Handeln werden diese aber in eine antagonistische Rolle gedrängt, aus welcher heraus sie dann eher auf den Akt der Aggression als auf den realen Inhalt der Mitteilung reagieren. Das zu früh verschossene Pulver kann dann in jenen Situationen fehlen, in denen sich die Gesprächspartner trotz aller Bemühungen um eine beidseitige Kommunikation wirklich als unerträgliche Sturköpfe entpuppen sollten.

Wieder möchte ich die Welt der Tiere zum Vergleich heranziehen. Ich befürchte, daß unsere unterschätzten stummen Freunde ihr Kommunikationsrepertoire besser nützen, als wir dies tun. Ein Hund versucht es zuerst einmal mit Bellen, Knurren und sonstigen Drohgebärden. Aber wenn der Mensch in der provokanten Uniform und mit der großen Tasche trotz aller gutgemeinten Warnungen immer weiter auf die Haustüre zumarschiert und etwas so Unverständliches wie „Post!“ ruft, will er offensichtlich gar nicht kommunizieren. Dem armen Hund bleibt dann nichts anderes übrig, als dem Fortschreiten des Friedensstörers durch eine Verminderung seiner Wadenmuskulatur Einhalt zu gebieten.

Stellt Euch einmal vor, auch Tiere würden in einem Kurzschlußverfahren einen Teil der Kommunikation auslassen und manchmal ohne Warnung sofort aggressiv handeln. Euer Hund würde dann nicht zuerst hungrig herumlaufen, den leeren Napf bedeutungsvoll anschauen, lecken, dann bellen etc., sondern Euch gleich beim ersten Erscheinen einfach an die Kehle springen. Oder er würde zuerst lange teilnahmslos liegen und dann plötzlich zu einem Frontalangriff übergehen!

Damit sind wir wieder beim Großvater. Er möchte gerne Zeitung lesen, vielleicht sogar in seinem Versteck ein kleines Nickerchen machen. In den Räumen „mit dem hohen Verkehrsaufkommen“ wird er natürlich gestört; Leute, die mit hoher Geschwindigkeit herumsausen, realisieren wahrscheinlich nicht, wie still und gemütlich es hinter der Zeitung sein könnte. Der Großvater hätte wohl tausend und mehr Möglichkeiten, für seine Ruhe zu sorgen, sei es, daß der Berg sich von Mohammed entfernt oder, wenn dieser nicht willig wäre, daß halt Mohammed selbst den Berg verläßt. Weiter könnte er ausprobieren, wieviel Ruhe sich an Ort und Stelle schaffen läßt, zum Beispiel durch eine schlichte, an seine Mitmenschen gerichtete Aufforderung. Unter Umständen wären diese bereit, die Lesenische zu respektieren, wenn nicht, dann *wüßte* der Großvater zumindest, wie die Situation steht. Auf die fatale Einladung zum Essen könnte dann immer noch ein sachliches „Ja, nein, weiß ich nicht, möchte noch ein bißchen lesen“ folgen. Zudem wäre wahrscheinlich das nächste Mal die Bereitschaft der Familie, einem klar kommunizierenden Großvater entgegenzukommen, bedeutend größer als einem unbegreiflich launischen. Die Aggressivität, welche die Umgebung als unangemessen wahrnimmt, verliert dann auch, ein anderes Mal vielleicht sehr gerechtfertigt, ihre nun so dringende Wirkung. Sollte nämlich der Großvater bei anderer Gelegenheit zu Recht aufbegehren, weil sich die Mitmenschen ihm gegenüber wirklich mies verhalten haben, wird sein Zorn an den früheren Ausbrüchen gemessen. Falls diese wiederholt als unbegründet eingestuft wurden, verliert der Großvater fast völlig die Möglichkeit, adäquat auf Unfairneß zu reagieren.

Es gibt nur wenige Leute, die sofort begreifen, daß zwei Ohrfeigen auf die zweite Potenz in der Einsteinschen Formel hindeuten sollen und daß jenes großväterliche Donnerwetter eigentlich die Mitteilung – ich möchte in Ruhe lesen – transportieren soll.

Der wütende Fußballer mit dem rotglühenden Gesicht und den tennisballgroßen Augen wirkt in meiner Beispielsammlung vielleicht am aggressivsten. Trotzdem ist sein Verhalten, für mich mindestens, noch am begreiflichsten. Damit soll nicht behauptet werden, seine Form der Kommunikation sei besonders effizient. Ich glaube auch nicht, daß sein Mitspieler, „bebrüllt“, nun besser spielt. Übrigens kenne ich auch keinen Stürmer, der, alleine vor dem leeren Tor, absichtlich zwanzig Meter daneben zielt. Der schreiende Kapitän befindet sich aber in einem Rausch, bei welchem die dünne Schicht der Zivilisation die darunterliegenden barbarischen Instinkte unserer langen Vergangenheit nicht genügend verdeckt. Kurz gesagt ist er der Natur und unseren einfacheren Vorfahren näher, dementsprechend ist sein Kommunikationsrepertoire eingeschränkter. Auch er würde natürlich mit nuancierterer Ausdruckspalette eigentlich mehr erreichen und zudem die Kurzschlußreaktionen des Adressaten vermeiden können.

Mein Tadel der unangebrachten Aggression soll auf keinen Fall den Eindruck erwecken, ich plädierte für eine künstliche, aggressionsfreie Gesellschaft, in welcher man auf einen Angriff unter die Gürtellinie mit einem Lächeln antwortet. Ich will die Aggression nicht zu etwas Schlechtem erklären. Im Gegenteil. Ich glaube, sie ist ein so wichtiges Kommunikationsmittel, daß man sie wirklich pflegen müßte, pflegen, damit ihre Wirkung erhalten bleibt. Eine Situation, in der man sich trotz wiederholter Erklärungsversuche mißachtet, schlecht behandelt oder sogar bedroht fühlt, erfordert die Möglichkeit, dem Gegenüber seinen Ärger oder sogar eine Gegendrohung auszudrücken. Eine unmißverständliche Kommunikation in einem solchen Moment kann auch bedeutend wichtiger sein als bei der Diskussion über die anzustrebende Größe der Brotvorräte, die Laufgeschwindigkeit der Tochter aus dem Kino oder den Ort, an welchem der Großvater die Zeitung lesen soll. Damit sie aber unmißverständlich bleibt, darf sie nicht in unangemessenen Fällen mißbraucht werden.

Anstatt des Buches „Das Lob der Aggression“, das übrigens meist völlig falsch interpretiert wird, sollte eher eines über die „Kunst der richtigen Aggression“ geschrieben werden.

Wieso greifen denn einige Leute unnötig zu einem aufwendigeren Kommunikationsmittel, das erst noch zu Mißverständnissen führen und negative Auswirkungen haben kann? Ver-

stimmt, verärgert oder wütend zu sein ist doch kaum ein besonders anzustrebender Zustand. Es gibt vielleicht einige wenige Situationen, wo das Aufbrausen eine gewisse Entspannung mit sich bringt. Ein Beispiel dafür sind eben die Leute, die negative Erlebnisse sammeln. Vollgepumpt mit heruntergeschluckten Widrigkeiten der Umwelt, etwa wie ein Tankwagen mit Abfällen, können sie dann eine Erleichterung spüren, wenn der Inhalt entsorgt wird. Diese Kategorie lassen wir heute aber wie gesagt beiseite.

Ich fürchte, unsere Hausfrauen, Töchter und Großväter können nicht einmal einen sogenannten sekundären Lustgewinn aus ihrer Handlung beziehen. Der sekundäre Lustgewinn besteht darin, daß jemand durch sein Verhalten das angestrebte Ziel zwar nicht erreicht, aber einen mehr oder weniger schmackhaften Ersatz dafür bekommt. Im ersten Kapitel waren es beispielsweise die Machtgierigen, die ein Gefühl der Stärke gesucht, aber nur eine Machtstellung erreicht haben.

Nun, die „Kurzschlußaggressiven“ verlieren, ohne dabei etwas zu gewinnen. Sie verlieren ihre Laune, die Möglichkeit, das Gewünschte zu erreichen, und eventuell geht noch etwas von der Qualität ihrer Beziehungen zu den Mitmenschen verloren. Nochmals, warum tun sie es dann?

Ich glaube nicht, daß sie bewußt so handeln, es scheint eine eingeübte Reaktion in spezifischen Situationen zu sein. Vielleicht hat man sie als Kinder nie gehört oder ernst genommen, wenn sie ihre Mitteilungen in normaler Lautstärke und sprachlich angemessen ausgedrückt haben. Solche Situationen habe ich öfter beobachtet. Die Kinder wurden regelmäßig ermahnt und angehalten, sich wie Erwachsene zu verhalten, insbesondere dann, wenn es ihren Eltern paßte. Zum Beispiel, wenn es darum ging, sich in Anwesenheit eines Besuches gut zu benehmen, die riesigen Mengen an Schularbeiten gewissenhaft zu erledigen oder einfach still zu sein, damit die als erwachsen Anerkannten nicht gestört wurden. Das Theater mit dem Erwachsensein hat aber sofort aufgehört, wenn das Kind auch wie ein erwachsenes oder mindestens wie ein selbstfühlendes und selbstdenkendes Individuum von den anderen respektiert werden wollte. Eine durchaus erwachsene Reaktion des Kindes in Form des Anspruches, berücksichtigt zu werden, wurde von den Eltern nicht ernst genommen, manchmal sogar verspottet. Erst ein Wutanfall verschaffte mindestens das Gehörtwerden, eine entsprechend größere Intensität des Ausbruches konnte sogar bei der Durchsetzung eines Wunsches helfen. Kein Wunder, wenn sich eine solche Strategie einprägt und später automatisch eingesetzt wird.

Mit der Beschreibung des inadäquaten Verhaltens gewisser Menschen und dem Versuch, dieses zu erklären, haben wir erst den leichteren Teil der Übung absolviert. Ähnlich wie bei vielen psychologisch gefärbten Überlegungen haben wir über abwesende Dritte gesprochen und verschiedene Unvollkommenheiten bei ihnen entdeckt. Das ist ja eine amüsante Beschäftigung. Vielleicht habt Ihr beim Lesen an die eine oder andere Person in Eurem Bekanntenkreis gedacht und festgestellt: Aha, der oder die reagiert auch manchmal wie die erwähnte Hausfrau. Psychologisches Wissen bei anderen Personen anzuwenden scheint ein recht beliebtes Hobby zu sein.

Dieses Phänomen verführt mich zu einem kleinen Abstecher. Ich befürchte nämlich, das zunehmende Interesse von breiten Leserkreisen an psychologischer Literatur wurde teilweise durch die Möglichkeiten, seine Mitmenschen aus einer neuen Perspektive unter die Lupe nehmen zu können, gefördert. Wenn man beim Tratschen über abwesende Personen schon alles mögliche mehrmals kritisiert hat, kann ein psychologisches Buch ungeahnte Dimensionen eröffnen. Zu der (nicht mehr ganz neuen) Feststellung, daß er (sie) einen unmöglichen Geschmack hat und sich beim letzten Treffen sträflich ignorant verhalten hat, kommt jetzt noch die Erkenntnis, er (sie) weise ja zusätzlich noch narzißtische Züge auf oder, man stelle sich das nur vor, hege unterdrückte Aggressionen.

Eine zweite, nur scheinbar liebevollere Anwendung neuer psychologischer Kenntnisse ist, den Mitmenschen zu therapieren. Man kann ihn analysieren und ihm wohlwollend zeigen, wo

seine Probleme liegen. Wenn er das nicht sofort akzeptieren will, muß man ihn natürlich, in seinem eigenen Interesse, belehren, dieses Verhalten sei eben der typische Ausdruck seines inneren Widerstandes.

Ich nehme an, daß die Bücher nicht zu diesem Zwecke geschrieben wurden, und ich weiß, daß ich Euch diese Briefe auch nicht darum schreibe. Vielmehr möchte ich Euch dazu motivieren, Euer eigenes Verhalten auf unterdrückte Kommunikation mit ihrem unnötigen Übergang zur Kurzschlußaggression zu überprüfen. Ich mache mit Euch jede Wette, Ihr werdet bei Euch auch etwas in dieser Richtung finden und werdet es genießen, wenn Ihr Euch davon befreit.

Wenn ich Euch davon abrate, Eure Mitmenschen verändern zu wollen, heißt das nicht, daß Ihr nicht versuchen solltet, die Kommunikation mit ihnen zu verbessern. Damit bin ich natürlich bei einem Thema, das selbst ein Buch oder eine ganze Bibliothek verdient hätte, will mich aber hier nur auf ein Phänomen beschränken.

Eine mögliche Erklärung für die verkümmerte Kommunikation gewisser Menschen könnte darin liegen, daß sie bei ihren Versuchen, die Aufmerksamkeit ihres Gegenübers zu gewinnen, wiederholt gescheitert sind. So etwas kann nicht nur Kindern passieren, wir alle erleben es täglich. Ich erinnere mich, wie ich einmal von einer längeren Reise in ein – für mich und Euch damals noch exotisches – Land zurückgekehrt bin. Einige Wochen lang habe ich Erlebnisse gesammelt und freute mich, mit meiner Erzählung zu beginnen. Noch im Flugzeug habe ich überlegt, ob ich die Reise schön systematisch von Anfang bis Ende beschreiben oder ob ich Euch zuerst die dramatischsten und erstaunlichsten Leckerbissen vortragen sollte. Ihr würdet, dachte ich, sicher auch darauf gespannt sein, schließlich habe ich in Briefen Andeutungen gemacht, ich hätte allerlei Interessantes erlebt. Vielleicht sollte ich also doch zuerst von der tragikomisch-dramatischen Geschichte des Pumaangriffs während der Übernachtung in der Wildnis berichten und erst dann von der Brücke, unter welcher Flugzeuge durchfliegen können.

Nach der herzlichen Begrüßung am Flugplatz habe ich Luft geholt – und angehalten. Einer von Euch war schneller, und in der nächsten halben Stunde wurde ich auf den neusten Stand der nachbarschaftlichen Ereignisse gebracht. Die Katze des Nachbarn hat Junge bekommen, auf dem Rasen sind über Nacht plötzlich viele Maulwurfshügel entstanden, ein Kamerad wurde von einer riesigen Wespe gestochen usw.

Ein bißchen perplex stand ich dort mit meinen Erlebnissen und versuchte die erste Pause auszunützen: „Habe ich Euch die Geschichte mit dem Bus ...“

„... und Papi, vorgestern gab es hier einen mordsmäßigen Sturm, der Wind hat sogar zwei Blumentöpfe auf dem Balkon umgestürzt ...“

Damals habe ich mich gewundert, wie jemand von Blumentöpfen berichten kann, während ich selber dramatische Sensationen aus einer exotischen Gegend zu erzählen hätte. Heute bin ich für diese Episode sehr dankbar, weil sie mich motiviert hat, darüber nachzudenken. Warum sollte Euer Maulwurf zuerst an die Reihe kommen und mein Puma erst danach?

Die Antwort offeriert uns wieder einmal die einfache Amöbe. Über ihre „Kommunikation“ mit der Umgebung haben wir eingangs etwas abschätzig gesprochen. Eines macht sie aber sehr gut. Sie hält ihren Rhythmus von Einnehmen und Ausscheiden streng ein. Das nächste Einnehmen kommt erst nach dem vorangehenden Ausscheiden. Ich glaube, nicht einmal das Vorlegen einer besonders schmackhaften Portion vor den „Mund“ könnte eine Amöbe in vollem Zustand dazu bringen, das Ausstoßen auszulassen und statt dessen zweimal hintereinander zu „essen“.

Nicht so wir Menschen. Ich denke jetzt nicht an unser Zu-viel-Essen, sondern daran, daß sich in einem übertragenen Sinn auch unser Haushalt an Informationen und psychischen

Inhalten im allgemeinen schwer im Ungleichgewicht befindet. Nehmen wir für einen Moment lang an, die „Einnahme“ von Kenntnissen, Gedanken und sonstigen psychischen Inhalten sollte in einem natürlichen Zustand ungefähr gleich groß wie deren „Abgabe“ sein. So ein Gleichgewicht herrscht nämlich in der Natur und bei Naturvölkern vor. Vielleicht spricht der alte Anführer mehr oder öfter, der junge Krieger tobt dafür aber um so wilder beim Tanz umher. Auf jeden Fall sind die Möglichkeiten für viel „Senden“ und wenig „Empfangen“ beschränkt. Technisch gesehen: wenn jemand in der Natur etwas vermitteln will, dann muß er einfach dabei sein.

Das tönt zunächst nicht besonders gescheit, ist aber einer der wichtigsten Unterschiede zu unserer modernen Gesellschaft. Die hat sich nämlich buchstäblich auf das Senden spezialisiert, insbesondere auf das „multiple Senden in Abwesenheit“. Eine Idee existiert nicht nur durch ihren Autor persönlich, sondern als Buch in hunderttausendfacher Ausführung und wirkt auf die Leser ein. Auch ein Lied, vielleicht nur einmal gesungen, kann auf Millionen Schallplatten um die Welt gehen, dazu noch fast unbeschränkt oft wiederholt werden. Für jede Art Information haben wir technische Möglichkeiten, mittels welcher wir sie einer großen Anzahl Mitmenschen näherbringen können. Wie man so schön sagt, massenhaft. Die Konzentration des offerierten psychischen Gutes ist somit tausendfach verstärkt. Es geht hier nicht einmal um die Qualität der „Sendung“, sondern rein um die Tatsache, daß ein Mensch eine Botschaft, ein Lied oder eine Mitteilung einmal persönlich senden, aber unbeschränkt oft einer unbeschränkten Anzahl von Leuten vermitteln kann. Und im Umkehrschluß dazu natürlich auch vermittelt bekommt. Der Eingeborene im Busch existiert als Trommler nur, solange er seine geheimnisvoll durchdringenden Rhythmen in die heiße Nacht schickt. Wenn er aufhört, was seine in Ekstase versetzten Zuhörer bereuen mögen, kehrt wieder Ruhe ein, mindestens bezüglich des Trommelns. Der moderne Kollege des Naturmusikers hingegen existiert nicht nur einmal, sondern millionenmal. Er existiert sozusagen pausenlos und ununterbrochen, der Äther ist mit seiner Sendung und der seiner Kollegen ständig gefüllt.

Das Gleichgewicht der Amöbe existiert also für den Menschen nicht mehr. Die erste schwimmt in relativ reizarmem Wasser, hält sich aber an die gute, gesunde Strategie von ausgewogenem Einnehmen und Ausstoßen. Der durchschnittliche Mensch schwimmt in einer an Informationsreizen aller Art übersättigten Lösung, kommt aber unverhältnismäßig wenig dazu, von seinem Inhalt etwas abzugeben. Natürlich sind wir nicht gezwungen zu lesen oder zu hören. Meistens lesen wir aus Interesse und Freude an kulturellen Werken. Es gibt aber so viel Interessantes zum Lesen, Sehen und Hören! Dazu kommt noch, daß der Informationsüberschuß in den Menschen auch ohne oder sogar gegen seinen Willen eindringt. Ihr wißt ja, was passiert, wenn eine getrocknete Bohne in Wasser eingelegt wird; das Wasser dringt ein, und die Bohne quillt, ob sie das will oder nicht. Der heutige Mensch erinnert oft an eine Amöbe, die mehrmals hintereinander geschluckt hat und nicht dazu kam, auch etwas abzugeben. Zudem dringen ständig aus der Umwelt weitere Reize in ihn ein wie das Wasser in die Bohne. Ob wir wollen oder nicht, wir sind auf Schritt und Tritt berieselt, bestrahlt und durchdrungen von einer Vielzahl verschiedenster Eindrücke. Es läuft bald ständig überall Unterhaltungsmusik und wird auch in konservierter Form zum freiwilligen Konsum offeriert. Das Kino und Fernsehen bieten täglich Show und Unterhaltung für Monstren mit zwölf bis vierundzwanzig Köpfen. Dazu kommen noch Zeitungen und Millionen Seiten von neuen Büchern. Meine Annahme, ein Wesen sollte ungefähr gleich viel von sich geben, wie es „einnimmt“, ist längst hinfällig, das Verhältnis ist hundert oder tausend zu eins.

Das Ungleichgewicht wird noch von einem weiteren Faktor verstärkt. Die Amöbe lebt in der physikalischen Welt, wo die Gesetze der Erhaltung der Materie gelten. Es kann ihr also nicht passieren, daß sie zehn Gramm von etwas schluckt und sich diese zehn Gramm Etwas in fünfzehn Gramm des Gleichen verwandelt. Die psychischen Inhalte gehorchen aber meiner Ansicht nach den Gesetzen der materiellen Welt nicht. Die Ideen in einem Buch, die Melodien in einem musikalischen Werk oder eine neue wissenschaftliche Theorie lassen in uns eben auch eigene Gedanken und Einfälle entstehen. Die psychische Nahrung vermehrt sich in uns!

Nun irren die mit aufgenommenen Erlebnissen auf Überdruck gepumpten Mensch-Amöben herum und suchen, wie sie etwas von ihrem Inhalt an andere Mensch-Amöben abgeben könnten. Das Resultat ist klar. Es wird noch mehr gesendet. Folglich gibt es noch weniger Individuen, die noch aufnahmefähig wären. Ein Mensch, der noch wirklich zuhören kann, ist eine immer seltenere und entsprechend auch gesuchte Ware geworden.

Es ist Euch vielleicht auch schon passiert, daß Ihr bei einer Diskussion Euren „Beitrag“ still und geheim vorbereitet habt, ohne dabei Eurem Gesprächspartner zuzuhören? Dann ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Ihr Euch im Zustand der vollgepumpten (und deshalb nicht mehr aufnahmefähigen) Amöbe befunden habt. Offensichtlich habt Ihr vermutet, es würde nicht genügen, Euren Ideenstoff den Gesprächspartner-Amöben nur vorzulegen in der Hoffnung, sie würden ihn selber freiwillig aufnehmen. Bildlich gesprochen sollte die Vorbereitung Eures Votums Eure Ideen auf einen höheren Druck aufpumpen, bevor sie auf die potentiellen Zuhörer geschossen würden. Nun prallen in einer solchen Diskussion manchmal sogar diese Projektile von der ebenso hartgepumpten Hülle der „Gesprächsteilnehmer“ ab. Die Befürchtung hat sich bewahrheitet, Eure Glanzidee, auf interessante Art vorgetragen, weckt kein sichtbares Echo, der nächste Redner nimmt sie nicht auf, sondern kommt im Prinzip mit einer Wiederholung dessen, was er schon vorher gesagt hat. Vielleicht hat er realisiert, daß Ihr nicht ganz dabei wart, als er sprach, und überlegt nun auch während Eurer Rede, wie er seine bisher nicht verkaufte Idee besser präsentieren könnte ... Ich glaube, in einer solchen Situation sollte man den Mut haben zu akzeptieren, dieses Gespräch ist nur verlorene Zeit für alle Beteiligten. Vielleicht könnt Ihr doch versuchen, einen Moment zuzuhören in der Hoffnung, daß Ihr eine Glanzidee zu dem aktuellen Gedankengang Eures Gesprächspartners bekommt, das die andere Amöbe behandelt. Oder vielleicht sollten alle zuerst für das Gleichgewicht ihres psychischen „Inhalts“ sorgen.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die „Sendeleistung“ oder „Sendefähigkeit“ in der Struktur unserer Wertkategorien eine entsprechend wichtige Stellung hat. Ein kleines Beispiel: Für mich ist ein Mann weise, wenn er vielen anderen Menschen oft genug ihre Frage beantworten kann, und seine Antworten wirklich hilfreich sind. Er wird dann auch immer öfter um Rat gefragt werden. Ein Maß der Klugheit könnte darum die Anzahl oder Frequenz der an den Weisheitskandidaten gerichteten Fragen sein. Bekanntlich ist die Situation in unserer akademischen Welt umgekehrt. Die wissenschaftliche „Größe“ wird fast ausschließlich nach der Anzahl der Publikationen beurteilt. Ob die Werke auch gelesen werden, ist praktisch unbedeutend geworden.

Nun sollen natürlich meine Überlegungen nicht den Eindruck erwecken, ich sei gegen die Verbreitung neuer Gedanken beliebiger Art. Ganz im Gegenteil. Auch das erstaunliche Entstehen der Maulwurflocher ist ja ein faszinierendes Erlebnis und soll zu Recht mitgeteilt werden. Das Ziel ist ja nicht, weniger zu erfahren, sondern umgekehrt, wie wir unsere Fähigkeit zum Mitteilen und Erfahren verbessern können.

Die Lehre der Amöbe ist so einfach wie ihre Darstellerin. Sie hält ein vernünftiges Verhältnis zwischen Einnahme und Abgabe.

Was heißt das praktisch? Die Antwort überlasse ich Euch, mit der Bemerkung, daß ich mich auf jede Kreation von Euch freue, von einer gekritzelten Zeichnung über die lustigen Anläufe, ein „verbessertes“ Drehbuch für die gesehene Filme zu entwerfen, bis zu unseren philosophisch gefärbten Diskussionen. Ich freue mich dabei wirklich auf Eure „Sendungen“, weil ich versuche, mein Gleichgewicht zwischen Einnahme und Abgabe gesund zu halten.

Vielleicht könnt Ihr auch beobachten, wie einfach es ist, zu merken, wann sich einer Eurer Mitmenschen im Zustand einer zum Platzen vollgesaugten Bohne befindet. Wäre es nicht interessant zu versuchen, wie sich seine Aufnahmefähigkeit ändert, nachdem Ihr ihm zuerst die Möglichkeit zum Mitteilen gegeben habt?

Eure Mit-Amöben werden nämlich recht hungrig, wenn sie ihren Inhalt losgeworden sind. Nach der Rückkehr von meiner nächsten Reise habe ich Euch zuerst über alle Neuigkeiten ausgefragt. Dann kam der Satz: „Papi, erzähl doch von dem Baum, wo die Autos durchfahren können!“

Solltet Ihr doch einmal ernste Probleme mit dem Informationsgleichgewicht bekommen, bleibt Euch immer noch die letzte Rettung: Ihr könnt ja Euren Söhnen „Briefe in die Zukunft“ schreiben!

FÜNFTES ERNSTES KAPITEL

oder warum setzen sich die bösen Gesetze so leicht durch?

Wie Ihr ja auch schon bemerkt habt, bediene ich mich ab und zu verschiedener Vergleiche aus oder mit der Welt der Tiere. Ich möchte aber klarstellen, daß es nicht heißen soll, ich wolle daraus direkte Schlüsse ziehen oder so etwas wie Tierpsychologie betreiben und die Erkenntnisse dann auf den Menschen übertragen. Meine Tiergeschichten sollen helfen, durch Beobachtung des natürlichen Tierverhaltens frischen Wind in das festgefahrene menschliche Denken zu bringen.

Die heutige Geschichte beginnt nun mit dem Ei, welches ich als Kind aus dem Häufchen anderer zum Brüten vorgesehenen Eier wählen durfte mit der Aussicht; das daraus entstehende Küken würde später mir gehören. Dank der Hilfe, die ich der Henne in Form von Ratschlägen, Mahnungen und Anweisungen geleistet habe, verlief das Brüten dann auch erfolgreich. Die Hilfe war zwar nicht immer leicht durchzusetzen, denn die dumme Henne hat meine Leistungen immer wieder undankbar mißachtet oder sich sogar dagegen gewehrt. Wenn einmal das Ei – es war eindeutig das Meine, ich konnte es gut an der Farbe erkennen – nicht von ihr zugedeckt war und ich versucht habe, es ihr unterzuschieben, wurde ich für meinen gutgemeinten Einsatz mit einem blutenden Finger belohnt. Aber das hatte ich bereits gelernt: Gutgemeinte Hilfeleistungen werden von unseren Mitmenschen des öfteren nicht goutiert, und bei den Hennen war das offensichtlich nicht anders. Nichtsdestotrotz haben wir mit der Henne zum Schluß doch einen Erfolg feiern können, aus meinem Ei wurde ein Küken.

Die Freude war groß, sie war noch größer, als sich mit zunehmender Sicherheit zeigte, daß mein Küken mehr fraß und größer wurde als die anderen; die Entwicklung ging eindeutig in Richtung eines prächtigen Hahnes. Nach meinen Kräften und Möglichkeiten habe ich diesen Lauf der Dinge unterstützt, indem ich versuchte, dem künftigen König des Hofes unbemerkt durch entwendetes Korn die Kost zu verbessern. Hier habe ich das gute Einvernehmen mit der Henne endgültig verloren. Sie hat nämlich, als sie die Goldhirse erspähte, sofort ihr Rufgackern ausgestoßen, das, wie ich längst verstanden hatte, etwas wie „Kommt schnell her, da gibt's was Gutes zu essen“ bedeutete. Die ganze Schar der anderen Küken stürmte herbei, und die für meinen Auserwählten bestimmte Portion verschwand blitzartig in den plebejischen Kehlen des gemeinen Volkes.

Wie auch immer, aus dem Küken ist wirklich ein prächtiges Exemplar geworden, ein Hahn ohne Furcht und Tadel. Bald erlangte er die unangefochtene Herrschaft weit und breit, führte die Schar der Hennen und jungen Küken an, überwachte die Grenzen und nahm sogar auch uns Menschen als seine Knechte auf. Er bestimmte für alle die Zeit zum Schlafengehen (ohne jeglichen Widerstand) und zum Aufstehen (trotz erbitterter Proteste meines Vaters, der fünf Uhr morgens als deutlich zu früh empfand).

Trotz seiner Größe und all seiner prächtigen Farben kam mir mein Hahn manchmal zu dünn vor. Wahrhaftig, er bestand aus lauter großen Federn, aber als ich ihn einmal in die Hände bekam, erschrak ich, weil das Tier wie ausgehungert war, Haut und Knochen, sonst nichts, wie es meine Tante auch von mir zu sagen pflegte. Da griff ich wieder zum alten Trick mit dem Korn; zu meiner größten Überraschung erhielt ich aber nicht nur eine Erklärung für seine Schlankheit, sondern auch eine wichtige Lektion über die edle Art, wie die Führungsfunktion in der Natur ausgeübt wird. Das Vieh hat nämlich von der heimlich vorgesetzten Leckerbissenportion kein einziges Korn geschluckt, sondern stieß ganz aufgeregt genau das glei-

che Gegacker aus wie früher die Henne, wenn sie Futter für ihre Kleinen gefunden hatte. Auch jetzt kamen alle herbeigeeilt, Große und Kleine, im Nu war das Korn weg, und der dumme, dünne Hahn hat stolz mit seinen Flügeln geschlagen und sein siegreiches „Kikeriki“ in alle Himmelsrichtungen gekräht.

Damit sind wir aber wieder mitten in unserer Geschichte über die waltenden bösen Gesetze. Bei der Erklärung der Motive für die Unterstützung von Machthierarchien haben wir bisher meistens die aktiven Elemente betrachtet, also die Ziele der Herrscher selbst und die Befriedigung der Dominierungswünsche in der Pyramide der Unterebenen. Wir haben auch die Anziehungskraft eines strukturierten Systems auf die Leute angesprochen, die sich lieber führen lassen, als daß sie selber, als frei lebende Individuen, ihr Verhalten und Handeln selber entscheiden würden. Mit Hilfe meines Hahnes sind wir aber auf die Spur eines weiteren Faktors gestoßen.

Meiner Kenntnis nach ist in der Natur die Rolle des Führers mit der Funktion eines weitgehend uneigennütigen Verteidigers, Helfers, ja oft Spenders verbunden. Es sieht wie ein faires Abkommen aus: Einer darf herrschen, übernimmt aber gleichzeitig wichtige Servicefunktionen für seine „Unterebenen“.

Es ist eindrücklich zu beobachten, was für ein Leben die meisten Leittiere in der Natur führen. So ein „Affenkönig“ zum Beispiel: Er erkämpft sich in einer Art Kräftemessen mit anderen Amtsanwärtern die Funktion des Herrschers. Das Herrschen ist aber bei weitem nicht der Hauptteil seiner Tätigkeit. In Tat und Wahrheit dient er wahrscheinlich viel mehr, als daß er herrscht. Er sucht Gebiete mit größeren Nahrungsreserven, überwacht das Revier und stellt sich den Angreifern. Wenn das „Volk“ spielt oder schläft, klettert der Arme auf einen Aussichtsposten und wacht, mühsam gegen den Schlaf kämpfend, weil er die Verantwortung trägt. Bei vielen Arten überläßt er sogar seinen Unterebenen verschiedene Vorteile, wie wir es auch von so einem einfachen Wesen wie dem Hahn vorgeführt bekommen haben.

Entsprechend anders sieht nun das Leben der „Tierknechte“ aus. Sie werden wohl geführt oder beherrscht, das Regieren spielt sich aber weitgehend auf einer symbolischen Ebene ab. Im Bereich des leiblichen Wohls werden sie vom Führer bedient, so daß sie oft einen komfortableren Lebensstandard aufweisen als ihr König. Sie selbst folgen ihm dorthin, wo er für sie Naschereien entdeckt hat, sie akzeptieren von ihm die auserlesenen Leckerbissen und genießen nachher das ungestörte Nickerchen, weil er die Wache freiwillig übernimmt.

Ein Forscher lebte einige Monate mit einer Affengruppe zusammen, wo er den Status eines „entfernten Verwandten“ erreichte. Einige jüngere Männchen reagierten auf ihn beunruhigend aggressiv. Nachdem er sich aber eindeutig der Führung des Königs unterstellte, konnte er seinen Mittagsschlaf inmitten einer nicht ganz ungefährlichen Affenart ohne Bedenken halten. Wenn sich ihm einer der Friedensstörer näherte, ertönte das drohende „Räuspern“ des Königs, der den nun adoptierten Schwächling unter seinen persönlichen Schutz gestellt hatte.

Ich kann mich nun des Gedankens, die Funktion des Fürsorgers könnte bei den Leittieren in der Natur vielleicht sogar wichtiger sein als diejenige des Herrschers, nicht erwehren. In unserer ausgeprägt aggressiven Gesellschaft wird die Funktion eines Führers meistens zuerst im Zusammenhang mit seiner diktatorischen Gewalt dargestellt. Führung kann aber durchaus eine vorwiegend positive, konstruktive Aktivität sein. Es wird viel von den Kämpfen der Leittiere geredet, als ob gerade dieses Verhalten das Charakteristische für den Anführer einer Herde sei. Vielleicht ist es aber für die beteiligten Tiere nur eine nebensächliche Formalität, vielleicht beruht das Image des Leittiers in Wirklichkeit auf dem fürsorglichen Führen. Vielleicht erlebt sich dieses selber in seinem Status als König auch weitgehend eher als Führer im konstruktiven Sinne denn als Kämpfer. Mein Hahn jedenfalls hatte praktisch keine Gelegenheit, seine Führungsqualitäten durch einen Kampf zu beweisen, er war der einzige Hahn weit und breit. Trotzdem hat er zweifelsohne seine Position des Leittieres bekleidet, auch wenn seine Wahlpropaganda „nur“ aus Fürsorge bestand. Wie sehr er sich hier aber

bemüht hat, beweist sein Untergewicht mitten in einer gedeihenden Schar von dicken Untertanen.

Ein anderes Beispiel: Bei einer bestimmten Vogelart kommt es öfter zu Zweikämpfen. Unmittelbar nach dem Sieg beginnt der Gewinner den Verlierer zu füttern. Es sieht fast so aus, als ob der Instinkt des Machtstrebens eng verknüpft wäre mit dem Instinkt, für die Unterlegenen zu sorgen. Mir kommt es vor, als sei diese Kombination gar nicht schlecht und drücke etwas wie eine Moral oder eine Gerechtigkeit in der Natur aus.

Wenn das Verhalten der Führer in der Natur durch einen Instinkt gesteuert wird, können wir das gleiche wahrscheinlich auch von den Reaktionen der Untergebenen sagen. Mit Ausnahme der rivalisierenden Männchen wird die hierarchische Einrichtung von den Untergebenen mit sichtbarer Selbstverständlichkeit akzeptiert. Das Sichfügen ist, wie wir anhand vieler schöner Beispiele von Konrad Lorenz sehen können, ein weitgehend instinktives Verhalten.

Um eines davon zu nennen: Viele Vögel, die Scharen bilden, folgen dem vorne fliegenden Anführer. Bei jungen Gruppen fühlt sich aber oft keiner wie ein richtiger Anführer, sondern alle möchten in der Geborgenheit und Sorglosigkeit der Scharmitte fliegen. Nun ist aber nach dem Start doch irgendein Individuum vorne, und die anderen fliegen ihm nach. Der „Möchte-nicht-Führer-sein“ versucht, in die Mitte einzubiegen, wo es ihm wohler wäre. Der Rest macht aber, so weit als möglich, seine scharfe Kurve mit, bis es dem Armen gelingt, sich zu verstecken. Dadurch ist nun aber ein anderer Vogel vorne und wird dadurch zum Anführer. So entstehen diese faszinierenden akrobatischen Flugvorführungen, währenddessen die ganze Schar schnelle, abrupte Wendungen vollzieht. erinnert Euch dieses Verhalten an eine andere Spezies, bei welcher auch oft jemand als Führer anerkannt wird, schlicht und einfach darum, weil er zuvorderst steht? Insbesondere wenn er – im Gegensatz zu den Naturtieren – ein „Möchte-um-jeden-Preis-Führer-sein“ ist.

Hier können wir sogar schon von einem Bedarf der in Gruppen lebenden Tiere an einer Führergestalt sprechen. Offensichtlich entsteht in der Natur eine soziale Einrichtung nicht oder nicht nur durch die aggressive Eroberung einer Führungsposition durch ein starkes Individuum, sondern auch, oder vielleicht noch mehr, durch eine instinktive Suche der Herdenmitglieder nach einem Leittier, dem sie sich anschließen können.

Diese Beobachtungen münden zusammenfassend in der Feststellung, daß in der Natur der Führerinstinkt mit einem Instinkt zum Sorgen und Schützen verknüpft ist. Weiter gibt es wahrscheinlich auch den Instinkt des Sichfügens, der die restlichen Mitglieder einer sozialen Gruppe dazu bewegt, Führung zu suchen und zu akzeptieren. Dieser Instinkt wird durch bestimmte Attribute des Führers automatisch geweckt.

Übrigens besteht eine sehr bekannte und verbreitete Form der Beziehungen zwischen Führen – Fürsorgen respektive zwischen Geführtwerden – Versorgtwerden. Es ist das Verhältnis Mutter – Kind oder allgemein gesprochen Eltern – Kind. Bei den Tieren wie auch bei den Menschen sind die Eltern dem Kind deutlich überlegen; noch ausgeprägter ist aber der Fürsorgecharakter dieser Beziehung. Auffallend ist auch, wie skrupellos und manchmal sogar unübersehbar hart die Jungen ihre instinktiven Anforderungen an die Eltern stellen. Man könnte sagen, der Anspruch auf Fütterung oder Fürsorge wird mindestens gleich entschieden durchgesetzt wie die Führungsrolle. Habt Ihr mal gesehen, mit welchen Mitteln ein halbwüchsiges Rehkitz die Milch aus einer fast gleich großen Mutter herausschlägt? Alles in allem, das Prinzip der Suche nach Fürsorge ist für eine Gruppe von Lebewesen vielleicht noch verbreiteter und charakteristischer als das Prinzip des Strebens nach Führung.

Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Menschen zuwenden, können wir meiner Meinung nach sofort die Kombination Führen – Sorgen bei den sogenannten primitiven Naturvölkern erkennen. Der Häuptling erreicht und hält seine Position durch Beweise seiner Stärke, seines Mutes oder anderer anerkannter positiver Attribute. Er übernimmt aber mit der Funktion des Führers gleichzeitig Verantwortung für seinen Stamm, und es werden von ihm

auch mehr Anstrengungen verlangt als von einem Herdenmitglied der Sippe. Zum Beispiel steht er, glaube ich, in der vordersten Linie beim Angriff auf einen Feind. In friedlichen Zeiten muß er seine wenig geübten Neuronen bei strategischen Überlegungen zu Revierverlegungen und beim Erledigen seiner sonstigen Amtsagenda schwer anstrengen.

Das Volk selbst fügt sich der Führung, besser gesagt, die Führung wird vom Volk erwartet und verlangt. Die Wichtigkeit eines Anführers nahm im Laufe der weiteren Entwicklung zu, weil ja auch die Gemeinschaften größer wurden. Eine größere Gruppe benötigte einen entsprechend leistungsfähigeren Führer. Mit zunehmender Größe wurde es immer schwieriger, den Erwartungen aller Geführten nachzukommen. Später erreichte man die Grenze, wo es für ein einziges Individuum unmöglich wurde, die gesamte fürsorgerische Führerfunktion alleine zu tragen.

Ich glaube, daß die Entwicklung von religiösen Vorbildern in vielen Kulturen mit diesem Phänomen zusammenhängt. Wenn der Häuptling eines großen Stammes den an ihn gestellten Anforderungen nicht genügte, haben er und sein Stamm sich gewünscht, er hätte auch noch die scharfen Augen des Adlers, die Stärke des Bären und die Schlaueit der Schlange. Die ersten Götter waren darum Extrakte von besonderen Fähigkeiten der Tiere. Bei noch größeren Völkern konnte auch das nicht mehr genügen; die den Herrschern helfend zur Seite stehenden Götter mußten sich bereits des Donners und verschiedener Arten der Zauberei bedienen können. Interessant ist, daß diese Götter noch Schwächen aufweisen durften, wie Untreue, Unfairneß etc. Als Unterstützung des Führers eines Millionenvolkes wurde aber ein allwissender, allmächtiger und uneingeschränkt gerechter Gott vonnöten.

Die weitere soziale Entwicklung der Menschheit ist leicht zu durchschauen. Die Fähigkeit der Führer, die immer größer werdenden Gruppen wirklich zu schützen und zu versorgen, nimmt immer mehr ab. Dazu kommt, daß jene in den später sich verbreitenden unechten Hierarchien auch immer weniger echte Führer-Beschützer-Qualitäten aufweisen. Es ist begreiflich, daß sich ein Versorgungstrieb gerade bei den starken Individuen entwickelt. Es ist aber auch mehr als begreiflich, daß ein innerlich schwaches Individuum einen minimalen oder gar keinen Fürsorgeinstinkt besitzt. Damit wird aber die harmonische Dyade der beiden Instinkte gestört, es entsteht ein in der Natur fremdes Element eines Wesens mit Machtansprüchen, aber ohne den dazugehörigen echten Beschützerinstinkt.

Die Folgen kennen wir schon. In unserer Welt wimmelt es von Machtstrebern, aber die wenigsten wollen für die Leute, die sie zur Befriedigung ihrer Machtansprüche gebrauchen oder mißbrauchen, in einem ausgewogenen Maß sorgen. Tatsächlich weiß ich von keinem Geschäftsmann, der die Größe der Führungspersönlichkeit meines Hahnes auch nur annähernd erreichen würde. Wenn er mit ihm tatsächlich konkurrieren wollte, müßte er bei einem fetten Abschluß seines Unternehmens mit einem aufgeregten Gegacker „Kommt alle schnell her und nehmt das Geld“ seinen Gewinn (nachdem die nötigen strategischen Zukunftsinvestitionen getätigt wurden) praktisch restlos seinen Angestellten verteilen – auch wenn er dabei selbst ziemlich leer ausgehen würde –, um so mehr, als daß diese Leute den Profit ja sowieso selber erarbeitet haben. Ebenso kenne ich keinen Inhaber einer bürokratischen Funktion in Management, Militär oder Partei, der beim Erreichen einer weiteren Karrierestufe seine materiellen oder symbolischen Gewinne an seine Untergebenen weitergeben würde. Das uneigennützig Verteilen des gefundenen Kornes, wozu mein Hahn fähig war, ist nicht zu verwechseln mit der Party, die der frischgebackene Direktor veranstaltet. Letzteres ist nur das „Kikeriki“, mit dem er seinen Erfolg in alle Himmelsrichtungen kräht.

Interessant ist, wie manchmal die sozio-psychologischen Gesetze den Naturgesetzen ähneln. So besagen zum Beispiel die Gesetze der Konservierung der Masse und der Energie: Wenn irgendwo etwas verschwindet, muß es unter allen Umständen an anderer Stelle wieder auftauchen. Dies gilt eigentlich auch für die Instinkte. Ich glaube, daß die guten, fähigen Menschen, die eine echte Neigung zu Hilfe und Fürsorge besitzen, immer noch vorhanden sind. Die bei den Machtinhabern fehlende Fähigkeit, für andere Menschen zu sorgen, ist nicht spurlos verschwunden. Sie taucht auch in unseren Zeiten auf, es gibt zwischen uns vie-

le große Persönlichkeiten, welche die Attribute der früheren echten Führer besitzen, inklusive der Neigung zur echten Fürsorge. Ich denke dabei an einige große Denker, Wissenschaftler, aber auch an unzählige, oft unauffällige, aber fähige und gute Menschen, die mit großem persönlichem Engagement anderen bedürftigen Menschen helfen. Das Verflixte ist nur, daß diese Art Personen und Persönlichkeiten selten auch die Funktion der höheren Führer bekleiden. Falls Ihr die bisherigen ersten Kapitel gelesen habt, brauche ich nicht lange zu erklären, warum.

Wir haben also ein malignes Element in unserer Gesellschaft gefunden in Form der Anführer, denen die eigentlich zum Führen gehörende Tendenz zur Fürsorge fehlt. Die verlorene Hälfte des gespaltenen Dipols taucht nun in einer anderen Form wieder auf. Diese neue Form ist zwar nicht bösartig, aber leider ineffizient. Das sind die geborenen Führer, die auch das harmonische Gleichgewicht des Führens – Sorgens aufweisen, aber die entsprechenden Führungspositionen nicht bekleiden.

Eigentlich war das ursprüngliche Gleichgewicht nicht ein Dipol des Führens und des Sorgens, sondern ein Quadrupol, zusammen mit den zur Führerstruktur komplementären Instinkten der Geführten. Die Stärke des Führers hat den Instinkt des Sichfügens in seinem Volk entstehen lassen, und die Bedürftigkeit der Untergebenen hat den Fürsorgetrieb beim Führer angeregt.

Es wäre interessant zu überlegen, ob der Trieb des Sichfügens in der Natur auch von unechten Anführern hervorgerufen werden kann. Ich habe keine Kenntnis davon, daß dies in der ungestörten Natur möglich ist. Wenn ein Leittier zu schwach wird, um seine Beschützerfunktion auszuüben, kann es auch seine Führungsposition nicht mehr halten und wird durch einen fähigeren Nachfolger ersetzt. Unter Umständen wird ein unpassendes Individuum nicht nur von einem neuen Anführer, sondern oft von der ganzen Gruppe eliminiert.

Die Situation ist aber anders unter unnatürlichen Bedingungen, so wie sie durch den Einfluß des Menschen entstehen können. Hier ist die Antwort eindeutig, daß die Instinkte, sich führen zu lassen, hintergangen werden können, überraschend leicht sogar. Die Lorenzschen Gänse folgen im Gänseschritt ihren adoptierten Mütter-Studentinnen, die einem menschlichen Auge wohl als durchaus anziehend erscheinen mögen, für ein Gänseauge aber eigentlich eher wie Monster aussehen müßten. Ein Tier kann einen Menschen als sein Leittier akzeptieren, auch wenn es von ihm praktisch nur gequält wird. Ein regelmäßig mißhandelter Hund kriecht vor seinem brutalen Herrn, obwohl er die von ihm erhaltene Leistung, ein wenig Nahrung, wahrscheinlich einfacher und angenehmer auf eigene Faust erbeuten könnte. Es scheint, daß die Mutter Natur leider das Entstehen der Spezies „falscher Führer“ nicht vorgesehen und nicht erwartet hat. Dementsprechend sind die das instinktive Akzeptieren eines Leittieres hervorrufenden Mechanismen gar nicht selektiv. Sie werden bereits durch Stärke bloß imitierende Attribute initiiert, ein strenger Herrscher mag durch seine Brutalität sogar noch überzeugender wirken.

Zurück beim Menschen, müssen wir zuerst einmal feststellen, daß der Instinkt, sich zu fügen und die Fürsorge eines starken Anführers zu suchen, auf jeden Fall nicht verschwunden ist. Es wäre verführerisch, in Spekulationen einzusteigen, ob dieses Bedürfnis sogar noch größer ist als in früheren Zeiten oder bei Naturwesen. Die Tendenz der Massen, sich einem starken oder sich stark präsentierenden Führer anzuschließen, hängt wahrscheinlich eng mit der Verunsicherung der Bevölkerung zusammen. Je größer die echte oder vermeintliche Bedrohung ist, desto fester klammern sich die Massen an einen echten oder vermeintlichen Retter. Auf dieser Basis könnten wir spekulieren, ob es schlimmer war, ab und zu vor einem Raubtier Angst zu haben oder ständig mit der Bedrohung eines Atomkrieges zu leben.

Die Angsthypothese wird unterstützt durch die Tatsache, daß sich die Tendenz, einem Führer zu folgen, oft zu bedrohlichen Zeiten verstärkt hat. Bei den Schafen sehen wir das auch, indem sie einzeln weiden, wenn sie sich sicher fühlen, sich aber ängstlich um den Führer gruppieren, wenn sie eine Gefahr wittern. Bei den Menschen ist es offensichtlich nicht an-

ders. Falsche Führer tauchen regelmäßig auf. Sie können aber ihre Macht erst dann voll entfalten, wenn in der Bevölkerung Verunsicherung herrscht. Ein typisches Beispiel ist der Aufschwung Hitlers während der katastrophalen wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland anfangs der dreißiger Jahre.

In diesem Zusammenhang möchte ich einmal eine Anerkennung jenen Kreisen aussprechen, die ich bisher kritisiert habe. Ich finde die Vergöttlichung der Wirtschaft in unserer Konsumgesellschaft schädlich und erachte sie für mitschuldig an vielen negativen Auswirkungen. Die intensive Pflege des goldenen Kalbes namens wirtschaftliche Prosperität brachte aber vielleicht eine wichtige Nebenwirkung mit sich. Seit dem letzten Weltkrieg ist die wirtschaftliche Situation der Länder, die über das gefährlichste militärische Potential verfügen, weitgehend stabil geblieben. Möglicherweise haben wir es dieser Tatsache zu verdanken, daß die potentiellen Fahnenträger, die unter uns leben, nicht genug Anziehungskraft ausüben konnten, um die materiell relativ gut versorgte Bevölkerung zu einem Abenteuer größeren Ausmaßes zu verführen.

Ungeachtet dessen, ob die Angsthypothese korrekt ist oder nicht, der Instinkt der Suche nach einer beschützenden Autorität ist jedenfalls auch heute in einem erheblichen Maß vorhanden. Beim Menschen kann dieser natürliche Instinkt, einem Führer zu folgen, auch ziemlich leicht irreführt werden. Ein Verhalten, das oberflächlich eine echte Führungspersönlichkeit simuliert, kann bei Millionen Menschen den Folgetrieb in Gang setzen.

Somit wird aus einem ursprünglich natürlichen Kreis ein Teufelskreis. Der Affenmann trommelte auf seine Brust zum Beweis seiner Stärke, eine vielleicht lächerliche Geste, aber mit gesunden Folgen. Das Affenvolk staunte und vertraute sich der Führung an in der Erwartung, die demonstrierte Kraft werde gemeinnützig angewendet. Der abgeschlossene Handel „Du führst und sorgst, wir folgen und werden beschützt“ endete zum Vorteil aller. Der kapitalistische, politische, bürokratische und militärische Mann protzt auch mit der Stärke seiner Millionen, seiner Partei, Funktion oder Charge. Auch dies eine lächerliche Geste, aber mit tragischen Folgen, denn diesmal schließt sich der Teufelskreis. Die ungültigen, aber (leider) für gültig gehaltenen Symbole der Kraft lassen die Völker auch staunen und entzünden in den Massen die Folgeinstinkte, die nur den echten Führern gegenüber entstehen sollten. Den „Führern“ wird gehorcht, auch wenn sie vom menschlichen Auge als Monster erkannt werden müßten. Ein gesunder Instinkt, verführt durch ein bösartiges Falsifikat, verleiht sein immenses Potential einem beliebig unnatürlichen Vorhaben.

Die Lehre, wir sollen uns vor falschen Führern schützen, ist wohl leicht formuliert, in der Realität aber schwer umzusetzen. Dieses Kapitel wollte aber vor allem die andere Seite hervorheben, nämlich die Rolle der Massen.

Wenn wir postulieren, daß die ursprüngliche Harmonie der Führenden und Geführten eine gesunde Einrichtung war, dann sind die meisten Menschen normal und gesund geblieben, in dieser Hinsicht zumindest. Der natürliche Instinkt, einem Führer (der heute gebräuchliche neudeutsche Ausdruck „Leader“ wäre wohl politisch korrekter, ich bleibe aber beim Wort Führer, das doch einfacher verständlich ist, zudem sollte im Verlauf dieses Buches meine Einstellung zu dem einen Führer, der traurige Bekanntheit erworben hat, klargeworden sein) zu folgen, ist in der Bevölkerung aller mir bekannten Nationen nach wie vor intakt. Das gestörte Gleichgewicht ist entstanden durch den Mangel an amtierenden echten Führern, gleichzeitig aber auch dadurch, daß die Völker die Führer immer noch benötigen oder sich mindestens so verhalten, als ob sie solche nötig hätten. Wenn wir schon das Aufkommen der naturfremden, minderwertigen Machtstreber nicht verhindern können, könnten wir zumindest ihre Wirkung unterbinden, indem sie keine oder zu wenig Anhänger fänden. Dazu müßten wir aber auf unseren alten Trieb (oder die Bequemlichkeit), einem Führer zu folgen, verzichten. Konkret hieße das, jeder von uns müßte eine eigene individuelle, von anderen Personen unabhängige Selbstverantwortung entwickeln. Die Versuche der Führer, Nationen zu einer „folie à millions“ zu verführen, blieben dann erfolglos.

Briefe an Millionen zu schreiben ist schwierig. Diese Briefe sind an Euch geschrieben. Habt Ihr schon Eure Schlüsse gezogen, wie sich auf der Basis solcher Überlegungen für Euch und Eure Kinder etwas Gutes in dieser Richtung machen ließe?

REBELLISCHES INTERMEZZO

oder ein Versuch kreativen Denkens

Ich habe mich schon oft gefragt, ob Ihr wohl all die verschiedenen Sprossen auf der Leiter Eurer menschlichen Entwicklung erklettern müßt oder ob Ihr ab und zu einige davon überspringen könnt, ob Ihr an den Abzweigungen immer selber entscheiden müßt, welcher Weg zu nehmen und welcher zu meiden sei und ob Ihr später einen als falsch erkannten Weg wieder zurückkriechen müßt, um an der bereits einmal passierten Kreuzung eine andere Richtung einzuschlagen.

Als eine triviale Hilfe für ein effizientes Vorgehen bei der Persönlichkeitsentwicklung und beim Lernen offeriert sich die wohlbekannt Weisheit, man könne und solle von den Erfahrungen der Vorgänger profitieren. Meistens heißt es, Ihr sollt die Ratschläge Eurer Eltern und Lehrer befolgen. Ihr könnt jetzt ruhig sitzen bleiben und weiter lesen, ich unternehme keinen Anlauf, eine Predigt in dieser Richtung zu halten.

Ich gebe sogar offen zu, daß die Sache mit dem Lernen und dem Profitieren von den Erfahrungen der „Erfahreneren“ gar nicht so einfach ist.

Einerseits ist die Binsenwahrheit der Übernahme von Kenntnissen eines Menschen, der sie bereits gefunden, erarbeitet und beschrieben hat, sicher gültig. Wenn einer schon einen schiefen Turm mit einer Ladung Steine bis zum Umfallen oft bekletterte, warum sollen wir ihm dann nicht glauben, daß die Steine alle gleich schnell nach unten fallen. Wenn Ihr Euch gegen das scholastische Belehren querstellen wollt, könnt Ihr, anstatt die entsprechende Physiklektion zu lesen (Aufwand eine halbe Stunde), einen schiefen Turm zu bauen beginnen, um das Fallverhalten von Steinen empirisch (neu) zu entdecken (Aufwand enorm, weil Ihr die Baubewilligung für so etwas nicht bekommt). Noch überzeugender dürfte die Lektion über die giftigen Pilze oder über explosive Substanzen sein. Wenn wir wirklich alles selbst ausprobieren und überprüfen wollten, wäre bald keiner mehr hier, der noch etwas probieren könnte.

Logisch überlegt müßten also alle, die brav und ohne zu denken Wissen büffeln und gute Ratschläge befolgen, am schnellsten vorankommen und dabei nicht nur weiterkommen, sondern auch weiter kommen. Das Pikante ist nun, daß dies offensichtlich nicht wahr ist oder zumindest nicht ganz.

Gegen die brave Lernstrategie spricht eine andere allgemein bekannte Tatsache, nämlich, daß fast alle großen Geister der Kultur und Wissenschaft bis zu einem gewissen Grad ungehorsam und ungläubig waren oder sonstwie aus der Reihe tanzten, einige sogar so kraß, daß sie als Rebellen, Querulanten oder einfach Verrückte betrachtet und behandelt wurden, mindestens so lange, bis sich herausstellte, daß ihre Verrücktheit eigentlich Genialität war und ihre Rebellion die Grundsteine einer neuen Epoche legte. Unnötig zu betonen, daß die genialen Beiträge meistens gerade dort entstanden sind, wo man ihre Schöpfer als Rebellen oder Ketzer beschimpfte. In jenen Gebieten, in welchen sie die vorgelegten Lehrsätze ohne Kritik hingenommen haben, haben sie sich selten weit über das Mittelmaß erhoben.

Beethoven hat womöglich Erkenntnisse über die Masse der sich bewegenden Gegenstände großzügig ignoriert, dafür aber Musik geschrieben, die, gemessen an den „Kenntnissen und Erfahrungen“ seiner Vorgänger, eine einzige Ansammlung von Verstößen gegen die aner-

kannten Regeln darstellt. Ähnlich hat auch Einstein nicht alles selber neu erfunden, sondern eine Menge Schulkenntnisse offensichtlich akzeptiert, ohne besonderen Widerstand zu leisten. In gewissen Kapiteln der Physik dagegen gab er sich mit den damals heiligen Newtonschen Beschreibungen unserer Realität nicht zufrieden. In diesen und vielen anderen Fällen käme mit einer braven Übernahme des akzeptierten Wissens nichts Neues zustande. Wäre Beethoven ein Duckmäuser gewesen, hätte er trotz seines Talentes und seiner überbordenden Kreativität wohl nur Werke im Stile seiner Vorgänger geschrieben. Einstein hätte als langweiliger Physikprofessor die Teilwahrheiten der alten Schule jahrzehntelang den neuen Adepten des Wissens untergejubelt. Es gab und gibt unter uns viele sehr geschickte Menschen, die aber zu ordnungsliebend sind, um außerordentlich kreativ zu werden.

Diese Beispiele von Schöpfern höchsten Ranges sollen nicht glauben machen, daß diese Phänomene nur bei den großen Genies gelten. Jeder Lehrling kann die einfachste Tätigkeit entweder im Stile einer Kopiermaschine nachmachen, oder er kann es sich leisten, die Lösung seines Meisters so lange anzuzweifeln, bis ihm eine bessere einfällt. Ebenso kann auch ein Manager seine Arbeit im Büro gemäß den geltenden Vorschriften verrichten oder aber einen Teil der Vorschriften unsinnig genug finden, um eine Änderung durchzusetzen.

Tatsächlich, die gehorsame Übernahme einer Kenntnis, Erfahrung oder Fertigkeit bremst die Tendenz zur Kreativität, das vollständige Befolgen der Vorschriften, Regeln und Anleitungen schließt sogar theoretisch den Fortschritt aus. Umgekehrt verlangt per Definition jede außerordentliche kreative Tätigkeit das Schaffen von etwas, was vorher nicht da war; darum konnte dieses Etwas bisher auch nicht beschrieben werden, und es konnte keine Regeln und Anleitungen geben, die zu dieser Kreation hätten führen können. Anders formuliert heißt das: Für eine wirklich neuartige Idee muß ein rebellischer Vorstoß gegen die bisherigen Grenzlinien gewagt, ein Verstoß gegen geltende Richtlinien unternommen werden.

Manchmal findet so ein Ausbruch aus den Einschränkungen bisherigen Wissens auch ungeplant statt; ein Beweis dieser These sind die unzähligen großen Entdeckungen, die auf einem Fehler oder Mißgeschick basieren. Solche „Fehler“ können dem braven und phantasielosen Wissenschaftler zum Erfolg verhelfen, die ganz Großen haben die Durchbrüche durch absichtliches mutiges Handeln provoziert.

Diese etwas absolut tönenden Behauptungen sind nicht so verallgemeinernd zu verstehen, daß innerhalb einer Ordnung gar keine Kreativität oder sogar kein Denken möglich sei. Selbstverständlich lassen auch Systeme mit Regeln noch Spielraum für Kreativität frei, z. B. die musikalischen Kontrapunktregeln, nach denen auch geniale Stücke entstanden sind. Aber erst das Mißachten dieser Regeln führte jeweils zu einer neuen Epoche.

Damit ist bereits ein weiteres Postulat angedeutet. Bis zu einem gewissen Grad besteht ein Zusammenhang zwischen der Größe der Rebellion und dem Grad der Novität. Es war sicher sehr rebellisch zu behaupten, daß die Masse der Materie variabel ist oder daß der Raum eigentlich auch krumm sein kann. Ohne den Mut, solche Gedanken überhaupt entstehen zu lassen, hätte aber keine Relativitätstheorie entwickelt werden können.

Der Zusammenhang zwischen Rebellion und Kreativität ist leider nicht nach Belieben umkehrbar. Es genügt nicht, ein auffälliger Rebell zu sein, um ein großes Genie zu werden. So eine Idee, könntet Ihr meinen, sei sowieso lächerlich, sie wurde und wird aber nicht selten ausprobiert. Offensichtlich wurde das Ablehnen von sturen Normen und die Freizügigkeit der Genies auch von verschiedenen anderen Anwärtern auf Ruhm beobachtet, was wiederum, insbesondere in der Kulturwelt, öfter zu Nachahmungsversuchen führte. Streber nach billiger Publizität haben öfter übersehen, daß bei wahren Genies die Großzügigkeit in äußerlichen Kleinigkeiten nur eine Begleiterscheinung der Freizügigkeit in tieferen Schichten ihres wissenschaftlichen Denkens oder künstlerischen Fühlens war. Ungewöhnliche Kleidung, Bohème-Verhalten und unorthodoxes Leben genügen zwar, einem echten Künstler äußerlich zu ähneln, sie genügen aber weiß Gott nicht, einem solchen auch zu gleichen.

Damit haben wir wieder einmal eine scheinbar nutzlose Sammlung von mehreren, in entgegengesetzte Richtungen zeigenden Anleitungen. Einerseits sollen wir das Rad nicht nochmals erfinden, andererseits müssen wir, wenn wir etwas Neues ins Leben rufen wollen, die Richtigkeit einiger ausgewählter oder gar aller Wahrheiten mutig anzweifeln. Anerzogener Gehorsam und übernommener Glaube versperren uns den Weg zum Neuen, das Querstehen und -denken als Selbstzweck geht aber unter Umständen als Schuß hinten hinaus.

Die Lösung dieses Dilemmas ist, wie üblich, denkbar einfach. Zum Schluß kommt es darauf an, wie Ihr mit einer Doktrin umgeht. Der Unterschied liegt meiner Meinung nach darin, ob Ihr eine Information als *eine* der möglichen Lösungen begreift oder als *die* Lösung schlechthin. Ihr werdet daraus folgern „So kann es gemacht werden“ oder der Vorstellung „So macht man es“ anhängen. Im ersten Fall wird sowohl die vorgeschlagene Handlung zugelassen wie auch deren Abänderung oder sogar eine Alternative erwogen. Im zweiten Fall gibt es eben nur die eine Möglichkeit, so ist es, und so wird gehandelt, fertig.

Ich laste unseren abendländischen Informationsverarbeitungssystemen an, daß sie oft eine Lösung, eine Weltanschauung oder einen Glauben eben nicht als eine der möglichen Wege präsentieren, sondern gleich als ein Dogma. Auf diesem Dogma basiert vielfach auch eine Ideologie, auf der dann noch eine soziale Struktur aufgebaut wird. Die Strategie der „behauptenden Informationsverbreitung“ hat sich etabliert und gehört zum Beispiel weitgehend auch zum Prinzip des Schulunterrichts.

Unantastbare und unveränderliche Wahrheiten haben auch eine hohe soziale Stellung. Für den Erfolg in der Geschäftswelt scheint es wichtiger zu sein, irgendwann einmal „recht gehabt zu haben“, als wiederholt richtig gedacht zu haben und sukzessive neue, bessere Lösungen zu produzieren.

Ich möchte Euch aber sehr empfehlen, alle geistigen Errungenschaften mit Ehrfurcht als Beweise der menschlichen Denkfähigkeit zu schätzen und aus dem Vorbild des dabei angewendeten Denkprozesses zu lernen, das Resultat aber immer als die Lösung zu betrachten, welche die einzigartige Kombination der beteiligten Menschen mit ihren momentanen Kenntnissen und unzähligen anderen spezifischen Bedingungen, die beim Entstehen dieser Lösung geherrscht haben, widerspiegelt.

Ein klassisches Beispiel der Konfrontation von Denken und Glauben sind die historischen kosmologischen Anschauungen. Ein Mensch, der jede Nacht sah, wie die Sterne im Meer verschwinden, nächste Nacht aber unbeschädigt und vollzählig wieder erscheinen, kam auf die bestechende Idee, die Sterne tauchten vielleicht nicht wirklich zischend ins Wasser, sondern kreisten, weit entfernt, um das Land und das Meer. Eigentlich eine recht kreative und im Vergleich zum damaligen Glauben neue Weltanschauung. Jetzt kommt es aber darauf an, wie ein anderer Mensch diese Idee aufnimmt. Er kann sich über des Rätsels Lösung freuen und es als ein Faktum in sein Gesetzbüchlein eingliedern. Sobald es dann mehrere Menschen mit dem gleichen Gesetzbüchlein gibt, kann dieses schnell den Charakter eines Parteiausweises annehmen.

Auch Ihr könnt die Idee mit den rotierenden Sternen oder anderen Euch umkreisenden Gegenständen und Menschen in Euer Glaubenssystem übernehmen oder eben nicht. Vielleicht könnt Ihr dann auch über die Rolle der direkten Sinneswahrnehmungen bei der Entstehung narzißtisch gefärbter Philosophien nachdenken oder Euch sogar überlegen, was in Eurem Leben fest ist, was als fest angenommen wird, obwohl es wirbelt, was im Zentrum zu stehen scheint, auch wenn es vielleicht an den Rand gehören würde etc.

Ihr findet sicher genug Gelegenheiten zum rebellischen Ablehnen vorgefertigter Regeln. Es reizt mich aber, Euch eine der vielen Applikationen vorzuschlagen, auch wenn ich dazu erst einen kleinen Abstecher in ein noch unerwähntes Gebiet machen muß.

Hierzu muß ich auch noch das neue Wort „Geisteswahrnehmung“ kreieren. Damit ist nicht die spiritistische Wahrnehmung eines Geistes gemeint, sondern die neue Fähigkeit, welche die Spezies Mensch erworben hat, nämlich mentale Inhalte wahrzunehmen und zu verstehen. Eigentlich könnte diese Fähigkeit als ein neues Sinnesorgan bezeichnet werden (dieses ist aber auf die Informationen der geläufigen fünf Sinne angewiesen).

Unsere bisher bekannten Sinnesorgane sind ja in der Lage, verschiedene Reizsignale aus der Umgebung in intern verwertbare Informationen zu verarbeiten. Sie sind dabei ihren Einschränkungen unterworfen, das Sehen und das Hören zum Beispiel, die nur gewisse Frequenzbereiche erfassen. Die eintretenden Signale können unter Umständen auch in falsche Informationen umgewandelt werden, wie bei verschiedenen Kategorien der Sinnestäuschungen.

Für das Aufnehmen und Verarbeiten von mentalen Informationen gilt nun die gleiche Definition wie für die „offiziellen“ Sinnesorgane. Auch hier werden Signale aus der Umgebung empfangen und zu innerlich brauchbaren Informationen verarbeitet. Die „Geisteswahrnehmung“ ist auch ähnlichen Einschränkungen unterworfen wie die anderen Sinne und könnte darum als der sechste oder sogar siebte Sinn des Menschen bezeichnet werden. So wie wir auf Licht, Geräusch, Geruch, Geschmack und Berührung reagieren, empfangen und verarbeiten wir auch verbale und nonverbale Kommunikation, wie etwa Mitteilungen, Anleitungen, Befehle und ähnliches.

Soweit ist die mentale Wahrnehmung den physikalischen Sinneseindrücken ähnlich. Zwischen beiden gibt es aber auch gravierende Unterschiede. Die physikalischen Erscheinungen bieten ihre Information nur neutral an. Ein Gipsei kann wohl versuchen, wie ein echtes Ei auszuschauen. Es täuscht mich wohl, aber manipuliert mich nicht, geschweige denn, daß es mich dazu zwingen könnte, mir an ihm meine Zähne auszubeißen. Demgegenüber kann sich ein Gauner nicht nur selber zum Volksführer deklarieren, er wird mich zudem massiv unter Druck setzen, damit ich ihn als solchen anerkenne. Wenn ich ihm seine Berufung zum Nationalhelden hartnäckig abzusprechen versuche, kann er mich sogar einsperren. Ein Ei unterzieht sich weiterhin freiwillig allen beliebigen Zusatzprüfungen, ich kann seine Echtheit mit Hilfe seines Gewichtes oder seiner Festigkeit untersuchen, ich kann bei ihm sogar eine Inhaltskontrolle durchführen. Ein Versuch, die Führer den sinngemäß analogen Prüfungen zu unterziehen, stößt in der Regel auf verbissenen Widerstand.

Jetzt kann ich einen Lehrsatz formulieren: „Nicht nur Sinneswahrnehmungen, sondern auch Geisteswahrnehmungen machen Aussagen über eine Wahrheit, welche selber aber nie die Wahrheit selbst sind. Die Möglichkeit einer Wahrnehmungstäuschung ist bei den mentalen Quellen größer und ihre Überprüfung schwieriger als bei den physiologischen Sinnesorganen. Um so mehr müßten wir uns befleißigen, die eingehenden Wahrnehmungen des Geistes systematisch und objektiv strengen Kontrollen zu unterziehen.“

Es würde mich übrigens freuen, wenn Ihr Eure erste Übung gleich bei den Briefen, die Ihr soeben lest, anfangen würdet. Alles Gelesene kann eine Wahrheit, eine gute Anleitung oder eine korrekte Hypothese sein, muß es aber nicht. Ich hoffe, Eure Briefe an Eure Kinder werden entsprechend besser sein.

Vielleicht sollten wir auch lernen, mit dieser neuen Fähigkeit der mentalen Wahrnehmungen richtig umzugehen. Bei den anderen Sinnesorganen sind wir offensichtlich in der Wertung der Zuverlässigkeit von eingehenden Informationen recht gut geübt. Wir wähen den aus der Entfernung von hundert Meter beobachteten kleinen braunen Fleck wohl gerne als den gesuchten Steinpilz, glauben aber der Meldung der Augen noch lange nicht ganz. Es ist für uns selbstverständlich, schwache oder unklare Signale nicht „blind“ zu akzeptieren, sondern sie weiter zu prüfen. Der Steinpilz wird also erst dann als solcher akzeptiert und mit Stolz zuoberst im Korb plaziert, wenn er, aus der Nähe betrachtet, in allen Einzelheiten bezüglich Farbe, Größe, Form, Geruch und Spezialmerkmalen keinen Zweifel an seiner Echtheit aufkommen läßt. Genau das gleiche sollten wir aber auch mit den eingehenden geistigen

Wahrnehmungen tun, und das mit einer Sorgfalt, die der Wichtigkeit der Information angemessen ist. Macht Ihr das? Tun wir das?

Da fällt mir eine weitere Besonderheit der mentalen Informationen auf. Bei den üblichen Sinneswahrnehmungen entsteht eine Unsicherheit vor allem bei schwachen Signalen, wie zum Beispiel beim Versuch, ein leise geführtes Gespräch aus der Ferne zu verfolgen. Bei den Geisteswahrnehmungen ist es oft genau umgekehrt. In unserer heutigen Gesellschaft sind gerade die Nachrichten, Behauptungen oder Ideologien, die besonders laut proklamiert werden, besonders verdächtig und bedürfen einer kritischen Überprüfung. Einige echte Quellen der Weisheit, wie die Werke großer Denker oder die Ansichten vieler gesund denkender Menschen sind im Gedröhn der Reklamen und hochstaplerischen Ideologien fast nicht mehr zu hören.

Ein anderes Problem treffen wir an, wenn wir es mit den Mentalwahrnehmungen und dem Informationsfluß in bürokratischen Systemen zu tun bekommen. Dort besteht nämlich die besondere Gefahr einer Verzerrung der Informationen, weil sich in ihre Übertragung zusätzliche, oft individuell gefärbte Motivationen einschleichen. Ein krasses Beispiel sind die Propagandanachrichten diktatorischer Staatssysteme. Aber auch im scheinbar harmlosen Klima eines Großbetriebes können mit oder ohne Absicht verschiedenartige „Neuformulierungen“ von Tatsachen stattfinden. Es ist hier unter Umständen wieder einmal ein rebellisches Verhalten vonnöten, wenn Ihr zu einer bereinigten Kenntnis vordringen wollt.

Der Besitz bestimmter Informationen ist nämlich zu einem neuartigen Statussymbol geworden. Verwechseln wir das nicht mit Wissen im ursprünglichen Sinne des Wortes. Die hierarchisch höheren Bürokraten verfügen selten über mehr Fachkenntnisse oder größere Weisheit als ihre Untergebenen. Es handelt sich nicht einmal um Informationen, die sie für sich behalten möchten, so wie es bei allen bisherigen „Größensymbolen“, wie Sklaven oder Geld, der Fall war. Das ist eigentlich logisch; denn man kann den Besitz einer Information nur glaubhaft behaupten, wenn man ihn enthüllt. Der hierarchische Rang wird also nach dem Kriterium beurteilt, wer was zuerst weiß und es wem weitersagt. Der „Mächtigere“ weiß also früher von der bevorstehenden Neuorganisation (neue Festlegung der Hackordnung) als der weniger mächtige.

Deshalb verlaufen Informationskanäle entlang den Rangordnungen. Wenn also ein Mensch in der zwölften Reihe der Hackordnung eine von ihm beobachtete Tatsache weiterverbreiten will, muß er in der Regel seinen Bericht zuerst dem in der elften Schicht „Hackenden“ vorlegen. In vielen Fällen gibt sich dieser mit dem Einziehen des Zolls seiner Machtposition in Form des wohlwollenden Gewährens seines Visums und einigen unbedeutenden Formulierungskorrekturen zufrieden. Wenn er aber vermutet, diese Information könnte in einem Zusammenhang mit seinen Interessen stehen, formt er sie auf eine solche Art um, daß seine Ziele besser erreicht werden. Das primäre Interesse eines Mitglieds einer bürokratischen Hierarchie ist in der Regel die Festigung oder Verbesserung seiner Position. In jeder Stufe entlang eines Dienstweges kann die Wahrheit somit eine leichte Modifikation erfahren, bis sie zum Schluß das wird, was sich die oberste Geschäftsleitung bekanntlich wünscht. Es wird behauptet, daß einige gekrönte (oder mit anderen bedeutungsschweren Hüten versehene) Häupter tatsächlich über viele unmenschliche Zustände ihres Volkes nie etwas erfahren haben. Die Klage von unten wurde so oft „besser formuliert“, bis daraus das erwartete Lob des Herrn entstanden ist.

Wenn eine Frage an ein bürokratisches System gestellt wird, muß die Information die „Geisterbahn“ oft zweimal absolvieren. Den Dienstvorschriften zufolge müssen die Auskunftsbegehren oben eingespeist werden. Die Frage wird vom Vorsteher entgegengenommen und gemäß seinen Fähigkeiten, sie überhaupt zu verstehen, über weitere Stufen geleitet, bis sie zum Menschen kommt, der sie beantworten soll (und kann). Es wäre interessant zu überprüfen, ob die Frage in ihrer neuen Form vom Fragenden immer noch erkannt würde. Anschließend wird die Antwort durch die vorher skizzierten Stationen nochmals „passiert“ und taucht als die angeblich gewünschte Information oben auf.

Weiter gehört zu den (gestörten) Gepflogenheiten der bürokratischen Hierarchien, daß ein Mitglied des Systems weitgehend nur mit anderen Mitgliedern direkt kommuniziert, die etwa auf der gleichen Staturebene stehen wie er selbst. Eine Auskunft bei den tieferen Schichten zu holen könnte bereits einen Imageverlust mit sich bringen.

Mein Rat ist hier einfach: Fragt möglichst die Menschen und nicht das System. Faßt Mut zum Brechen der falschen Gewohnheiten und geht mit der Frage direkt zu dem Menschen, der sie am besten beantworten kann. Bei den konkreten Angelegenheiten wird es eher der Handwerker, Laborant, Straßenkehrer oder Techniker sein, der die betreffende Arbeit selber durchführt, als die Schar seiner Manager.

Wenn Ihr wissen wollt, ob ein Apfel eßbar ist, könnt Ihr ihn einem anderen Menschen aufhängen und seine Mienen, Reaktionen, Aussagen, ein eventuelles Ausspucken oder andere Aussonderungen – ich hoffe, ich werde nicht unappetitlich – untersuchen. Diese Strategie entspricht einer offiziellen Anfrage an ein bürokratisches System. Ihr könnt aber den Apfel auch selber kosten.

Wenn Ihr also in einer fast beliebigen Hierarchie die echten Wahrheiten auf dem direkten Weg erfahren wollt, werdet Ihr nicht selten von den eingebürgerten Gepflogenheiten abweichen müssen.

Guten Appetit und viele fruchtbare Rebellionen.

BESONDERS ERNSTES SECHSTES KAPITEL

oder kann Frieden militärisch gesichert werden?

„Unsere Soldaten sind Helden, die uns in der Vergangenheit oft gerettet haben und uns den Frieden sichern. Zu ihrer Ehre sollen wir die siegreichen Schlachten auch feiern. Unsere Armee muß größer und stärker sein als diejenige der Feinde.“

„Der letzte und gefährlichste Feind des Menschen ist der Soldat. Soldaten werden zum Zerstören und Töten ausgebildet. Für das Gemetzel in Schlachten der Vergangenheit sollten wir uns eher schämen, als es zu feiern. Es wurden durch Waffen mehr Menschen umgebracht als gerettet.“

In den hitzigen Diskussionen zu diesem Thema kann man sowohl beide dieser extremen Anschauungen wie auch alle Zwischenstufen antreffen. Redner, welche ihre Meinungen derart vehement formulieren, vermögen aber ihre Gegner praktisch nie zu überzeugen.

Hiermit beichte ich, daß ich auch einmal zu der ersten und später zu der zweiten Gruppe gehörte. Heute tendiere ich eher zu der Meinung, daß weder die eine noch die andere Behauptung richtig ist und das Problem anderswo liegt.

Zum Einstieg in dieses empfindliche Thema möchte ich bei zwei Eurer Erinnerungen (falls Ihr sie nicht vergessen habt) anknüpfen: Die erste ist die Bewunderung optischer Täuschungen, speziell das Gebiet der Bilder, die zwei verschiedene Interpretationen ermöglichen. Wir haben uns über eine Zeichnung amüsiert, welche wahlweise entweder eine hübsche Frau oder eine häßliche Hexe darstellte, je nachdem, was uns soeben gelungen ist zu sehen. Als Gipfel fanden wir die Zeichnung von M. C. Escher, auf der entweder Engel oder Teufel herumswirrten. Interessant war, daß es uns nie gelungen ist, beide „Inhalte“ gleichzeitig zu sehen. Nicht einmal die Kenntnis und die Erinnerung an beide Bilder hat geholfen, sie übereinanderzulegen. In dem Moment, wenn wir die Linien des einen Bildes erfaßt haben, ist das andere Bild verschwunden.

Die zweite Erinnerung führt uns nach London in das Kriegsmarinemuseum. Im Ausstellungsraum haben wir viele Details der Seeschlachten aus dem Zweiten Weltkrieg verfolgen können. Da es sich um erfolgreiche Kämpfe gegen die bösen Nazis handelte, brach bei Euch schnell eine Begeisterung aus. Lange Listen der beteiligten Schiffe, eine unglaubliche Anzahl Kanonen auf beiden Seiten, raffinierte Strategien und zum Schluß der große Sieg, ein riesiges Schiff des Feindes wurde zerstört, das alles machte auf uns einen tiefen Eindruck. Eure Augen funkelten vor Stolz und Begeisterung, als ob Ihr Euch am liebsten auch an solchen Heldentaten beteiligen würdet.

Die Vorführung ging dann weiter, ein netter junger Offizier erläuterte uns auf dem Oberdeck eines Kriegsschiffes die Ausgeklügeltheit der Waffen. Auch wenn es sich eigentlich um ein veraltetes Museumsschiff handelte, uns Laien kam es immer noch wie ein Wunderwerk der Technik vor. Wie raffiniert waren die präzisen Zielinstrumente und wie ungeheuer groß die Kanonen! Sie konnten über eine unglaubliche Distanz sehr genau schießen. Aber auch die Besatzung war wichtig! Die Marinesoldaten mußten schnell und genau alle Befehle ausführen und die Waffen bedienen. Wenn wir auf unserem Schiff schnell und präzise handeln, dann werden wir durch dieses lichtstarke Fernglas an der Stelle des winzigen Punktes in der Zielposition einen Blitz, eine hohe Wassersäule und später eine schwarze Rauchfahne se-

hen. Wir haben sie getroffen! Bei Euch war die Reaktion eindeutig: Wir müssen schneller, präziser und stärker sein als der Feind. Die Bewunderung steigerte sich ständig, bald hätte uns der Offizier als freiwillige Kämpfer anwerben können.

Er war aber in seiner Schilderung der Realität gerecht und beschrieb auch die Notwendigkeit, schneller und präziser zu sein als unsere Gegner. Schließlich war ja damit zu rechnen, daß das feindliche Schiff ähnlich ausgerüstet sei wie das unsrige, ähnliche Kanonen auf uns gerichtet sind und die feindlichen Soldaten ähnlich ausgebildet sind wie wir selbst. Der Offizier beschrieb vorsichtigerweise die andere Möglichkeit nicht, daß der Feind nämlich schneller war als wir und nun von unseren sterblichen Körpern nur noch die toten Reste übrigblieben.

Bei mir ist aber in diesem Moment etwas passiert, was ich dann in solchen Zusammenhängen öfter erlebt habe. Das Bild ist gekippt, plötzlich habe ich die Situation aus einem ganz anderen Blickwinkel gesehen. Statt der jungen Frau war die häßliche Hexe da, und statt Engel flogen auf dem gleichen Bild die Teufel. Ich habe nicht nur uns, unseren jungen, netten, fähigen Offizier, unser herrliches Schiff und unsere mächtigen Kanonen gesehen, sondern auch die mehr oder weniger gleiche Besatzung auf dem anderen Schiff. Ihr Offizier war wahrscheinlich auch jung und nett, vielleicht hatte er Kinder wie ich, war auch von seinem Schiff begeistert und ebenso von seiner Mission überzeugt.

Als auf diese Weise die „Feinde“, welche aus der Ferne im Fernglas nur als ein kleiner Punkt zu erkennen waren, in die Nähe rückten, wurde schnell deutlich, daß sie nicht nur ähnliche Waffen und eine ähnliche militärische Ausbildung besaßen, sie waren als Menschen von uns eigentlich überhaupt nicht zu unterscheiden. Sollten zum Beispiel die Eltern dieser beiden Offiziere nach ihrer Hochzeit in das jeweils andere Land emigriert sein, stünden sich möglicherweise diese zwei wieder gegenüber, diesmal einfach auf dem anderen Schiff und würden versuchen, ihr eigenes Spiegelbild mit vorbildlicher Überzeugung zu vernichten. Wir haben also weder auf blutdürstige Aliens vom Mars noch auf fehlgeleitete Cyborgs gezielt. Der einzige Unterschied zwischen uns und dem Gegenüber war zum Schluß bloß die Fahne oben auf dem Mast, die verschiedene politische Meinungen unserer Anführer oder verschiedene Ansprüche unserer Länder repräsentierte.

Und der ganze Schrecken der langen kriegerischen Vergangenheit kam über mich. Wie viele Millionen meistens junge, meistens nette Menschen haben sich in der Geschichte der Kriege gegenübergestanden und versucht, sich gegenseitig umzubringen! Wie ähnlich waren sie sich dabei! Ihre Anführer steckten sie zwar in verschiedenfarbige Uniformen und erzählten ihnen, wie böse die Feinde seien, die kämpfenden Menschen waren sich trotzdem auch in ihrer Einstellung zum Leben, zur Liebe und zur Arbeit sehr, sehr ähnlich. So kamen sie denn selber auch selten auf die Idee, Krieg zu führen.

Das Bild „kippte“, aber auf eine komplexere Art als die Umwandlung einer Schönheit in eine Hexe. Der Reihe nach hat zuerst der Offizier auf dem „feindlichen“ Schiff und seine Besatzung die Teufelsgestalt verloren. Er ist für uns zwar nicht zu einem Helden geworden, die Feststellung drängte sich aber auf, daß er durchaus eine Begeisterung in einem anderen Land in unseren eigenen Spiegelbildern hervorrufen könnte. Als Folge hat auch die Heldenaura unseres Offiziers etwas gelitten, weil der Nachweis des bösen Feindes fehlte. Zum Teufel ist aber auch er nicht geworden.

In dem neu gekippten Bild haben sich nicht die Menschen verändert, sondern der Hintergrund. Genau so wie wir Eschers Bild mit den weißen Engeln und schwarzen Teufeln wahlweise auf eine weiße oder schwarze Fläche projizieren, können wir auch die Schablone des Offiziers in beliebiges Licht getaucht sehen. Dadurch könnten wir sogar das erreichen, was bei der Betrachtung der „neutral“ präsentierten Bilder schwierig war, daß sich nämlich die jeweils gewünschte Deutung durchsetzt. Die Beschaffenheit des Hintergrunds läßt von alleine eine Variante desselben Bildes in den Vordergrund hervortreten. Der Hintergrund, vor dem wir unsere Vergangenheit oft betrachten, ist die Einstellung zum Krieg, zum Kämpfen,

zu Waffen, kombiniert mit der mehr oder weniger wahrheitsgetreuen Propaganda der Politiker, Befehlshaber und anderer Führer.

Das eine Bild der Londoner Szene – übertragen auf unsere Nation selbstverständlich – wäre eine beeindruckende militärische Einrichtung, ein Produkt unseres Landes, bedient durch unsere besten Männer, der Stolz und der Schutz unserer Heimat. Dieses Bild kommt am besten zum Vorschein vor dem Hintergrund skrupelloser Feinde, unserer glorreichen Vergangenheit, unserem Recht auf die bestehenden Landesgrenzen (gemäß unseren Geschichtsbüchern müßte man sie vielleicht sogar noch ein Stück weiter ziehen) und unserer Pflicht, uns zu schützen.

Auf dem gekippten Bild der gleichen Szene sind zwei in menschlicher Hinsicht identische Gruppen von Soldaten, die durch politische, wirtschaftliche oder militärische Aktionen in eine Situation gebracht wurden, in der sie versuchen, sich gegenseitig so schnell wie möglich umzubringen. Über den Menschen auf der Gegenseite wissen sie nichts, die Wahrscheinlichkeit, daß er blutrünstig ist und aus eigenem Antrieb nach unserer Vernichtung trachtet, ist eigentlich verschwindend klein. Vor einem neutralen Hintergrund könnte er ein guter Freund sein. Er muß aber in eine hohe Wassersäule und eine schwarze Rauchwolke verwandelt werden. Wenn wir nun den Hintergrund dieser Szene als Mischung aus pathologischer Machtgier der kranken Alexander, falsch verdrahteten Hitler, unfähigen Politiker, nur nach Gewinn strebenden Wirtschaftskapitäne und militanten Offiziere erkennen, erscheint der Heroismus der Helden, die Bewunderung der Waffen und der ganze militärische Stolz als eine einzige sinnlose Tragödie. Meine Behauptung ist nun, daß ein solcher Hintergrund bei jeder kriegerischen Auseinandersetzung mindestens auf einer der beiden Seiten vorhanden ist. Somit bekommt sogar ein „garantiert gerechter Sieg“ den Beigeschmack einer Situation, in der wir dazu gezwungen wurden, unzählige schuldlose Menschen umzubringen. Deshalb denke ich, daß es richtig wäre, wenn wir außer Dankbarkeit unseren Offizieren, unseren Soldaten und unseren Waffen gegenüber auch Bedauern ausdrücken würden, daß wir überhaupt kämpfen und töten mußten.

In unserem zweiten Bild sind unsere Helden als Menschen gleichgeblieben. Sie waren oder sind tapfer. Viele meinten, ihr Blut für uns vergossen zu haben, und wären dazu auch heute noch bereit. Das Schiff mit den Kanonen ist immer noch ein stolzes Wunderwerk der Technik, unser Offizier bleibt nett, fähig und bereit, sein Leben für unsere Heimat zu opfern. Aber vor dem richtigen Hintergrund wird sichtbar, daß diese Art Heroismus in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit allen seinen edlen Zügen nur durch verwerfliche, pathogene und unmenschliche Handlungen zustande gekommen ist. Die Heldentaten und Opfer auf beiden Seiten bleiben real, sie wurden aber den Beteiligten ohne Sinn aufgezwungen.

Somit wären wir wieder einmal beim Thema, daß es Individuen gibt, die irgendetwas davon zu haben glauben, wenn sie ihre Machtansprüche durch Militarismus, Völkerhetze und Kriegsstiftung befriedigen. (Leider führt diese Art Ersatzbefriedigung zu echtem Leid der anderen.) Darüber war in diesen Briefen schon genug die Rede. Langsam müßten wir uns fragen, was nun? Wenn von allen diesen sinnlosen Tragödien nur ein paar Gestörte profitieren, und auch das nicht wirklich, warum sollten sich junge, nette Offiziere und ihre Soldaten weiterhin gegenseitig ermorden?

Eine logische Antwort wäre, die Minderheit der pathologischen Mutanten zu eliminieren, damit die gesunde Mehrheit zufrieden leben könnte. Ich schlage nicht vor, sie umzubringen, man müßte sie nur rechtzeitig als solche erkennen und dann so „aufbewahren“, daß sie die Welt nicht bedrohen könnten. Leider ist diese logische Handlung der Menschheit in den letzten Jahrtausenden nicht gelungen. (Oder aber, und das scheint das Schicksal vieler positiver, präventiver Maßnahmen zu sein, gerade der Erfolg der Maßnahme führt dazu, daß sie unerkannt bleibt.)

Die nächste Möglichkeit wäre, daß wir, ich, Ihr, nette junge Offiziere und alle normalen und gesunden Menschen gegen den verheerenden Einfluß der kranken Machtstreber immun werden. Und das könnte uns gelingen!

Zurückkommend auf die Allegorien mit den doppelten Bildern, liegt das Problem in dem falschen Hintergrund, den wir uns aufzwingen ließen und den wir nun selbst aufrechterhalten. Bei der Trauer um unsere gefallenen Helden, bei der Feier unserer Siege und bei der Bewunderung unserer Stärke und unserer Waffen versäumen wir, uns ständig zu vergegenwärtigen, warum unsere Väter getötet wurden, warum wir selber getötet haben und warum wir die Milliarden, die wir so dringend benötigen, in Kanonen „verschießen“.

Aus dieser Perspektive können wir jede Einstellung zu Fragen von Krieg und Frieden neu betrachten. Dies möchte ich sehr behutsam und neutral versuchen, schon darum, weil ich heute zu keiner Gruppe der anfangs erwähnten Meinungsvertreter mehr gehöre. Briefe in die Zukunft brauchen manchmal länger, bis sie ankommen, und vielleicht seid Ihr inzwischen selber Offiziere oder aktive Antimilitaristen. Ich lade Euch ein, verschiedene Facetten des Themas „Krieg und Frieden“ gemeinsam zu betrachten und jeweils die Projektionsfläche im Hintergrund des Bildes zu wechseln.

Solltet Ihr hohe Politiker oder Generäle sein, dann könntet Ihr es als Eure Aufgabe betrachten, die Verteidigung unseres Landes zu sichern. Das bedeutet eine starke, modern ausgerüstete Armee, die allen potentiellen Feinden überlegen ist, aufrechtzuerhalten. Mit der Fahne „militärische Pflichten und Ehren“ als Hintergrund würdet Ihr am Ende Eurer Karriere vielleicht zufrieden zurückblicken, wenn es Euch gelungen ist, unsere Armee ständig modern und stark auszurüsten.

Dadurch habt Ihr allerdings Euren Nachkommen die Erde mit einem weiter gestiegenen „Overkill“ überlassen. Die Frage ist dann nicht, ob Ihr erfolgreich eine genügend große Armee durchgesetzt habt, sondern ob es wirklich keine Möglichkeit gab, sie kleiner zu halten. Vor dem Hintergrund, daß jede Waffe und jeder Soldat, gerecht oder ungerecht, nur aus bedauerlichen Gründen hier ist oder hier sein muß, habt Ihr mit jedem Körnchen Schießpulver zu viel eigentlich versagt.

Die Strategie des „Friedens durch Überlegenheit“ hat nämlich noch einen weiteren Haken. Ähnlich wie die kämpfenden Soldaten auf den Schiffen, ist uns auch unser Spiegelbild, der hohe Offizier auf der „feindlichen“ Seite, sehr ähnlich. Auch er möchte für sein Land eine gesicherte Zukunft, sprich eine Armee, die der unseren überlegen ist, aufrechterhalten. Das müssen wir eigentlich gut verstehen. Stellt Euch vor, wir wären in der Situation des Schwächeren. Wäre es nicht unsere Pflicht, den potentiellen Gegner, der ständig neue und wirksamere Waffen entwickelt und eine große Armee hält, zu überholen? Aus dieser Sicht ist es illusorisch zu erwarten, daß zuerst die unterlegenen Länder ihr Militärpotential reduzieren. Länder, die am wenigsten bedroht sind und trotzdem über eine überdimensionierte Armee verfügen, müßten mit der Reduktion des Wahnsinns anfangen. Wenn sie es nicht tun, haben ihre Politiker und hohen Offiziere versagt.

Der Hintergrund, vor dem wir unser Bild der Welt projiziert sehen, wird übrigens auch durch Kunstwerke aus den Bereichen Literatur und Film mitgestaltet. Ich nehme es einigen Autoren und Regisseuren übel, wenn ihre Werke die Ziele der Kriegsstifter unterstützen. Ein Kriegsfilm, der auf der trivialen Ebene von bösen Feinden und unseren Helden operiert, ist nicht nur billig, sondern konditioniert zudem das Volk für den nächsten potentiellen Einsatz (wobei bei jedem Krieg mindestens eine Seite sinnlos handelt). Sogar künstlerisch hochstehende Filme, die das Dilemma eines zuerst friedlichen Menschen zeigen, dem sukzessive seine Frau, Kinder, Freunde und Eltern vom Feind brutal mißhandelt werden, bis er selbst zur Waffe greift und sich an dem Gemetzel beteiligt, festigen nur die Prägung, daß es nicht anders geht. Für meinen Geschmack gibt es zu wenig Kunstwerke, die den enormen Kontrast zwischen dem edlen Handeln der Helden und den gemeinen Gründen, warum sie ihr Leben riskiert oder verloren haben, hervorhebt.

Als nächstes hoffe ich, daß Ihr nicht als bewaffnete Soldaten zum Einsatz kommt, gerecht oder ungerecht. In diesen Briefen habe ich meistens die machtgerigen Mutanten an der Spitze als die Haupturheber des Bösen angeprangert. Wir dürfen aber auch die Labilität der einzelnen Soldaten im kriegerischen Machtgefälle nicht außer acht lassen. In gestörten Verhältnissen des Krieges und mit einer Schußwaffe in der Hand, die ihnen eine enorme Scheinüberlegenheit vermittelt, können Menschen mit latentem Machtsyndrom offensichtlich zu Bestien werden.

Diese Tatsache ist ernster, als wir es wahrhaben wollen. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben wir uns fleißig bemüht, sämtliches unmenschliche Verhalten den bösen Nazis zuzuschreiben. Laut zur Zeit veröffentlichten Zeitungsberichten haben aber serbische Soldaten wehrlose Männer massakriert und ihre Frauen vergewaltigt. Es gab auch tschechische Wächter in den Konzentrationslagern, die politische Häftlinge freiwillig gefoltert haben, afrikanische „Befreiungskämpfer“, die aus Rache den Kindern der Gegner Hände abgehauen haben, überhaupt ist die Liste der Menschen, die zu aktiven bewaffneten Bestien geworden sind, fast endlos und keineswegs auf ein Land, eine Zeitepoche, eine Rasse, einen Glauben oder sonstwas beschränkt.

Das ist sicher schlimm, noch schlimmer ist aber unsere Tendenz, die scheinbar „andere“ Situation im Krieg zu akzeptieren. Die Vorstellung, die Kriegsmoral unterliege anderen Gesetzen als die Zivilmoral, ist falsch. Sie bildet den falschen Hintergrund und zwingt uns so eine falsche Deutung der Bilder, sprich unserer Wahrnehmung der Realität, auf. Wenn ein ziviler Mensch heute in unserem Land andere Menschen fesseln, foltern und dann erschießen würde, anschließend noch Frauen vor den Augen ihrer Kinder vergewaltigen würde, wären wir zutiefst empört, und unsere Zeitungen wären für Tage mit dem Ereignis gefüllt. Der Täter würde zweifellos als eine der abscheulichsten Kreaturen aller Zeiten angesehen und behandelt werden. Der serbische Soldat – und der tschechische Wächter, der afrikanische Befreiungskämpfer etc. –, der ähnlich handelt, unterscheidet sich von eben dieser abscheulichsten Kreatur aller Zeiten nur dadurch, daß er in einer Uniform und in einer Kriegssituation steckt. Sind wir wirklich bereit, der Kriegsmoral und den „Kriegern“ einen solchen Sonderstatus zu gewähren?

Als Gegensatz zu der absurden Toleranz den Kriegshandlungen gegenüber möchte ich die Geschehnisse vor einen anderen Hintergrund stellen. Dieser ließe eher das Bild erscheinen, daß die Kriegssituation als solche bereits unmenschlich ist, abgesehen davon, ob wir uns im Recht zu sein wähnen oder nicht. Eine Uniform verleiht den Soldaten keinen Freipaß für pathologische Handlungen und dürfte auch keine Immunität gegenüber einem Zivilgericht mit sich bringen. Die Militärs pflegen über ein eigenes Militärgericht zu verfügen. Diese Institution ist vor allem als Abschreckungsmittel gegen Menschen bekannt, die nicht eifrig genug ihren militärischen „Pflichten“ nachkommen. Ich fände es wichtiger, daß alle militärischen Personen sich vor einem Zivilgericht für alle Taten zu verantworten hätten, die sie in Uniform begangen haben.

Vielleicht findet ihr mein Ereifern über Kriegsstifter und bewaffnete Bestien nutzlos. Es ist genügend bekannt, wir lesen darüber mehr, als wir manchmal ertragen können und fühlen uns sowieso machtlos. Anhand dieser krassen Beispiele wollte ich Euch die Folgen der weitverbreiteten, aber meistens nur unterschwellig wahrgenommenen Einstellung zu diesen Fragen vermitteln. Diese ist nämlich weitgehend ein kulturelles Gemeingut, wir teilen es mit hohen Politikern, wir prägen es unseren jungen Männern ein, wir lassen bereits unsere Kinder mit einer vorgefertigten Projektionsfläche im Hintergrund aufwachsen. Wenn es uns gelingt, die allgemein akzeptierte Einstellung zu verändern, wird dies einen Einfluß ausüben auf alle, auch auf Menschen in Schlüsselpositionen oder in außerordentlichen Konfliktsituationen.

Wieso verbreitet sich eigentlich diese Projektionsfläche, die einen falschen Militarismus unterstützt, den Soldaten das Gefühl von einem Sonderstatus vermittelt, das Phänomen Kampf und Krieg verherrlicht und uns alle dazu manipuliert, es zu akzeptieren?

Anstatt einer Antwort greife ich zu einer Allegorie. Das ganze Phänomen Krieg ist wie eine Pflanze mit giftigen Früchten. Die Pflanze selbst besteht ansonsten aus harmlosen Wurzeln und lieblichen Blättern, die Früchte aber sind gefährlich. Wir lehnen die Früchte ab, pflegen aber die Pflanze. Die Früchte sind die Kriege und die Massaker, die scheinbar harmlosen Wurzeln und Blätter sind unser falscher Nationalismus, falscher Militärstolz, die falsche Verarbeitung unserer Vergangenheit und unsere falsche Einstellung zum Krieg.

Die Pflanze haben wir von unseren Ahnen geerbt, und wenn wir die Früchte vermeiden wollen, müssen wir uns, manchmal vielleicht auf schmerzhaft Weise, von gewissen Aspekten der Pflanze trennen. Offensichtlich ist das nicht leicht, sonst wären wir heute auf dem Weg zum Frieden schon viel weiter. Vielleicht wird es Euch helfen, wenn ich mit der typischen provokativen Übertreibung dieser Briefe auch einige Situationen aus unserem täglichen Leben glossiere. Sicher laufe ich dabei Gefahr, jemanden zu verletzen, und kann hierzu nur beteuern, daß ich das bedauern würde. Wenn Ihr aber in meinen Übertreibungen ein Körnchen Wahrheit gefunden habt, hat sich das Risiko gelohnt. Frei nach Nietzsche sind unsere Ansichten bekanntlich die Werturteile unserer Großeltern. Haltet die Luft an und taucht mit mir ein in die Unterwasserlandschaft der internalisierten Vorstellungen. Um eine ungehinderte Sicht zu erhalten, tauschen wir die Tauchglocke unserer Vorväter gegen eine moderne Tauchbrille aus.

Beginnen wir mit dem Thema der tendenziösen Geschichtsschreibung. Alexander der Große wurde bereits im Vorwort aufs Korn genommen. Wir prägen den Kindern die Projektionsfläche ein, in der historische Figuren nach ihren Expansionserfolgen bewertet werden. Pharaonen und Könige wurden als „groß“ dargestellt, wenn sie gesiegt und viele Länder annektiert haben. Manchmal wird noch erwähnt, daß sie auch die Kunst der Töpferei und neue Zwetschgensorten eingeführt haben.

Anstatt einer blinden Bewunderung der Sieger müßten wir ihre Taten vor einer Projektionsfläche betrachten, die das positive Element wohl anerkennt, aber auch die angewandten Mittel beurteilt. Hinter dem Heer von Alexander lagen Leichen, geplünderte Dörfer und jede Menge Elend. Wenn wir seine positiven Taten hervorheben, müßten wir auch mit aller Deutlichkeit festhalten, daß er als Staatsmann, Politiker und Führer einer Nation versagte. Er vermochte seine Ziele (falls sie edel waren) nicht anders als durch kriegerische Massaker zu erreichen. Daß er den Krieg mehr, länger oder besser führen konnte als seine Gegner (im Klartext gesprochen, seine Untertanen hierzu erfolgreicher gezwungen hat), ist eigentlich kaum der Anerkennung wert.

Übrigens wäre es auch interessant zu schauen, mit welchen Mitteln die kriegsunterstützten Projektionsflächen bemalt wurden. Bekanntlich war und ist eine der zuverlässigsten Farben dabei der Nationalismus und der Rückbezug auf Heimat, die uns als Erbe unserer Väter gehört. Leider haben unsere Väter und Großväter so oft Länder gewonnen, zurückgewonnen, erobert und wieder verloren, daß es heute für jeden Quadratmeter Land nicht nur einen, sondern gleich mehrere „legale Besitzer“ gibt, die ihren Anspruch historisch beweisen können. Somit könnten die Nachfolger der Schweden, Türken, Tataren, Römer, Engländer, Hunnen und praktisch aller anderen Völker ein beliebiges Gebiet zum Erbe ihrer Ahnen erklären. Allerdings könnte ein solcher Anspruch auch auf ihr jetziges Land geltend gemacht werden. Wenn zum Beispiel die chinesische Armee den Überfall von Tibet mit Argumenten über die Weltverteilung vor einem halben Jahrtausend zu tarnen versucht, müßte sie auch damit einverstanden sein, wenn Nachkommen anderer Völker ihr Land für sich beanspruchen würden.

Wenn es so weitergeht, gehört bald alles allen und somit auch niemandem etwas. Ich finde, daß wir die Projektionsfahnen unserer Ahnen auswechseln müssen mit der Feststellung, daß wir alle genetisch von gleichen Urahnen abstammen. Die Feinde, aus deren Klauen wir die uns früher gehörenden Gebiete befreien sollen, sind unsere Verwandten, und wenn wir über

sie keine Macht auszuüben versuchen, können wir mit ihnen und neben ihnen zufrieden leben.

Übrigens machen in dieser Hinsicht auch die siegreichen Mächte nach dem Zweiten Weltkrieg in meinen Augen keine besonders gute Figur. Sie haben wohl das von Hitler initiierte und um sich greifende Böse besiegt. Daß sie aber Teile der besiegten Nationen annektiert haben, entspricht eigentlich eher der Handlungsweise der Aggressoren. Die meisten Menschen der „umverteilten Gebiete“, die statt ihrer eigener Sprache plötzlich französisch, italienisch oder russisch sprechen mußten und zu einer anderer Kultur gehören sollten, waren im Durchschnitt kaum schlechter als die Sieger, von denen viele auch keine weiße Weste mehr hatten. Viele Dorfbewohner im Südtirol waren nicht schlechter oder schuldiger als einige Mitglieder „der begeisterten Massen, die Mussolini bejubelten“ und am Überfall von Malta beteiligt waren. Es wiederholt sich immer das gleiche. Irgendwelche falsch verdrahtete Politiker zanken sich und verursachen jede Menge Elend. Auslöffeln müssen das zum Schluß die Soldaten und die harmlose Zivilbevölkerung.

Unsere Ahnen pflegten auch einen Waffenkult. Die soziale Stellung der Männer war mit der Art der Waffe eng verknüpft; am rasselnden Arsenal konnte man sofort ablesen, wie „edel und hochgeboren“ ihr Träger war. Später gehörte es sich, daß ein Mann aus besseren Kreisen eine Waffensammlung besaß, und noch heute führt ein Besuch einer Burg unweigerlich zuerst durch die Waffenkammer. Die Projektionsfläche, auf der die Welt betrachtet wird, würdigt also die Waffe, schreibt ihr einen anerkennenden Status zu und läßt sie erstrebenswert erscheinen.

Um meinen Übertreibungen treu zu bleiben, zeige ich Euch bei der Burgführung gleich die nächsten Exponate, nämlich Folter- und Hinrichtungsinstrumente. Vielleicht reagiert Ihr beleidigt – die edlen Waffen der Ritter und Soldaten lassen sich doch nicht mit dem widrigen Geschirr der Henker vergleichen. Wirklich nicht? Natürlich wirken das Foltern und die Hinrichtungen abscheulich. Die Opfer sind gefesselt und wehrlos, von der Gesellschaft ausgestoßen und gehaßt. Wahrscheinlich handelt es sich wieder einmal um irgendwelche „abscheulichsten Kreaturen aller Zeiten“, die andere wehrlose Menschen umgebracht und ihre Frauen vergewaltigt haben und darum hingerichtet werden müssen.

Wie groß ist aber der Unterschied zwischen den Henkerinstrumenten und den gefeierten Kriegswaffen wirklich? Die Kriegsoffer werden zwar nicht gefesselt und gefoltert wie die Verurteilten, obwohl der junge Offizier auf dem gegnerischen Schiff auch nicht über allzuviel Bewegungsfreiheit verfügt, und wenn wir ihn treffen, kann seine Agonie des Sterbens länger dauern, als es die Henker in der Vergangenheit als angemessen empfunden hätten. Dazu kommt noch, daß unsere Opfer im Krieg ihre Schuld oder Unschuld nicht beweisen konnten und ohne Gerichtsverhandlung hingerichtet wurden. Der Vergleich ließe sich also durchaus auch so gestalten, daß die Kriegswaffen eigentlich mehr in Verruf kommen könnten als die Äxte und Galgen der Henker.

Der Führer durch die Waffensammlung einer Burg war besonders stolz auf ein Schwert mit prachtvoll verziertem Schaft. Er konnte uns ein Gemälde zeigen, auf dem dieses Schwert zu erkennen war und dadurch seine Authentizität als persönliches Eigentum eines Adligen bewiesen war. Auf dem Bild war das Schwert im Einsatz zu sehen, der edle und hochgeborene Herr hat damit soeben einen dunkelhäutigen Menschen – wahrscheinlich einen Ungläubigen – durchbohrt. Wenn durch solche Beweise der Wert der Waffen für Sammler steigt, dann müßten die heutigen Waffenverkäufer an die Zukunft denken. Vielleicht wird ein heute sich im Gebrauch befindendes Maschinengewehr in ein paar hundert Jahren besonders wertvoll, wenn dazu ein Video geliefert werden könnte, wie mit ihm eine Gruppe Männer vor einem Massengrab erschossen wird.

Wenn wir nun unsere Einstellung zu Waffen auf den Hintergrund projizieren, auf dem geschrieben steht „In jedem Krieg ist mindestens eine Seite des Massenmordes schuldig“, erscheinen die Waffen in der Sammlung in einem ganz neuen Licht. Der stolze Besitzer müßte

eigentlich an die Menschen denken, die mit dem Exponat umgebracht wurden, weil sinnlose Machtansprüche im Hintergrund gewirkt oder „Mächtige“ ihr Ego (schein-)gestärkt haben. Sind Waffen wirklich etwas, das man kauft und ohne sich zu schämen in der eigenen Wohnung aufstellt?

Wenn ich Euch schon provoziere, nehme ich eine andere, heute (noch) übliche Gepflogenheit ins Visier. Hohe Staatsbesucher werden mit „militärischen Ehren“ empfangen. Meistens schreiten sie dabei eine Reihe die Waffe stramm präsentierenden Soldaten entlang. Das Ehrenhafte dabei ist nur vor den üblichen Hintergrundprojektionen zu erkennen.

Wechseln wir den Hintergrund! Historisch gesehen ist der Ursprung dieser „Ehre“ wahrscheinlich auf eine Drohgebärde zurückzuführen. Der Besucher soll durch unsere fähigen, disziplinierten Soldaten beeindruckt werden und zur Überzeugung kommen, daß wir über eine gutausgebildete Armee verfügen. Ist eine solche Gebärde wirklich eine Ehre, und haben wir zum Begrüßen eines Freundes nichts Besseres zu bieten als junge Männer, die im Gleichtakt exerzieren?

Die Aufzählung solcher Beispiele ließe sich noch lange fortsetzen. Ihr könnt selber fortfahren und schauen, welche der unzähligen, allgemein akzeptierten Bilder von Kriegen und Siegen einen Hintergrundprojektionswechselfest bestehen und welche doch plötzlich kippen. Vielleicht findet Ihr meine Darstellungen übertrieben, vielleicht sind sie doch noch zu leise, um uns alle aus der Lethargie zu wecken.

Unsere Zusammenfassung sieht nach diesem Kapitel ernster aus als sonst: Über die Wespen, Bären und Gänse konnten wir schmunzeln und bei dem Anprangern der Machtgierigen mit den Achseln zucken. Falls aber meine Hypothesen ein Körnchen Wahrheit enthalten, müßten wir uns allen Ernstes täglich fragen, ob wir tatsächlich alles dafür tun, einen neuen Hintergrund für unsere Mitbürger und Kinder zu gestalten. Einen Hintergrund, auf dem die Sinnlosigkeit der Kriege deutlich zum Vorschein kommt. Auch wenn wir dabei auf etwas uns Teures und Wertvolles verzichten müßten.

Ich wünsche Euch, daß Ihr in Euren Briefen an Eure Kinder nicht zu derart schockierenden Bespielen zu greifen braucht.

Dieses Kapitel mußte ausnahmsweise ganz ohne Analogien mit etwelchen Tierchen auskommen. Aus einem einfachen Grund. Ein Vergleich des kriegsstiftenden, bestialisch handelnden Homo militantis mit den Tieren wäre eine unfaire Beleidigung der sogenannten niedrigeren Spezies.

ZUKUNFTSINTERMEZZO

oder welche Folgen können unsere Taten haben?

Eine Zeitlang habt Ihr am laufenden Band Science-fiction-Stories verschlungen und, um der Wahrheit Genüge zu tun, ich manchmal mit Euch. Am Anfang bin ich dem Irrtum erlegen, daß sie etwas prinzipiell Neues in die Literatur brächten, indem sie den Leser tatsächlich in bisher unbekannte Welten entführten. Die Zukunftsmenschen verfügten über unheimliche technische Mittel, bewohnten und besuchten Planeten mit entweder paradiesischem oder infernalischem Charakter und trafen dort skurrile Wesen an. Manchmal kamen im Buch Menschen nicht einmal mehr vor, die Handlung spielte sich zwischen phantastischen Kreaturen in fremden Sphären anderer Energieformen ab. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Autoren, stand nun für den Schriftsteller nicht mehr nur eine klassisch begrenzte Auswahl an Charakteren wie zum Beispiel Mutter, Tochter, Geliebter und Soldat zur Verfügung, jetzt war eigentlich alles offen. Die bisherige Begrenzung auf die Spezies Mensch und den Spielplatz Erde wurde gesprengt, dieser Literaturform standen alle Wege offen: „Galaxien, die nie ein Mensch zuvor gesehen hat!“

Doch dann habe ich bemerkt, wie die soziale Struktur der fliegenden schmetterlingsartigen Wesen auffallend derjenigen der Menschen glich, obwohl sie sich durch modulierte Röntgenstrahlen verständigten. Die Geschichte selber hat mich auffallend an einen Dreigroschenroman aus der Bibliothek meiner Tante erinnert. Einer dieser Groschen ist dann bei mir gefallen: So war es immer, und so bleibt es, die Produkte einer bunten Phantasie, auch wenn ihre Darstellungsformen die Schranken des Üblichen durchbrechen, bleiben inhaltlich immer noch im Rahmen der Erfahrungswelt des Autors. In diesem Sinne hatten schließlich auch die Hexen im Märchen, trotz ihrer Tarnung und scheinbar übermenschlichen Fähigkeiten, jeweils durchaus menschliche Eigenschaften offenbart.

Und so sind auch die Ururkinder aus dem dreißigsten Jahrhundert in den heute geschriebenen Science-fiction-Romanen immer nur das Abbild von uns selbst. Unsere Nachfolger können von einer Galaxie zur anderen „warpspeeden“, die Zeit in jeder beliebigen Richtung durchwandern, sie bleiben dabei immer so kleinkariert oder so großartig, wie der Autor sie anhand seiner Phantasie und seines Erfahrungshorizonts erdenken kann. Deshalb erstaunt es mich nicht mehr, daß das meistverbreitete Thema auch in diesem Genre der Kampf ist, ein Kampf, bei dem es zum Schluß wieder um Macht geht. Was vielleicht auch mit der Kunstform Literatur allgemein zusammenhängt, jede Geschichte – oder allgemeiner gesprochen Erzählung – funktioniert inhaltlich nach demselben Prinzip: Innerhalb des Systems (der dargestellten Welt) herrscht ein Ungleichgewicht irgendwelcher Art, und die involvierten Parteien versuchen diese Situation, aus je nachdem eher altruistischen oder egoistischen Motiven zu verändern. Oder freudianisch ausgedrückt, es geht immer um Spannungsableitung.

Damit wären wir wieder einmal bei den bösen Gesetzen. Bevor wir aber wieder in diese Materie einsteigen, lockt mich noch das Thema der Zeitreisen. Nicht als eine komplizierte Kulisse für ein billiges Spektakel. Auch nicht als eine Denkaufgabe, was mit dem Menschen passiert, der sich selber in einer geschlossenen Zeitschleife begegnet. Das Reisen entlang der Zeitachse läßt aber deutlich werden, wie eine Tat, vielleicht nur ein kleines Detail, große Folgen in der Zukunft haben kann. Da bewegt sich jemand mit Hilfe einer furchtbar komplizierten Maschine in die Vergangenheit zurück und nimmt dort eine scheinbar unscheinbare Änderung vor. Diese hat allerdings Folgen, die theoretisch bis in alle Ewigkeit reichen. Ein Mensch macht diesmal etwas anders oder anderes, als er es beim „ersten Anlauf“ getan hat.

Dadurch sind aber auch andere Menschen beeinflusst, auch sie handeln jetzt anders, diese Veränderungen pflanzen sich fort, verstärken sich noch durch gegenseitige Interaktionen, und wir enden in einer anderen Zukunft.

Die Lieblingsüberlegung bei diesen Phantasien ist die Tatsache, daß der Zeitreisende extrem aufpassen muß, seinem Ururahnen nicht zu nahe zu kommen. Eine solche Begegnung könnte nämlich für den Besucher selber ungeahnt verheerende Folgen haben. Sein Ururgroßvater, aufgehalten durch ein „vorher“ nicht erfolgtes Gespräch mit seinem Uruzukunfts-kind (unserem Besucher), könnte zum Beispiel sein erstes Rendezvous mit seiner Ururkünftigen verpassen (gemeint ist damit natürlich seine damalige zeitgenössische Geliebte). Wenn dann aber diese, verärgert durch das Nichterscheinen des Ururgalans, einen anderen ururzeitgenössischen Verehrer finden würde, dann könnte ja das besuchende Ururkind nicht mehr existieren, es müßte verschwinden und hätte nie zuvor existiert. Dafür gibt es jetzt möglicherweise ein anderes Ururzukunftschild, welches von dem Ururzeitgenossen Nummer zwei abstammt. Die Geschichte nimmt ihren Anlauf, in einer noch weiteren Zukunft gibt es jetzt einen Urururzukunftschild, dem einer seiner Zeitgenossen nicht paßt. Er studiert die Vergangenheit und stellt fest, daß der Halunke von unserem Ururzeitgenossen Nummer zwei abstammt. Der Rest ist einfach, er (der Ururur) schleudert sich noch ein Stückchen weiter zurück in die Vergangenheit, als wir bisher verfolgt haben, und verhindert jetzt (was das „jetzt“ auch immer bedeutet) die Existenz von Nummer zwei. Dadurch verschwindet aber auch die ganze Nachkommenschaft eben dieser Nummer zwei, sein Besitz und seine Schulden, Bücher, die er geschrieben, und Missetaten, die er begangen hat. Sogar der Zahn, den er seinem Schulkameraden bei einer Rauferei herausgeschlagen hat, erscheint diesem, plumps, plötzlich wieder im Munde, allerdings nicht unversehrt, sondern bereits mit einer Goldkrone versehen, weil er in der neuen Realität ja immer dagewesen ist und durch die Vorliebe seines Besitzers für Nußstorten schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Gleichzeitig hat dieser Schulkamerad neben sich eine andere Frau als im „letzten“ Leben. Er begehrte ja lange ein attraktives Mädchen, welches ihn aber wegen der Zahnlücke zurückgewiesen hatte. Ohne je einen Mangel im Gebiß gehabt zu haben, konnte er sie heiraten. Erstaunlicherweise jubelt er jetzt aber nicht, sondern träumt bei dem neuen Stand der Dinge vom anderen Mädchen (seiner „vorherigen“ Frau), das wohl nicht so hübsch war, dafür aber schon als Schulumädchen märchenhafte Köstlichkeiten backen konnte.

Aber lassen wir uns durch diese Geschichten nicht zu sehr ablenken und kehren zurück zu unserem Ururahnen. Die ururzeitgenössische Geliebte, die übrigens hier eine neue Art Zeitpolygamie treibt, wartet „jetzt“ auf den ersten Ururzeitgenossen, trotz seiner Verspätung, weil sie ja ihren zweiten Geliebten und Vater ihres „inzwischen geborenen“ Kindes nicht mehr kennt (wirklich nicht, da er nicht mehr existiert respektive nie existiert hat) und darum „im Moment“ keine andere Wahl hat. Sie bringt anschließend den Urahnen (zum zweitenmal) zur Welt, und auch unser erste Zeitreisende ist wieder da. Allerdings ist er nicht der gleiche, welcher er vorher war, weil seine Urureltern nach dem Krach wegen der Verspätung zum Rendezvous zu einem Eheberater gegangen sind. Dadurch wurden ihre Persönlichkeitsstrukturen beeinflusst, was wieder zu einer ganz anderen Nachkommenschaft führte. Und so weiter.

Es ist faszinierend, wie bei einer Reise in die Vergangenheit auch die kleinsten Handlungen Auswirkungen haben, die wiederum mit ihren Folgen in eine unendliche Weite strahlen, die Grundlage anderer Leben, anderer Menschen, anderer Epochen sein können, kurz zu einer anderen Zukunft führen.

Noch viel faszinierender ist die Feststellung, daß dazu eigentlich gar keine Zeitreise notwendig ist, denn das Phänomen der Beeinflussung der Zukunft durch unsere momentanen Handlungen besteht real und ist an keine Phantasien oder Zeitrasereien gebunden. Wir sind gerade jetzt hier, und was wir tun, wird seine Folgen haben, unabhängig davon, wie wir an diesem Punkt angelangt sind. Somit sind wir alle jede Sekunde unseres Lebens im Besitze der nahezu unheimlichen Möglichkeit, das Schicksal der Galaxien mitzubestimmen. Oder, wenn wir „bescheiden“ bleiben, die Zukunft unserer Welt in der für uns absehbaren Zeit zu verbessern.

Diese etwas hochtrabenden Überlegungen wollte ich als Gegenpol zu der fatalistisch passiven Meinung anstellen, daß ein Mensch alleine nicht gegen den Strom schwimmen kann, daß der Tropfen auf dem heißen Stein nichts nützt oder daß es nicht sinnvoll ist, zu einem guten Prinzip zu stehen, wenn so viele andere Menschen es mißachten. Diese Art Entschuldigung wird oft gebraucht, wenn Leute zwar einsehen, daß eine Handlung nicht korrekt ist, sich selber aber durch die Ausrede zu beschwichtigen versuchen, so viele andere täten es auch, es habe keinen Sinn, jetzt alleine anders zu handeln und sich diesen anderen (zu welchen sie ja nun auch gehören, vielleicht schon bevor sie sich entschlossen haben, denselben Kurs einzuschlagen) auf dem bequemeren Weg anzuschließen. Damit wurden sie zwar zu keinem Tropfen auf dem heißen Stein, dafür aber zu einem der vielen Tropfen, welche den falschen Strom bilden.

Ein kleines Beispiel habt Ihr einmal an einem Strand am Mittelmeer miterlebt. Es verbreitete sich dort die Gewohnheit, die Plastikbecher von Getränken einfach im Sand liegen zu lassen, anstatt die zwanzig Schritte bis zum nächsten Abfalleimer auf sich zu nehmen. Das Resultat habt Ihr vielleicht noch in Erinnerung, der Sandstrand verwandelte sich in einen Abfallstrand. Als ich dann meinen Becher durch diese Plastikwüste trug und im Eimer deponierte, bemerkte einer von Euch, es habe komisch ausgesehen.

Gut, das Bild eines Menschen, der sich einen Weg durch Berge von Plastikbechern gräbt, um seinen in den Eimer zu werfen, mag etwas seltsam wirken. Dafür ist jetzt aber mindestens einer der Becher dort, wo er hingehört. Vor allem aber habt Ihr und mit Euch ein paar andere Badende gesehen, daß ich mich dieser Unsitte nicht anschloß; ich habe keinen Tropfen hinzugefügt, dies als normal und gegeben zu tolerieren. Zudem war die korrektere Handlung durch ihre Seltenheit auffallend. Es ist eine interessante Feststellung, daß der Tropfen auf dem heißen Stein selber vielleicht wenig für die Abkühlung des Steines bewirken mag, aber weit sichtbarer und hörbarer als seine Kollegen im Strom sein kann. Vielleicht habt Ihr diese Geschichte schon längst vergessen, so daß sie in Eurem Bewußtsein nicht mehr präsent ist. Vielleicht liegt sie aber doch in Eurem Erfahrungsmaterial verborgen und wirkt einmal als Körnchen auf der Waagschale, um das Zünglein zur positiven Seite zu bewegen. Auf jeden Fall haben die unüblichen Handlungen zumindest einen Vorteil: Sie werden leichter bemerkt.

Vielleicht fragt Ihr Euch langsam, was die Plastikbecher und die Ururtanten mit den bösen Gesetzen zu tun haben. Wir haben bei den letzteren ja gesehen, wie sie den entarteten Instinkten entspringen, wie sie sich in den historischen Epochen gewandelt haben und wie sie sich in unserer Gesellschaft zu behaupten wissen. Das wichtigste wäre jetzt, zu lernen, wie wir die Lage verbessern können. Ich glaube, daß der Weg dazu entlang der weggeräumten Plastikbecher zu unseren Ururenkeln führt, finde es aber wichtig, vorerst noch zu diskutieren, welche Wege meiner Meinung nach nicht dorthin führen.

Die bösen Gesetze erzeugen böse Handlungen. Und aus bösen Handlungen entstehen böse Reaktionen. Und böse Reaktionen bestätigen und stärken das Walten der bösen Gesetze. In dem Sinne können und müssen auch moralisch durchaus verständliche, gerechte Reaktionen als „böse“ eingestuft werden, wenn sie im Endeffekt keine Milderung, sondern nur eine Perpetuation des Zustandes unterstützen. Manchmal ist es recht schwer, das einzusehen. Zum Beispiel wird eine kleine, grundsätzlich friedliche Nation von ihrem expansiven Nachbarn überfallen, eine Menge guter Leute mißhandelt und eine Diktatur etabliert. Ist es nicht eine natürliche, sogar die einzig richtige Reaktion, sich zu wehren, den Aggressor zu bekämpfen und die Nation wieder zu befreien?

Ich habe solche Situationen selber erlebt. Eine Nation war begeistert auf dem Weg zu einer demokratischeren Struktur. Dieses Streben wurde militärisch unterdrückt und eine strenge Diktatur wiedereingeführt. Mein Vater, ein gerechter, fähiger Mann, wurde derart schikaniert, daß seine Lebenswelt zeitweise der oft zitierten Hölle auf Erden glich. Und darum kenne ich auch die „natürlichen“ Reaktionen. Sie umfassen ein Spektrum von gerechter Wut über

Kampflust bis zu Rachsucht. Mir schien, und vielen anderen ist es ähnlich gegangen, es sei nicht nur das Recht, sondern eher die Pflicht eines jeden rechten Menschen, gegen das Böse, verkörpert durch die Vertreter der Diktatur, zu kämpfen, auf jede erdenkliche Art. Nun, ich will nicht in diese „Memoiren“ einsteigen, gebe aber zu, daß ich mehr als zehn Jahre gebraucht habe, bis ich mich zu einer reiferen Einstellung durcharbeiten konnte.

Und dennoch ist es nötig, die „höhere“ Aussichtslosigkeit eines solchen Kampfes gegen eine ungerechte Diktatur einzusehen. Damit meine ich nicht, es gebe keine Chance, irgendeinen Kampf als solchen zu gewinnen, im Gegenteil, denn genügend historische Beispiele zeigen, daß es überhaupt keine aussichtslosen Kampfsituationen gibt. Übrigens ist es meines Wissens auch noch nie einem System gelungen, seine Gegner vollständig und für immer zu unterdrücken, und dahinter steckt sicher wieder einmal eine Gesetzmäßigkeit. Die höhere Aussichtslosigkeit der kämpferischen Auseinandersetzung mit dem Bösen hat Paul Watzlawick sehr schön formuliert. Seine These besagt in etwa: „Wenn du das Glück auf Erden verheißest, wirst du Unheil bringen.“

Der Schlüssel zu diesem Rätsel liegt in der Bedeutung des Wortes „verheißest“. Im Beispiel der unterdrückten Nation könnte es nämlich als Besiegen des Aggressors verstanden werden. Das Böse läßt sich aber nicht mit den gleichen Mitteln bekämpfen, die es selber anwendet. Und Glück läßt sich nicht erzwingen, weil das gelenkte „Einführen“ bereits Elemente des Bösen enthält.

Ein krasses Beispiel haben wir schon einmal erwähnt, die Ideologie der Liebe der ersten Christen, die Glück verheißend wollte, später hat eine (wenn auch zweifelhafte) Interpretation dieser Ideologie unermeßliche Leiden in die Welt getragen. Die Beispiele anderer Formen der Bekämpfung des Bösen sind noch durchsichtiger. In der Regel wird, anfangs mit Recht, behauptet, irgendeine regierende Clique unterdrücke gerechte Menschen, eine andere Clique setzt sich, vielleicht immer noch mit Recht, zum Ziel, die Ungerechtigkeit zu beseitigen. Sie beginnt, mit fraglichem Recht, die jetzt regierende Clique zu bekämpfen, und wenn sie erfolgreich ist, übernimmt sie, gänzlich ohne Recht, selber die Macht. Somit schließt sich der Kreis, weil jetzt, wieder mit Recht, behauptet wird, daß das Resultat für die durchschnittliche Bevölkerung keine Verbesserung brachte. Eine weitere Clique ist an der Reihe, das Glück zu verbreiten.

Vielleicht ließe sich sogar die These aufstellen, daß die Reaktion der Menschen auf das Böse immer auch ihre eigene Einstellung zum Phänomen Macht widerspiegelt. Trotz der scheinbaren Gegensätze können die Kämpfer und ihre Ideologien auch viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Oft sind sie sogar nur verschiedene Formen des gleichen Prinzips. Der böse Diktator und sein Opponent, Anführer der Kontras, scheinen aus der Perspektive des Konfliktes völlig gegensätzliche Richtungen zu vertreten. Sie haben aber auch etwas Gemeinsames, sie erheben beide Anspruch auf die Führung. Auf Grund ihrer persönlichen Charaktereigenschaften und Neigungen dürften sie sich auch im Kern viel näher stehen, als wir zu glauben bereit sind.

Ich will jetzt nicht behaupten, ein Opernsänger bleibe während einer Diktatur unberührt, es ist aber weniger wahrscheinlich, daß er eine Revolution organisieren würde. Das übernimmt eher der Offizier der Schutzgarde, weil er auf einer entsprechenden Wellenlänge resoniert. Der Opernsänger wird eher einen unversöhnlichen Streit mit dem Dirigenten führen, weil dieser das prachtvolle Largo zu schnell vorantreibt. Vielleicht legt er sich darum auch mit ihm an. Zu gleicher Zeit könnte sich der Offizier im Publikum über das frische Tempo sogar freuen, das Ende des Stückes und damit das ersehnte Glas Bier näherten sich dadurch schneller. Die Kontrahenten, also auch die Diktatoren und ihre revolutionären Opponenten stehen einander in ihren Interessen näher als die Diktatoren und ihre Opfer, die sowieso am liebsten Kartoffeln setzen möchten.

Konrad Lorenz hat diesbezüglich schöne Experimente durchgeführt. Fische reagieren bei den territorialen Kämpfen sehr selektiv auf ihre „Mitbewohner“. Gewisse Arten werden igno-

riert, andere lösen bereits bei einer Annäherung heftigste Angriffe aus. Die Entscheidungsgrundlage ist dabei denkbar einfach. Angegriffen werden alle, ohne Rücksicht auf Größe, Farbe oder Religion, welche die gleiche Nahrung suchen.

Die Menschen unterscheiden sich voneinander deutlicher durch divergierende Interessen als durch ihre Wahl zwischen Plankton, kleinen Krabben oder Froscheiern. Aber das Prinzip bleibt dasselbe. Wir könnten es auch als „Resonanz“ bezeichnen oder als Phänomen, daß jeder für andere Themen „empfindlich“ ist. Dementsprechend wurde auf dem Dorfe der Metzger wütend, wenn sich ein „Kollege“ in der Gegend ansiedeln wollte. Dem Schneider war es hingegen völlig egal. Im gleichen Sinne spricht jemand politische Ungerechtigkeiten an, wenn es in der Politik um eine Wurst geht, die er selber gerne hätte. Zum Beispiel um die Position, die jetzt der Ungerechte für sich beansprucht. (Aus dieser Formulierung sollte allerdings nicht auf die Existenz von politischer Gerechtigkeit geschlossen werden.) Wenn in der Propaganda beider Seiten behauptet wird, es gehe doch um die Größe, Farbe oder Religion, dann ist dies wahrscheinlich nur ein Vorwand.

Man möge mir meine überspitzte Formulierung abermals verzeihen, sie entsteht durch meine Anstrengung, die Dinge ganz deutlich darzustellen. Aus den vorher gemachten trivialen Feststellungen resultiert aber eine provozierende Folgerung. Wenn die Lage in irgendeiner Beziehung schlecht ist und ein herausragender Opponent mit großer Durchschlagskraft dagegen kämpft, wird er als Retter und Träger der Gerechtigkeit gefeiert und mit Jubel empfangen. Ich meine, das ist unter Umständen eigentlich eher ein Grund zur Besorgnis. Auf keinen Fall kann dadurch eine besondere Hoffnung entstehen, das Böse werde in absehbarer Zeit oder auf längere Dauer besiegt. Dazu noch eine kleine Geschichte.

Vielleicht erinnert Ihr Euch noch an die Geschichte mit dem Wochenendhäuschen und dem dazugehörenden Garten. Das Haus stand an einem reizenden, allerdings etwas entfernten Ort. Vor allem der Garten hat wegen einer Sorte von wildem Knoblauch, der aus dem angrenzenden Wald ständig in die Beete eindrang, unsere regelmäßige Pflege benötigt. Im Herbst pflückte ich sorgfältig den Knoblauch und erwartete, daß der Garten gedeihen werde. Ich freute mich vor allem auf meine Lieblingsblumen, zarte Pflänzchen mit winzigen weißen Blüten. Im nächsten Frühling war der Garten herrlich grün, aber wiederum wegen des Knoblauchs. Von meinen gepflanzten Blumen war nichts zu sehen. So ging es weiter, bis mich ein guter Freund aufklärte, diese Knoblauchprobleme seien bekannt, es gebe aber ein Mittel dagegen: Man pflanzt einfach einen Streifen Brennesseln zwischen Wald und Garten, durch den der Knoblauch nicht mehr durchkommt.

So weit, so gut, Nesseln zu finden war kein Problem, sie ließen sich auch ohne viel Mühe umsiedeln. Ein Passant blickte mich zwar beim Setzen der Nesseln etwas erstaunt an, offensichtlich besaß er keinen Garten am Waldrand. Für den Rest der Saison konnte ich nicht ins Häuschen fahren, dachte aber mit einem Gefühl der Ruhe, ja sogar einer höhnischen Freude an den Garten: Der Knoblauch versucht es sicher wieder, kommt aber nicht durch. Das Heer meiner tapferen Verteidiger hält dort zuverlässig Wache. Wahrhaftig war nächstes Jahr kein Knoblauch im Garten. Er war grün vor Brennesseln, die ich nie mehr ganz aus dem Garten verbannen konnte.

Die Freude an meinen weißen Blümchen blieb mir dann aber doch nicht ganz verwehrt. Auf dem Balkon zu Hause und später auch in einem besser erreichbaren und dadurch regelmäßiger gepflegten Garten habe ich sie abermals gepflanzt und am Anfang praktisch täglich beobachtet, bewässert und gehütet. Zu meiner großen Freude haben ihre winzigen Samen gekeimt, und sie sind, wie es mir vorkam, zuerst ganz schüchtern, später aber recht kräftig gewachsen und haben sich auch selber vermehrt. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, daß sie sich, einmal richtig angesiedelt, auch gegen Unkraut und andere Pflanzen recht gut behaupten konnten. Heute glaube ich, daß sie dem Knoblauch und sogar den Nesseln durchaus ihre unschuldige weiße Stirn hätten bieten können.

Aber wir waren bei der Bekämpfung des Bösen. Bei meiner Generalisierung, daß das Austreiben des Teufels durch einen Engel selten zum ersehnten Glück führt, weil sich der Engel später als Beelzebub entpuppt, muß ich mich bei allen großen Frauen und Männern entschuldigen, die als rare Ausnahmen echte Kämpfer für eine bessere Zukunft waren und nicht in diese Kategorie gehören. Von diesen gibt es aber recht wenig.

Nach dieser Darstellung, wie die bösen Gesetze nicht bekämpft werden sollen, wäre es an der Zeit zu zeigen, wie wir uns doch gegen sie behaupten könnten.

Zuerst will ich von einer Erfahrung berichten, die noch keine Lösung des Problems darstellt und dabei vielleicht auch leicht egoistisch gefärbt ist. Um den persönlichen Frieden und die nötige Freiheit in vielen Situationen des täglichen Lebens zu gewinnen, genügt es oft, die Machtansprüche der Mitmenschen zu erkennen und sie in einer solchen Form zu befriedigen, die uns am wenigsten stört. Persönlich habe ich mit dieser Taktik experimentiert und war echt verblüfft, wie sich das Verhalten der „Hierarchiemenschen“ geändert hat, als sie begriffen haben, daß ich kein Rivale bin. Sie waren bereit, mir für meine Anerkennung ihrer Machtposition ungeahnte Gegendienste zu leisten. Weil diese Lösung aber wieder einmal wie diejenige „zufriedener Wolf und erhaltene Ziegen“ tönt, muß ich mich beeilen hinzuzufügen, daß auch diese Gewinne nicht gratis sind. Beispielsweise muß man dann tatsächlich eigene, vielleicht auch versteckte oder unbewußt gehegte Ansprüche auf die hierarchische Stellung aufgeben. In der „Wolfssprache“ würde es heißen: „Lieber Wolf, ich anerkenne dich als den großen Jäger, der das Recht hat, diese Ziegen zu fressen. Meine Anerkennung geht so weit, daß ich dir sogar das Fleisch selber offeriere.“ Dann gibt man dem Wolf Abfallhackfleisch, schön als Ziege geformt, und kann noch eine weitere Manipulation versuchen: „Da wir jetzt nicht mehr Feinde, sondern Verbündete sind, solltest du mir auch eine Gegenleistung erbringen; beispielsweise könntest du meine Ziegen gegen andere Räuber schützen und vielleicht auch ab und zu bei der Arbeit im Stall Hand anlegen.“

Wir haben aber nicht fünf Kapitel lang die Wurzeln des Bösen gesucht, um zum Schluß diese Scheinlösung zu finden, die nach Manipulation der Mitmenschen riecht und bis zu einem gewissen Grad den ungesunden Stand der Dinge durch die vorgetäuschte Anerkennung des Machtstrebens unterstützt. Es muß doch einen Weg geben, der zu einer wirklich besseren Zukunft führt.

Ich bin fest überzeugt, daß es diesen Weg gibt, muß aber ehrlich zugeben, daß ich zögere, wie ich Euch meine Überzeugung mitteilen soll. Nach den sechs ersten Kapiteln könnte ich jetzt sieben Hoffnungskapitel schreiben und eine Menge Strategien vorschlagen. Zum Beispiel, daß jeder Mensch als Individuum die Möglichkeit bei sich selbst nützt, um ein Stück weiter zu kommen in Richtung größerer Reife, größerer Immunität gegenüber den Versuchungen und Fallen der bösen Gesetze. Oder daß Wege gefunden werden können, wie unsere Kinder gesünder aufwachsen könnten und die Eltern trotzdem nicht auf ihre „Quality of life“ verzichten müßten. Aber hier liegt ein Problem. Ich kann Euch nicht genügend Beispiele und Anweisungen für Euer Leben geben. Die konkreten Lösungen müßt Ihr Euch selber einfallen lassen. Seltsamerweise ist diese Aufgabe sehr leicht, aber gleichzeitig sehr schwierig, bis zu einem gewissen Grad vielleicht sogar darum so schwierig, weil sie so leicht ist oder so leicht scheint.

Ich glaube nämlich, wenn jemand – der jedoch wirklich glaubwürdig sein müßte – zum endgültigen Kampf gegen die bösen Gesetze aufrufen würde, stünde ihm die halbe Erdbevölkerung mit großem Enthusiasmus sofort zur Verfügung. Es ist ja bekannt, wie schnell sich eine Männerbrust mit der Bereitschaft zu Heldentaten füllen kann und was tapfere Frauen alles bewerkstelligen können, wenn sie sich für etwas begeistern. Aber da sind wir schon wieder in der Kampfstellung. Es ist offenbar für die Menschen leichter, sich für große, auch schwierige, am liebsten aber klare und strukturierte Aufgaben zu begeistern, sozusagen einen Helmdenauftrag zu bekommen, ihn unter dem Einsatz aller Kräfte zu erledigen und nachher den verdienten „Feierabend“ zu genießen. Demgegenüber scheint es viel schwieriger zu sein,

eine wohl einfachere Aufgabe zu erfüllen, die aber fast kontinuierlich, pausenlos zu verrichten ist.

Ein mit unserer Thematik entfernt verwandtes Beispiel ist das gesunde Leben. Ich glaube, wenn sich gesundes Leben auf täglich kurze Zeit anspruchsvolle, vielleicht sogar schmerzhafte Tätigkeit konzentrieren ließe, wären viel mehr Menschen gesund. Aber Ihr wißt, wie es mit diesem gesunden Leben ist. Da muß man ja ununterbrochen etwas tun, gerade gehen, sich bewegen, richtig sitzen, natürliche Kost essen, viel Wasser trinken, sich abhärten und so weiter. Gleichzeitig darf man ununterbrochen etwas anderes nicht tun, insbesondere das nicht, was verführerisch angenehm sein kann. Dazu gehört herzhaft zubereitete Gerichte essen, faulenzten, kurz bequem leben. Was es noch schwieriger macht, ist der „statistische“ Charakter der Gebote und Verbote. Es heißt ja nicht, daß ich die Treppen ausschließlich zu Fuß bewältigen muß und daß eine Fahrt mit dem Lift bereits meine Gesundheit gefährdet. Nicht einmal ein Kaffee mit viel Zucker und Rahm ist strikt verboten. Irgendwie aber eben doch. Bei jedem Stück Torte muß ich daran denken, ob es noch „erlaubt“ ist oder nicht. Dieses eine verführerisch vor mir liegende und unerhört gut duftende Stück ist nicht verboten; wenn ich es esse, kann mir schließlich niemand eine Verschlechterung meiner Gesundheit nachweisen. Als Mitglied der Familie mit dem abstrahierten Namen „regelmäßig gegessene Torten“ ist aber dieses konkrete Stück doch verboten. Vielleicht liegt diese Diskrepanz zwischen der Harmlosigkeit der konkreten, nur als Einzelfall betrachteten Befriedigung und der Gefährlichkeit ihrer gesundheitschädigenden summierten Wirkung auch dem Rauchen und anderen Süchten zugrunde. Es wäre viel einfacher, auf einen eindeutig verbotenen, weil schädlichen Genuß zu verzichten, als dauernd mit der Versuchung zu kämpfen. Dazu kommt noch, daß die Belohnung manchmal in einer weiten Zukunft zu liegen scheint, der Verzicht aber jetzt verlangt wird.

Ich bleibe noch einen Moment bei der leiblichen Gesundheit, weil sie sich noch durch ein triviales, aber wichtiges Merkmal auszeichnet. Sie gehört zu der Kategorie der Dinge, die sich nicht delegieren lassen. Wir können es nicht einmal bezahlen; in unserer Gesellschaft, in der fast alles käuflich ist, ist das eigene Treppengehen nicht lieferbar. Sogar die „Mächtigsten“ unserer Erde, die über millionenköpfige Armeen verfügen, können der eigenen Ungesundheit keinen Krieg erklären, sie müssen selber in die Sauna gehen und auf das Rauchen verzichten.

Trotzdem glaube ich, daß sich gesund leben ganz gut bewerkstelligen läßt. Wenn man sucht und verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, wird man finden. Es gibt auch gesunde Gerichte, die gut schmecken. Und es gibt Sportarten, die einen begeistern können, so daß man an ihnen Freude finden kann. Und so wie es ein ununterbrochenes Engagement abverlangt, bringt es gleich ununterbrochen Belohnungen, nicht nur in der entfernten Zukunft, sondern bereits heute, indem sich ein gesunder Mensch ständig besser fühlt, zum Beispiel wenn er im liftlosen Altbau oben bei seiner Geliebten ankommt, ohne aus dem letzten Loch zu pfeifen.

Die Wege zu seelischer Gesundheit, zu reiferen Individuen und somit zu einer gesünderen Gesellschaft sind ähnlich. Auch sie verlangen eigentlich selten heroische Heldentaten. Der Weg zum seelischen Glück sei jedem selbst überlassen, eine Möglichkeit möchte ich aber hervorheben, die Therapie.

Die Psychotherapie ist zwar noch für viele Menschen ein negativ konnotiertes Reizwort, diese Einstellung ändert sich aber, Gott sei Dank, schnell. Viele Leute beginnen erst heute den Unterschied zwischen der Psychiatrie und der Psychotherapie wahrzunehmen. Vielleicht wird es in naher Zukunft üblich sein, zum Seelenarzt zu gehen, wenn man sich psychisch nicht wohl fühlt, so wie man mit einer Grippe oder einem Schnupfen ja auch seinen Hausarzt aufsucht. Aber es gibt sicher auch viele andere Wege, wie Ihr Euer psychisches Gleichgewicht pflegen könnt.

Somit sind wir nicht mehr weit von unserer Lösung. Das Gute hat auch seine Gesetze, die walten können. Im Gegensatz zu den bösen Gesetzen benötigt es aber eine andere Behandlung. Das Gute kann man nicht einführen, nicht verheißen, es läßt sich weder aufzwingen noch befehlen. Darum läßt es sich auch nicht delegieren. Die Meinung, eine Gruppe Begeisterter erkämpfe eine bessere Zukunft, ist eine Illusion. Noch eine größere (und gefährlichere) Illusion ist es, ein Politiker könne sie durch sein (Wahl-)Programm bewerkstelligen.

Das Gute kann aber gesät, gepflegt und geerntet werden. Und auch genossen werden. In jedem Augenblick kann jeder von Euch sich um eine Kleinigkeit psychisch gesünder verhalten, als er es bisher getan hat.

Vielleicht verursacht bereits diese Änderung einige sich weiter fortpflanzende Folgen, die in der Zukunft zu einem neuen, besseren Leben in unserer Galaxie führen werden. Und wenn dazu dieser eine Tropfen nicht ausreichen sollte, können wir weitere Tropfen auf den Weg schicken. Vielleicht wird der eine oder andere auf dem heißen Stein so laut zischen, daß es auch andere Menschen hören werden und sich anschließen. Unsere Ururzukunfts-kinder werden dann von unserem Zeitalter erzählen, daß wir den Weg zum Walten der guten Gesetze begonnen haben.

Das Gute einführen ist wie eine zarte Blume pflegen. Am Anfang muß man sie setzen, dann liebevoll hüten, mit der Zeit wird sie sich aber immer mehr auch selber behaupten können. Bereits ihre ersten Lebenszeichen, die kleinen, hauchdünnen Sprößlinge, kann man bewundern und genießen. Die Freude wird immer größer, wenn die Blume wächst, und mit der Zeit beginnen wir an ihre Zukunft zu glauben. In dem Moment ist ihre Zukunft auch gesichert.

Ich wünsche Euch, daß es bereits soweit ist, wenn diese Briefe in Eurer Zukunft ankommen.

LETZTES ERNSTES KAPITEL

oder unsere Wirtschaft, unsere Großmutter und das Ende der Zauberformeln

Die in Märchen vorkommenden Zauberformeln waren für Euch immer ein besonders attraktives Thema. Sie haben ja etwas Magisches an sich – mit Hilfe ihrer geheimnisvollen Wirkung konnten die schwierigsten Aufgaben gelöst werden oder aber die dümmsten Sachen geschehen. Zum Beispiel ließ ein Wink mit dem Zauberstab den geizigen Wucherer, der dem braven Hirten sein Geld abgeluchst hatte, so lange tanzen, bis er alles wieder zurückgab. Unter bösem Einfluß in einer anderen Geschichte vergaß der Prinz, daß er in die richtige Prinzessin verliebt ist und verrannte sich zu seinem späteren Bedauern in einem sinnlosen Unterfangen. Zauberformeln gibt es offensichtlich in beiden Formen, gut und böse. Und weil ich Euch nicht erklären konnte, wie so etwas funktioniert, mußte ich auf Euer Drängen hin zumindest definieren, was eine Zauberformel ist. Wir haben uns geeinigt, daß es ein Spruch ist, eine Phrase, die Menschen zu etwas bringt oder zwingt, was sie eigentlich gar nicht wollen.

In eine ähnliche Kategorie wie die Zauberformeln gehörten auch verschiedene verzauberte Gegenstände, die etwas aus nichts produzieren konnten, wie zum Beispiel ein Topf, der von alleine Brei kochte, eine Gans, die goldene Eier legte, oder ein Esel, der sich bloß zu schütteln brauchte, und bald war der ganze Boden mit Gold bedeckt. Bezeichnenderweise haben wir schon damals Unterschiede in der Beurteilung von Zauberei festgestellt. Bei der Frage „Was hättest du von diesen Sachen am liebsten“ habt Ihr eindeutig die Richtung goldene Eier legende Gänse oder Gold ausschüttelnde Esel favorisiert, während ich für den Brei produzierenden Topf optiert habe. Darauf kommen wir aber später nochmals zurück.

Nachdem es uns nie gelungen ist, auch nur den Hauch einer funktionierenden Zauberformel zu finden, geriet das Thema bei Euch mit dem Herauswachsen aus dem Märchenalter in Vergessenheit.

Offensichtlich übt aber die Zauberei auch auf erwachsene Menschen eine Anziehung aus. Viele anerkannte Autoren und Komponisten bedienen sich allerlei Hexenwerk und scheuen sich auch nicht, solche Phänomene in ihre Werke einzubinden. Dies hat mich oft überrascht, und es verführt mich jetzt zu einem kleinen Abstecher.

Hokuspokus in relativ anspruchslosen Werken fällt nicht besonders auf. Wenn alles von einem Liebestrank abhängt, wird das Buch oder das Libretto dadurch nicht schlechter, aber auch nicht besser. Unverständlich war mir aber, daß ein solches Elixier auch bei Richard Wagners „Tristan und Isolde“ solch eine billige Funktion übernehmen sollte. Die zwei trinken am Anfang der Geschichte ein Zauberwässerchen, das ihnen die Dienerin anstatt des vermuteten Giftes verabreicht, verlieben sich ineinander, und dies führt zu einer mehrstündigen Oper. Wagners Kritiker werfen ihm alles mögliche vor, meines Wissens aber nie, seine Werke seien zu trivial. Die Wende durch das Gebräu schien mir trotzdem eines Richard Wagners nicht würdig. In einem Buch fand ich aber eine interessante, viel realistischere Interpretation des Geschehens:

Bevor es zu dem scheinbaren Verzaubern durch magische Mittel kam, fand bereits ein sehr menschliches und darum auch viel schöneres Bezaubern statt, das Verlieben nämlich. In der Vorgeschichte wurde ja der verwundete Tristan von Isolde gepflegt und geheilt. Sie erkannte dabei am Splitter in seiner Wunde, daß Tristan der Mörder ihres Verlobten ist. (Aus der Sicht

Tristans war er selber kein Mörder, sondern bloß Sieger in einem Ehrenkampf im Namen seines Königs und seiner Nation.) Die heilige Pflicht Isoldes (im Namen des anderen Königs und einer anderen Nation) wäre es nun, Tristan umzubringen. Nachdem sie ihm aber in die Augen geblickt hat, bringt sie es nicht übers Herz. Später treffen sie sich wieder, Tristan kommt, als Abgesandter seines Herrn, um Isolde für diesen als Frau zu gewinnen. Das ist nun für Isolde zu viel des Schlechten, sie schmettert Tristan ihre Vorwürfe an den Kopf und verlangt Sühne in Form eines gemeinsamen Todes mittels Giftbecher. Die offensichtliche, damit aber auch etwas oberflächliche Erklärung ist nun, daß Isoldes treue Dienerin ihr einen Liebestrank statt Gift gereicht hat, so daß die zwei nicht sterben, sondern sich unsterblich ineinander verlieben.

Die besser zu Wagner passende Interpretation enthüllt nicht nur den tragischen Hintergrund des Verhaltens des Liebespaares, sondern stellt auch eine tiefgehende soziale Studie dar. Die zwei haben sich schon während ihres ersten Treffens ineinander verliebt. Nur durften sie das weder vor sich selber noch gegenüber dem anderen zugeben. Die Ehre und soziale Stellung Isoldes verpflichtet sie dazu, Tristan als Feind zu betrachten und auch als solchen zu behandeln. Auch er darf sich nicht in sie verlieben, weil sein Herr und das Vaterland Isolde als Braut und Königin für sich beanspruchen. Gegen die scheinbar unüberwindbaren sozialen Zwänge läßt sich in der (fraglichen) Prägung der beiden nichts unternehmen, und es bleibt als (scheinbar) einziger Ausweg nur der Tod.

Unsere Helden willigen ein und trinken den vermeintlichen Todestrank. Natürlich kann die Dienerin gar keine Liebestränke brauen, das ist auch völlig unnötig. Die beiden trinken bloß ein harmloses Wässerchen, glauben aber, es sei tödliches Gift. Weil sie sich nun in ihrem Glauben für Todgeweihte halten, bekommen sie für die letzten Augenblicke des Lebens die innere Erlaubnis, den Stand der Dinge zuzugeben. Sie stellen fest, daß sie sich lieben, aber wider Erwarten noch am Leben sind. Leider eine unpraktikable Kombination, denn „was nicht sein darf, kann auch nicht sein“. Anschließend nimmt die Tragödie ihren Lauf, weil die Protagonisten weiterhin dem Glauben an die absolute Macht der gesellschaftlichen Zwänge verhaftet bleiben. Wagner akzentuiert dies zum Schluß noch, indem der König und das Vaterland, als sie die Wahrheit über die Liebenden erfahren, diesen die Freiheit zum Leben und Lieben geben wollen, es inzwischen aber zu spät ist. Die eigentliche Ursache der Tragödie bleibt somit der internalisierte falsche Glaube an die scheinbar edlen, in Wirklichkeit aber unmenschlichen sozialen Normen.

Zurück zu den Zauberformeln, das Thema tauchte viel später ganz unerwartet wieder auf. Wie es sich für ein solches märchenhaftes Werkzeug gehört, war dabei die Großmutter im Spiel. Sie liebte politische Diskussionen und legte ihre Ansichten gerne auf vehemente Art allen sich in Hörweite befindlichen Mitbürgern dar.

Ihr habt zu dieser Zeit Euer erstes Interesse an sozialen und politischen Geschehnissen gezeigt. Dazu gehörte, daß Ihr mich jeweils darüber aufgeklärt habt, was richtig und was falsch sei. Auch Ihr konntet dabei recht vehement argumentieren, ein Vater mit abweichender Meinung konnte dabei fast das Gefühl einer gewissen Beschränktheit bekommen.

Auffallend war dabei Euer sozialer Standpunkt, Ihr wart praktisch immer auf der Seite der Armen, der Arbeitenden, des Volkes. Wahrscheinlich sind die meisten Kinder zunächst sozial orientiert. Sie besitzen, außer ihren Spielzeugen, weder Vermögen noch sind sie durch Reichtum zu beeindrucken. Erst wenn sie in die Welt der Erwachsenen eintreten und selber an dem Rennen um Position, Status und Geld beteiligt sind, tauchen bei ihnen Tendenzen auf, den sozialen Gradient zu spüren und vielleicht auch zu verteidigen. In dieser Beziehung wart Ihr (ausnahmsweise) der gleichen Meinung wie die Großmutter, einer großen Kämpferin für soziale Gerechtigkeit.

Es war (wieder) einmal Zeit für eine Volksabstimmung im Lande. Der Vorschlag war gemäß Eurem Urteil „völlig asozial“ (die Formulierung stammt von der Großmutter). Eure gemeinsamen leidenschaftlichen Tiraden gingen in die Richtung, daß die soziale Sicherheit immer

mehr verlorengehe, die Reichen immer mehr Geld scheffelten, aber es den ehrlich arbeitenden Bürgern (und Jugendlichen) immer schlechter gehe und der Vorschlag überhaupt von jedem noch klardenkenden Menschen strikt abzulehnen sei.

Nach der Abstimmung – in der übrigens der asoziale Vorschlag angenommen wurde, trotz Euch, unserer Großmutter und allen denkenden Menschen – habe ich von der Großmutter einen Vortrag über Menschen, die nicht mehr denken können, erwartet. Statt dessen war sie nach der „verlorenen“ Abstimmung derart leise und vermied ein Gespräch über das Thema, daß ich die Frage nicht unterdrücken konnte: „Großmutter, wie hast du eigentlich gestimmt?“ Da errötete sie und beichtete kleinlaut: „Na ja, weißt du, sie haben im Fernsehen gesagt: Diese Änderung sei für unsere Wirtschaft wichtig, und alle sollen dafür stimmen. Was blieb mir denn anderes übrig?“ Auch die Reaktion, die ich von Euch erwartet hatte, blieb aus, offensichtlich ließ sich gegen ein solches Argument nichts einwenden.

Unsere Großmutter, die eine eigene Meinung hatte und fest entschlossen war, danach zu handeln, wurde durch einen einzigen Satz zu einer gegensätzlichen Handlung gebracht. Und auch die (bis anhin unzählbare) Jugend, die wie Ihr nie gerne klein beigegeben hat (schon aus Prinzip nicht), war plötzlich still, und auch bei Euch war die Luft draußen. Die Szene hatte etwas an sich, was lebhaft an die oben erwähnten Märchen erinnerte. Zuerst war ich auch etwas ratlos, dann leuchtete mir aber die Erklärung ein: eine Zauberformel! Genau nach Definition! Eine geeignete Phrase zwang unsere Großmutter, anders zu handeln, als sie aus ihrer inneren Überzeugung wollte!

Um die peinliche Situation zu entschärfen, bot ich ihr – eigentlich zuerst als Spaß – die Hypothese der Zauberformel an, die sie gegen ihre Überzeugung stimmen ließ. Weil Ihr für das Erfinden von Phantasien immer zu haben wart, habt Ihr bei der Erklärung der Funktionsweise dieser Hexerei munter mitgemacht. Unsere erste Zauberformel war bald gedeutet, allerdings verlor sie ihren märchenhaften und amüsanten Charakter und gewann dafür eine beunruhigende Dosis Realität. Dazu haben wir festgestellt, daß es in der Welt von weiteren Zauberformeln nur so wimmelt. Bald hatten wir darin gute Übung und eine systematische Arbeitsweise entwickelt. Diese bediente sich solcher Fragen wie: „Was wollten die Menschen wirklich, und was mußte ihnen gesagt werden, damit sie so handelten, wie sich das diejenigen ‚mit dem Zauberstab‘ wünschten?“

Heute möchte ich Euch an einige Entdeckungen aus dem damaligen vergnüglichen Studium des Hexeneinmaleins erinnern.

Wieso übte eine derart plakative Phrase wie „Ein Ja zu diesem XXX-Vorschlag bedeutet ein Ja zu unserer Wirtschaft und somit ein Ja zu unserer Zukunft“ eine solche Kraft aus, und das ohne jegliches Abrakadabra? Oder ist vielleicht gerade diese Wortkombination das langgesuchte Abrakadabra?

Zur Gesellschaft, die unsere Wirtschaft einschließt, gehören alle im Lande. Quantitativ und demographisch ausgedrückt, sind dies vor allem solche, die im gemeinsamen Boot rudern, während einige wenige die moderne Arche, genannt Nation, per Zauberstab zu steuern versuchen. Nochmals anders ausgedrückt, besteht diese Gemeinschaft aus unterschiedlichen Gruppen. Die Konzerne, Banken und Großaktionäre berichten über Gewinne, die für Großmütter und Jugendliche schwindelerregend wirken, aber weiterhin wacker steigen. Die Großmütter, die unbezählbare Jugend und einige denkende Menschen stellen dabei aber fest, daß soziale Leistungen abnehmen, die Zahl der Armen zunimmt, die Schicht der „working poor“ entsteht und das Gefälle zwischen den Reichsten und den Ärmsten immer größer wird. Das Geld konzentriert sich immer mehr in den Händen von immer weniger „Auserwählten“. Dies ist bei den geltenden wirtschaftlichen und sozialen Gesetzen zwingend. Die auf dem unteren Ende agierende Mehrheit verdient ihr Salär und verbraucht es auch gleich für ein besseres oder schlechteres Leben. Nur in seltenen Ausnahmefällen kann ein Angestellter überhaupt so viel verdienen, daß er in die Klasse der Reichen rutscht. Die zahlenmäßige Minderheit, welche den überwiegenden Anteil am Gewinn einkassiert, „verdient“ vor allem

dadurch, daß sie bereits viel Geld besitzt und besitzt dadurch immer mehr. Der Gradient, die Steilheit der Unterschiede zwischen den Reichen und den Armen, muß beim gegenwärtigen Stand der Dinge immer größer werden, und dies auch ohne Mogeleyen, Steuerhinterziehungen oder andere illegale Aktionen. In einigen Fällen kommt bekanntlich auch solches noch dazu.

Aus der Sicht der reichen Minderheit ist diese Einrichtung sicher sehr reizvoll. Unbegreiflich ist eher, daß auch die benachteiligte Mehrheit diese akzeptiert und, wie im Falle der Großmutter, sogar unterstützt. In Märchen wird solch unerklärliches Verhalten mit Hilfe der Zauberformeln erreicht. Wie müßten diese in unserer Welt funktionieren, damit die Großmütter, unbezähmbare Jugend und die meisten (auch denkenden) Menschen anders als logisch reagieren?

Das beschwörungshafte dreimalige Ja, welches das politische Anliegen, die Wirtschaft des Landes und unsere persönliche Zukunft scheinbar unabänderlich aneinanderkettet, verleiht dem zentralen Ausdruck „unsere Wirtschaft“ seine magische Wirkung. So viel zur Scheinwelt unserer Politmagier und Finanzjongleure. Wie aber sieht die wirkliche Welt der Großmütter aus?

Ich vermute, daß jede funktionierende Zauberformel einen echt wirkenden Köder beinhalten muß. Die Sklaven hätten kaum durch einen an sie gerichteten Appell, zum Wohl der gemeinsamen Wirtschaft die Anstrengungen noch zu verdoppeln, motiviert werden können; auch wenn das Gut ihres Besitzers durch ihr verdoppeltes Schuften tatsächlich reicher werden würde. Hier funktionierte die Formel „Es ist für unsere Wirtschaft wichtig“ nicht. Darum trugen sie ja auch Ketten und die Peitsche des Aufsehers lieferte weitere Argumente. Auch der kleine Hänsel würde nicht freiwillig mehr essen, bloß weil die Hexe verlauten ließe, dadurch hätte das Zuckerhäuschen – dessen Teil er nun selber sei – einen fetteren und schmackhafteren Hänsel in der Geschäftsbuchhaltung aufzuweisen.

Die benachteiligte Mehrheit muß also überzeugt werden, daß ihr „Ja“ bei einer Abstimmung zu einer gesellschaftlichen Einrichtung führt, von der sie auch persönlich profitieren werden. Tatsächlich wimmelt es in den Märchen (und unserer Welt) von erfolgreich angewandten Zauberformeln vom Typ: „Wenn du mitmachst, gewinnst du was.“ Das hat ja bereits der Teufel bei Jesus versucht, und sein Mißerfolg ist eigentlich eine der wenigen Ausnahmen. In der Regel wollen unzählige Hirten, Prinzen, berühmte akademische Persönlichkeiten (wie Dr. Faust), aber eben auch Großmütter und viele nicht genügend denkende Menschen irgend ein Etwas und vergessen dabei zu schauen, ob und wieviel sie dann dafür bezahlen müssen. Ein armer Bauer verschreibt sich dem Teufel für ein paar Groschen, die er jetzt braucht, und realisiert erst später, daß er mehr zurückzahlen muß, als er je können wird. Auch die schöne Prinzessin löst ihr akutes Problem durch einen Pakt mit dem nur scheinbar hilfreichen Rumpelstilzchen. Wenn sie aber eine richtige Buchhaltung führen würde, müßte sie feststellen, daß ihr Gewinn aller Voraussicht nach kleiner sein wird als ihr Verlust. Die Märchenautoren haben dann jeweils ihre liebe Mühe damit, den Bauern und schönen Prinzessinnen aus der Patsche zu helfen.

Unser sozialpolitisches System basiert weitgehend auf dem Prinzip „Unterstütze die waltenden wirtschaftlichen Gesetze, weil dann auch du profitierst“, und ein „Briefeautor“ bemüht sich hier, seinen Lieben die darin enthaltene Falle zu zeigen. In Wirklichkeit müßte der Satz heißen: „Wenn du mitmachst, gewinnst du etwas. Unter Umständen verlierst du dabei aber auf Umwegen mehr, als du gewonnen hast.“ Wahrscheinlich muß ich aber konkreter werden.

Wenn ich mich in diesem Kapitel schon auf die wirtschaftliche Seite unseres Lebens beschränke, bleibt mir nichts anderes übrig, als festzustellen, daß wir schlicht und einfach immer mehr Geld wollen. Für ein besseres Leben, für unsere Kinder und tausend andere gute Zwecke. Das meine ich jetzt ganz neutral, ohne es zu werten. In das Netz, mit welchem wir all die verschiedenen umhertreibenden Gewinne abschöpfen wollen, sind unzählige Zauberformeln eingewoben. So möchten wir zum Beispiel unser Geld gut anlegen, damit es auch

Zinsen abwirft. Wenn nun theoretisch einmal eine Volksabstimmung im Lande durchgeführt werden sollte, mit dem Ziel, eine Erhöhung der Zinsen auf angelegtes Geld zu erwirken, würden wir dem wahrscheinlich alle zustimmen. In der Realität ist es natürlich nicht so einfach, aber bleiben wir der Einfachheit halber bei einer Annahme, wir könnten direkt über eine Erhöhung der Zinsen abstimmen. Dadurch würden meine bei der Bank angelegten zehn Groschen etwas mehr abwerfen, das habe ich mir auch redlich verdient. Der Krösus von nebenan hat auf der gleichen Bank zehn Milliarden Groschen liegen und saht einen entsprechend größeren Geldsack Zinsen ab. Dies allein stört die meisten Großmütter nicht, diese Proportionalität wirkt gerecht. Einige auf diese für unsere Zeit typische Art denkende Menschen fühlen sich dadurch sogar aufgewertet, sie können sich ja auch zu den (Klein-)Anlegern oder (Mini-)Aktionären zählen. Ihren Freunden erzählen sie von der Generalversammlung der Aktieninhaber (bei der auch der Schwager des Krösus anwesend war!) und würden bei der nächsten Volksabstimmung „alles, was für eine solche Wirtschaft nötig ist“ unterstützen.

Diese Rechnung müssen wir aber nochmals machen, diesmal mit Hilfe der goldene Eier legenden Gans. Eigentlich ist ein solches Zauberwesen nichts anderes als die ideale Bank. Kann man sich eine solche Gans anschaffen, werden in regelmäßigen Abständen goldene Eier geliefert. Besitzt man mehrere Gänse, erntet man entsprechend mehr Gold. Der Unterhalt der Gänse ist im Vergleich zu dem Gewinn vernachlässigbar, ihr Futter entspricht etwa den Depotgebühren von Wertschriften. Die Märchenerzähler waren offensichtlich in der Finanzterminologie zu wenig bewandert und mußten darum diese schwer vorstellbaren Fabelwesen erfinden, statt kurz und bündig von gewinnbringenden Vermögensanlagen zu sprechen. Vielleicht versäumten sie es auch darum, eine brauchbare Marktanalyse durchzuführen; es wurde nie befriedigend analysiert, welche Gänse mehr oder größere Goldeier legten und ob der Wert der Goldstücke, die der Esel pro Tag „auszuschütteln“ vermochte, größer war als der Ertrag aus der Gänsezucht.

Diese Analogien können uns aber helfen, die Funktionsbeschreibung einer Zauberformel aufzustellen. In den Märchen wird auf dieses wichtige Detail nicht eingegangen; die Gans kann es einfach, die Fähigkeit, Gold ohne nennenswerten Aufwand zu produzieren, ist Bestandteil der Zauberei. Den Leser oder Zuhörer interessiert auch nicht, was alles in den Innereien einer Gans abläuft. Im Vordergrund stehen eher die Folgen der Goldproduktion. Der glückliche Hans kann sich dafür ein Stück Brot (Ware) oder die Hilfe anderer Menschen (Dienstleistungen) kaufen. Man könnte sich ein Zauberland vorstellen, in dem es genügend solche Gänse und Esel gibt, so daß alle Bewohner nicht mehr arbeiten müßten und für Gold alles kaufen würden, was ihnen in den Sinn käme. Im Märchen könnte das funktionieren. Und wie sieht es in der Realität aus, wenn wir die Gänse durch Banken ersetzen?

Die Innereien einer Bank sind auch nicht besonders durchsichtig, ihr Funktionieren läßt sich aber viel besser erfassen. Die Wertpapiere können auch neue Geldstücke „legen“, fast wie die märchenhafte Gans ein Goldei ausbrüten kann. Angelegtes Geld hat dabei noch den Vorteil, daß man es sich jederzeit kaufen kann (wenn man reich genug ist) und nicht warten muß, ob die gute Hexe uns eine mit Goldeiern gefüllte Gans schenkt.

Trotzdem sind beide „Lösungen“ nur eine Illusion. Weder die Gans noch die Bank kann eßbaren Brei produzieren oder die Uhr, welche während Eures Fußballtrainings in der Wohnung „von alleine“ herunterfiel, reparieren. Die Wertpapiere (und frisch gelegte Goldeier, wenn es solche wirklich gäbe) können bloß die hinter den Geldstücken liegende Ware oder Dienste „umverteilen“.

Hier muß ich nochmals auf den Unterschied zwischen dem Zaubertopf mit Brei und der Goldeier legenden Gans eingehen. Ihr habt die Gans für einen besseren Zauber gehalten als den Topf. Da seid Ihr nicht alleine. Nach Befreiung vom sogenannten Kommunismus führten einige (anfänglich) bejubelte Wirtschaftsminister in den osteuropäischen Ländern ein System ein, in dem zum Beispiel einfache Sekretärinnen einer Bank mehr verdienten als Bäcker, Schmiede, Computerspezialisten und Universitätsprofessoren (traurig, aber wahr). Begreifli-

cherweise wollten dann alle Bankiers, Unternehmer oder mindestens Aktieninhaber werden. Sogar viele in anderen Lebensbereichen normal denkende Menschen wiederholten die Parole „Geld produziert Geld“ und vergaßen zu fragen: „Und wer produziert das Brot?“ In der Folge entstanden unzählige Banken, und es wimmelte von Unternehmern, dafür wurde aber der Betrieb in vielen, teilweise weltbekannten Produktionsstätten eingestellt. Mit der Wirtschaft ging es dann schnell wieder bergab und neue (anfangs) bejubelte Wirtschaftsminister wechselten viele Funktionäre aus, aber nicht die Strategie. Wenn sich alle weiterhin auf die Zucht der Goldeier produzierenden Gänse konzentrieren, dann können sie sich auch weiterhin insgesamt nur soviel Brot oder Brei kaufen, wie es davon gibt. Das einzige, was die Beschäftigung mit den Gänsen und Eseln bringt, ist ein Verteilungsschlüssel dazu, wer welchen Anteil des vorhandenen Brotes kaufen kann. Die mit mehr Gänsen nehmen sich mehr, andere weniger und diejenigen, die gar keine Gänse besitzen, backen das Brot und kochen den Brei für die Gänse- und Eselhalter.

Der oft falsch verstandene und zu Unrecht belächelte Karl Marx hat und/oder hätte es uns schon längst gesagt: „Was zählt, ist die Produktion von Waren und Dienstleistungen.“ Das Geld liefert bloß den Schlüssel dazu, wieviel sein Besitzer von den insgesamt erzeugten Gütern für sich in Anspruch nehmen kann. Der Versuch zu sagen, daß der Wert des Geldes durch den entsprechenden Wert des Goldes fixiert oder garantiert ist, ist auf gleiche Art nichtssagend, weil man die goldenen Eier als solche weder essen noch für etwas Vernünftiges verwenden kann. (Vielleicht als Munition in Kinderschleudern?) Wenn also ein Bäckerlehrling an einem Tag zehn Brötchen backt (nehmen wir an, eßbare), dann war dies sein Beitrag zu unserer Wirtschaft. Sein Lohn würde etwa zum Kauf eines dieser Brötchen ausreichen. Wenn die Azubi-Sekretärin in der Bank mit ihrer Einfingermethode auf der Schreibmaschine zehn Tabellen der Börsenberichte am gleichen Tag ausfüllte, war ihr Beitrag an verwendbaren Gütern praktisch gleich Null, sie könnte sich aber für ihr Salär täglich zehn Säcke Brötchen kaufen. Diese Relationen sind leider nicht ganz so übertrieben, wie es sich für ein Buch der Übertreibungen ziemen würde, aber schon absurd genug. „Unsere Wirtschaft“ hält allerdings ihre Arbeit für unverzichtbar. Und wenn der Schwager von Krösus zehn Millionen Goldeier legende Wertpapiere besitzt, und dazu braucht er nicht einmal mit einem Finger etwas zu tippen, kann er sich zehn Schiffsladungen Brötchen kaufen und eine Villa dazu. In der Rechnung der einen Wirtschaft ist sein Beitrag ebenfalls gleich Null, in der „anderen Wirtschaft“ ist er aber eine Schlüsselperson, ohne ihn und seinesgleichen wären wir, laut der Propaganda zu der bekannten Volksabstimmung, verloren.

Somit können wir in der Funktionsweise der Zauberformel mindestens zwei Begriffe auseinanderhalten. „Unsere Wirtschaft“ besteht aus zwei Systemen. In dem System, das ich „Produktionswirtschaft“ nennen möchte, wird etwas produziert, getan und geleistet. Hier operieren die Bäckerlehrlinge, Schmiede, Chemiker, Lehrer, Hausfrauen, Musiker, Ärzte, Wissenschaftler etc. Sie kochen zum Beispiel einen Brei in einem gewöhnlichen Topf (Köche) oder versuchen einen Zauberkessel zu entwickeln, der den Brei selber kochen könnte (Entwicklungsingenieure). Ihre Arbeit erzeugt lebensnotwendige oder -vereinfachende Güter und Dienste. Das zweite System, von mir „Finanzwirtschaft“ genannt, beinhaltet Beschäftigungen im Zusammenhang mit Kapital. Finanzspezialisten, Börsenspezialisten, Bankspezialisten, Steuerhinterziehungsspezialisten und Aktieninhaber schaufeln die goldene Eier hin und her, studieren unerklärliche Gründe für die Schwankungen in der „Eierlege-Leistung“ der Zaubergänse und produzieren täglich Übersichtstabellen, um zu berechnen, wer sich denn heute wie viele der von den Lehrlingen gebackenen Brötchen kaufen könnte. Ihre Arbeit bringt in bezug auf die Produktionswirtschaft beinahe nichts. Auf den von nichts abweichenden Anteil komme ich später zu sprechen.

Hoffentlich ist es mir gelungen, die Situation so übertrieben darzustellen, daß Ihr nun versucht, Euch selber ein Bild zu machen.

Die Zauberformel, welche unsere Großmutter nach der Pfeife der Vertreter „unserer Wirtschaft“ tanzen ließ, liegt bald klar ersichtlich vor uns. Die Großmutter hat auch ihre zehn Groschen angelegt und freut sich, ab und zu frischgelegte, kleine goldene Eier zu finden.

Somit ist sie als ein Mitglied der „Finanzwirtschaft“ daran interessiert, Gesetze, Einrichtungen und ungeschriebene Gepflogenheiten, die Kapitalgewinne erhöhen, Steuer aus Kapitalgewinnen verkleinern etc. zu stärken. Sie kann aber „entzaubert“ werden, wenn sie die Milchmädchenrechnung selber durchführt.

Nehmen wir an, daß in einem märchenhaften Finanzland durch das Einführen neuer Gesetze die Inhaber der Gänse und Wertpapiere für ihre Anlagen noch mehr Reingewinn erreichen könnten. „Bravo“, freut sich die Großmutter, „für meine zehn Groschen bekomme ich jedes Jahr zehn Prozent Zins anstatt den bisherigen zwei Prozent, also einen ganzen Groschen! Hoffentlich geht es weiter so mit unserer Wirtschaft, vielleicht kann ich den Enkeln doch noch etwas hinterlassen“. Was meint Ihr, gewinnt die Großmutter wirklich oder nicht?

Der alte griechische Philosoph Zenon pflegte raffinierte Geschichten zu erfinden, die für viele denkende Menschen über Jahrhunderte ein Rätsel blieben. Sie widersprachen einfachen Rechnungen schlauer Milchmädchen und tagtäglichen Erfahrungen, ließen sich aber logisch nicht widerlegen. In einer davon nimmt Achilles, der Schnelle, ein Rennen mit einer Schildkröte auf. Obwohl die Schildkröte zehn Meter Vorsprung bekommt, scheint jedem Menschen der Sieg auf der 100-Meter-Strecke für den Achilles gesichert zu sein. Da kommt aber der liebe Zenon und argumentiert, daß während der Zeit, die Achilles zum Zurücklegen der ersten zehn Meter braucht, die Schildkröte ihrerseits einen Meter weit kommt. Diesen einen Meter rennt anschließend auch der Achilles, dadurch hat er aber die Schildkröte nicht überholt, nicht einmal eingeholt, weil diese ja inzwischen weitere zehn Zentimeter der Strecke bewältigt hat. Dieser Rekurs wiederholt sich unendlich oft, so daß der Achilles, wie uns Zenon belehrt, die Schildkröte nie überholen kann.

Dies tönt recht erstaunlich, ein schnell rennendes Wesen kann ein langsam rennendes Wesen nicht überholen. Die Geschichte der Großmutter ist aber noch erstaunlicher. Gemäß einer einfachen Milchmädchenrechnung (und tagtäglichen Erfahrungen) gewinnt ein langsam Geld gewinnendes Wesen wohl ein bißchen Geld, verliert aber immer mehr an relativem Lebensstandard. Wie wenn die Schildkröte subjektiv nach vorne kriechen, sich aber in Wirklichkeit rückwärts bewegen würde!

Hoffentlich überwindet jetzt Eure Neugier Eure (wie Ihr immer betont „natürliche“) Abneigung gegen das Rechnen. Vereinfachen wir hierzu den Fall auf zwei Teilnehmer, einen (noch nicht genügend denkenden) Menschen vom Typ Großmutter und einen Millionär. Der erste verdient im Jahr 100 goldene Eier (was in den meisten Ländern etwa hunderttausend Rubel, Mark oder Franken entspricht). Unser Mensch verdient also nicht schlecht. Sein Kontrahent auf der Strecke verdient 1000mal mehr, also 100 000 Goldeier. 100 Millionen Mark oder Dollar Gewinn im Jahr ist zwar viel, aber es gibt solche, die noch schneller noch mehr „kassieren“. Das Rennen besteht aber nicht bloß darin, wer wieviel Goldeier hat, sondern was wer dafür bekommt. Zur Erinnerung: Goldeier selbst sind nicht eßbar, sie dienen nur zum Verteilen der Ansprüche auf alle „Brötchen“, die im Lande hergestellt oder importiert werden. Zu den Spielregeln gehört auch das Resultat der Volksabstimmung über bessere Zinsen und weniger Steuern auf den Kapitalgewinn. Es ist mit Hilfe unserer Großmutter und vielen zu wenig denkenden Menschen gelungen, „unsere Wirtschaft“ so zu unterstützen, daß wir Anleger nun reine 10 Prozent Gewinn einstreichen. Die Großmutter und die in dem Moment vielleicht noch nicht genügend denkenden Menschen sind zufrieden, und das Rennen gewinnt.

Von den 100 Goldeiern Jahressalär verbraucht unser Mensch mit dem Schildkrötentempo (nennen wir ihn Walter) wahrscheinlich 90 Eier zum Leben, und wenn es gutgeht, kann er den Überschuß von 10 Eiern bei einer Bank anlegen. Der Achillesmensch (oder neugriechisch Achill) kassiert jährlich gemäß der Spielvorlage 100 000 Eier. Erst wollte ich ihn auch 90 Prozent davon verbrauchen lassen, habe dann aber schnell gemerkt, daß dies kaum möglich ist. Er kann beim besten Willen nicht jeden Tag zehn Schiffsladungen Brötchen konsumieren, und die Villen, die er sich nebenbei kauft, können auch nicht als Verbrauchsware verbucht werden, weil sie als Anlage bestehen bleiben. Um 90 Millionen Mark jährlich echt

zu verbrauchen genügt es auch nicht, täglich 100 Steaks in den teuersten Restaurants zu essen und dazu auf allen sieben Meeren für sieben Yachten mit jeweils sieben Geliebten aufzukommen. Um die Rechnung weiterhin so einfach wie möglich zu halten, lasse ich ihn „bloß“ 10 000 Goldeier (entspricht etwa 10 Millionen Mark) jährlich für sein (hoffentlich glückliches) Leben ausgeben. Sollte mich Achill eines Besseren belehren und noch mehr Steaks und Frauen bewältigen, die Zenonsche Rechnung wird trotzdem funktionieren, solange er mehr anlegen kann als Walter.

Achill beschränkt sich also auf zehn Steaks und sieben Geliebte pro Tag und legt die übriggebliebenen 90 000 Eier an. Was die zu verteilenden „Brötchen“ betrifft, teilen es die Spieler gemäß ihrem Portemonnaie, also im Verhältnis von 10 000 (Achill) zu 90 (Walter). (Ihr würdet auf Eurem Computer ausrechnen, daß dies etwa der Zahl 111 entspricht und mich dabei abschätzend beobachten, wie ich es im Kopf oder von Hand auf Papier auszurechnen versuche.) Sollten im Land unseres Beispiels insgesamt 10 090 „Brötchen“ pro Jahr gegessen und genossen werden, fallen für Achill derer 10 000 und für Walter 90 ab. Selbstverständlich könntet Ihr diese Rechnung auch auf ein Land mit Millionen von „Teilnehmern“ ausdehnen.

Die nächste Spielrunde findet ein Jahr später, nach der Zinsausschüttung statt. Beide Kontrahenten „verdienen“ das gleiche „Salär“ wie im Vorjahr, addieren dazu aber den Zins aus dem angelegten Geld. Walter hat nun ganze 101 Goldeier zur Verfügung, 100 aus dem Salär und eines in Form der 10 Prozent aus seiner Kapitalanlage von 10 Eiern. Er ist glücklich darüber (weil er immer noch zu wenig denkt). Achill kommt mit dem günstigen Zins auf 109 000 Goldeier (was Walter aus Proportionalitätsüberlegungen für fair hält). Damit die Rechnung weiterhin einfach bleibt, legen wiederum beide gleich viel auf die Bank wie im letzten Jahr und schauen, was sie in diesem Jahr im Alltag verbrauchen können. Walter 91 Eier (ein Ei mehr als letztes Jahr, toll!), Achill muß für 19 000 Goldstücke Ware und Dienste finden. Im Land selber und in seiner näheren Umgebung hat sich wenig verändert, so daß immer noch 10 090 symbolische Brötchen zu verteilen sind. Wir wollen nicht vergessen, dass die Goldeier und Brötchen symbolisch sind und den geltend zu machenden Anspruch für Produkte und Dienstleistungen darstellen.

Die Tatsache allein, daß nun 19 091 anstatt den letztjährigen 10 090 Zahleinheiten um die Brötchen wirbt, ändert an ihrer Anzahl nichts. Wenn wir in Lire statt Mark oder Franken rechnen würden, wären die Zahlen um ein paar Größenordnungen höher, die Anzahl der produzierten Brötchen bliebe dadurch aber unverändert. Auch wenn sich ihre absolute Zahl als Folge der Wirtschaftspurzelbäume ändern sollte, kommt es im Endeffekt immer auf den Verteilungsschlüssel an. Euer Rechner sagt Euch gleich, daß das Verhältnis 19 091 zu 101 ungefähr 189 zu eins beträgt. Die 10 090 im Lande verbrauchten „Brötchen“ werden nun nach dem neuen Schlüssel verteilt. Achill bekommt derer 10 042 und Walter den Rest, nämlich etwa 48 Brötchen, also weniger als letztes Jahr! Der zu wenig denkende Mensch „profitierte“ wohl von der Einrichtung „unserer Wirtschaft“, weil aber der Achill noch viel mehr profitierte, blieb für Walter und sein Krötengehirn real weniger als vorher übrig. Die Großmütter und andere zu wenig denkende Menschen sind nach den Regeln der Finanzwirtschaft nach vorne gerannt, in Wirklichkeit (in welcher wir immer noch Brötchen und keine Goldeier vertilgen) aber rückwärts gekrochen! Vielleicht werden sie das nächste Mal hellhörig, wenn es wieder einmal heißt, etwas sei für „unsere Wirtschaft“ wichtig.

Wenn Ihr die Spielregeln konsequent untersucht, stellt Ihr fest, daß der einzige, der vorbehaltlos gewinnt, nur der Allerreichste ist. Alle anderen verlieren relativ zu allen, die reicher sind als sie selbst, und gewinnen gegenüber den Ärmern. Der einzige absolute Verlierer ist der Ärmste. Dieses Prinzip haben wir schon wiederholt beobachtet, das gleiche gilt auch für Machtverteilungen in (künstlichen) Hierarchien. Somit ist „unsere Wirtschaft“ nur eine der unzähligen Formen, in denen unsere ominöse (bösen?) Gesetze walten. Sie angeln ihre Opfer mit dem Köder „wenn du mitmachst, gewinnst du (im Vergleich zu den Unterlegenen, und du verlierst den ‚Überlegenen‘ gegenüber)“. Kein Köder ohne versteckten Haken, hier die Klammer, häufig auch das Kleingedruckte.

Dieses Prinzip gilt natürlich auch bei unzähligen anderen wirtschaftlichen Themen, wie zum Beispiel bei der Abschaffung der Erbschaftsteuer. Hier vergißt sogar die Großmutter ihre soziale Einstellung und denkt sich: „Wenn ich schon mein ganzes Leben lang für meine Kinder gespart habe, warum soll ich etwas davon abgeben?“ Sie vergißt dabei, daß das Land jedes Jahr ungefähr gleich viel Geld (ver)braucht. Wenn auch die Reichsten von der Besteuerung befreit werden, muß das Geld anderswo geholt werden (und es ist viel Geld im Spiel!). Die Großmutter wird sich bald zum Beispiel über einen weiteren Abbau von Sozialleistungen ärgern können, dieser Abbau wird dann um ein Mehrfaches größer sein als die Besteuerung jener paar Groschen, die sie uns hinterlassen möchte.

Da ich bei meinem Glossieren der finanziellen Situation die Gruppen der Großmütter, revoltierender Jugend und denkender Menschen verwendet habe, könnte ein falscher Eindruck entstehen, daß nur die Klasse der Arbeitnehmer benachteiligt wird. „Unsere Wirtschaft“ rekrutiert viele Stimmen aus den „mittleren gehobenen Schichten“. Viele selbständige Handwerker, Kleinunternehmer, Menschen mit gutem Salär oder mit solidem, wenn auch nicht übertrieben großem Eigentum fühlen sich als Beteiligte, Akteure und Nutznießer „unserer Wirtschaft“ und glauben, sie seien auch Achills. Ein Handwerker, der eine kleine Firma besitzt, selber von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang arbeitet und sein privates Vermögen einsetzt, könnte meinen, daß er von den Einrichtungen der Achills profitieren könnte. Da irrt er aber. Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung bekleiden die Rolle der rückwärts kriechenden Schildkröten! Euch möchte ich empfehlen, die Milchmädchenrechnung zu überprüfen, auch wenn es Euch gutgeht.

Auch das von „unserer Wirtschaft“ oft angepriesene Ziel der Ankurbelung der Wirtschaft, von der ja alle profitieren würden, kommt aus der gleichen Trickkiste. Dadurch wird ein Film über das Rennen von Achill mit der Schildkröte nur mit einer anderen Geschwindigkeit abgespielt, das Resultat bleibt aber gleich. Eine echte Ankurbelung fände statt, wenn wir die Gesetze dahingehend ändern würden, daß die „mittlere gehobene“, vor allem aber aktiv arbeitende Klasse von ihrer verdienten Arbeit auch mehr Verdienst bekäme. Dadurch könnten sich viele Menschen mehr kaufen, infolgedessen könnten mehr andere Menschen arbeiten, und es ginge allen besser. Mit der Ausnahme der Achills, die sich die achte Yacht erst morgen statt heute kaufen könnten (und ihnen deswegen die in Aussicht gestellte achte Geliebte den Rücken kehren würde).

Trotz meiner hoffentlich genügend übertriebener Darstellung der Wirtschaftsstruktur möchte ich, wie versprochen, ihre „von Null abweichende“ Wichtigkeit erwähnen. Der eine Punkt ist schlicht und einfach, daß es bisher nicht gelungen ist, etwas Besseres zu realisieren. (Vielleicht schon darum, weil wir, im Banne der Zauberformel, uns um etwas Besseres zu wenig bemüht haben.) Weiter soll die herrschende Wirtschaftspraxis zur natürlichen Regulierung und Stabilität des Landes beitragen. Nicht zu vergessen die angebliche Wichtigkeit der Reichen selbst. Sie kreieren und erhalten unsere Arbeitsplätze aufrecht, viele unterstützen als Mäzene unsere Kultur und den Sport.

Der letzte Satz tönt aber wieder wie eine Zauberformel aus dem Märchen. Zum Beispiel als der nackte Kaiser zu einem prächtig gekleideten Kaiser erklärt wurde.

Wenn ein Kaiser nackt herumläuft, gleichzeitig aber lauthals verkündet wird, daß er ein wunderschönes Kleid trägt, werden einige Zuschauer unsicher. Sie sehen ihn so, wie er ist, nämlich nackt, stehen aber unter dem Einfluß der „Herrschaftspropaganda“. Ein Teil von ihnen ist in dem Sinne „normal“, daß sie ihren eigenen Augen weiterhin trauen und den Kaiser so nackt sehen, wie er ist. In einem anderen Sinne erklären sie sich freiwillig für „nicht normal“, indem sie sich der Bewunderung der nicht existierenden kaiserlichen Pracht anschließen. Als Opportunisten unterstützen sie die Mogelei, weil ihr Leben am Hof dadurch wahrscheinlich einfacher und angenehmer wird. Am schlechtesten ergeht es den Menschen, die ihren eigenen Augen nicht mehr trauen und einfach blind mitmachen.

Glaubt ihr tatsächlich, daß dieses Märchenthema mit unserer Realität nichts zu tun hat? Macht Eure Augen auf! Zum wesentlichen Teil der Spinnweben der Zauberformel, die Großmütter überstimmen, gehört die Behauptung der Wichtigkeit, Fähigkeit und Unentbehrlichkeit der Superreichen für unsere Wirtschaft und somit für unser aller Wohlergehen. Es war einmal, es ist noch nicht lange her, wieder eine Abstimmung in unserem Lande. Diesmal sollten die Reichsten auf einen verschwindend kleinen Anteil ihrer Gewinne zugunsten von Projekten zur Schaffung neuer Arbeitsplätze vorübergehend verzichten. In einem Zeitungsartikel ereiferte sich damals ein Bankangestellter gegen diesen Vorschlag mit einer rührenden Verteidigung der armen Reichen. Er kenne sie aus der gemeinsamen Arbeit und könne bestätigen, daß diese Leute mehr, härter und besser arbeiten als alle anderen. Somit verdienen sie das, was sie verdienen. Wenn jemand dagegen stimmt, dann bloß aus Neid. Außerdem würde dadurch unsere Wirtschaft darunter leiden, weil diese Elite ja mit ihren hohen Steuerabgaben zum Gemeinwohl beiträgt und Arbeitsplätze schafft.

Wie konnte sich der Mann von der Kleidung des Wirtschaftskaisers blenden lassen? Wenn ein gut ausgebildeter, fähiger und fleißiger Angestellter „recht gut verdient“ (zum Beispiel hunderttausend solide mitteleuropäische Geldstücke im Jahr), muß er dafür sicher mindestens acht Stunden täglich seine Fachkenntnisse und sein Geschick effizient einsetzen. Wahrscheinlich kommen einige Überstunden, Selbststudium etc. dazu. Das Zehnfache seines Salärs (eine Million Jahresgewinn) zu erzielen ist für einen Reichen höherer Klasse nicht viel. Das „verdient“ er manchmal spielend, zum Beispiel indem er in eine steuermäßig günstigere Gegend zieht oder sein Geld besser anlegt. Gemäß der Zauberformel im Zeitungsartikel über die Superleistungen der oberen Einkommensklassen ist aber sein Verdienst durch seinen Fleiß und seine Fähigkeiten gerechtfertigt. Offensichtlich arbeitet er 80 Stunden am Tag, ist zehnmals besser ausgebildet und zehnmals fleißiger. Ein Achille Onassis müßte dann etwa 8000 Stunden am Tag intensiv arbeiten und über das Wissen und die Fähigkeiten einer mittleren Universität verfügen. (Wir alle wissen aber, daß er auch gar nichts tun müßte, außer geschickte Leute anzuheuern und zuzuschauen, wie sein Vermögen wächst.) Wenn er wirklich so lang und gut arbeitet, dann sind seine Einnahmen gerecht. Falls diese Angaben aber nicht stimmen, dann sieht unser Bankangestellter Kleider des Kaisers, die nicht existieren, und statt sie zu bewundern, könnte er vielleicht seine Augen öffnen.

Die oben erwähnte Gruppe der geschickten Leute, die vom Wirtschaftsmogul zur Geldvermehrung angeheuert sind, ist sowieso ein besonderes Phänomen. Sie entsprechen den furchtlosen Prinzen, fleißigen Schmieden oder guten Soldaten, die in die Dienste einer mit Zauberformeln ausgestaffierten Macht eingetreten sind. Vielleicht wurden sie dazu eben durch die Hexerei gezwungen; ihre besonderen Leistungen bereiten dann aber allen anderen Kräften, die die Prinzessin retten wollen oder einfach eine gute Ordnung wiederherstellen möchten, jede Menge Probleme.

Unser Bankangestellter und seine Kollegen müssen schließlich ihr Salär verdienen, ungeachtet dessen, ob sie in Bewunderung ihrer übermenschlich fähigen Geldgeber schwelgen oder nicht. Meistens denken sie gar nicht daran. Sie haben eine Ausbildung genossen, wie man mit großem Kapital umgeht, haben eine Stelle bekommen, wo sie ihre Kenntnisse anwenden können, und die meisten haben den natürlichen menschlichen Antrieb, etwas zu leisten und ihre Fähigkeiten zu beweisen. Wenn sie nun einen besonders raffinierten Weg ausfindig machen, wie der Finanzmagnat am wenigsten Steuern zahlen muß, sind sie mit sich selbst zufrieden und auf ihre Leistung stolz. (Ein bekannter Steuerspezialist sagte mir einmal, die angestrebte Situation sei in etwa, „so wenig Steuern zu zahlen, daß bei einer eventuellen Anklage reelle Chancen bestehen würden, den Prozeß nicht zu verlieren.“) Weil sich die Reichen in der Regel fähigere Prinzen anheuern können als der Staat, hat sich diese Grenze ziemlich weit zu ihren Gunsten verschoben.

Somit helfen die Prinzen und Hänsel jenes Netz zu knüpfen, in dem sie sich selbst verstricken. Der Staat braucht eine bestimmte Summe Einnahmen pro Jahr, und jede erfolgreich versteckte Steuermillion des Moguls muß durch Millionen von Großmüttern (und Finanzspezialisten) aus eigener Tasche beglichen werden.

Das Zahlen der (durch angestellte Finanzspezialisten auf ein (il)legales Minimum oder weniger reduzierten) Steuern zählte bei unserem verzauberten Artikelautor auch zu den anerkanntswerten Leistungen der Reichen. Er stellte fest, daß ein überwiegender Anteil der Steuer durch eine Minorität bezahlt wird. Das tönt nach böser Ungerechtigkeit. Den gleichen Tatbestand kann man aber auch anders ausdrücken. Eine Minderheit „verdient“ so viel, daß sie mehr Steuern zahlen sollte als der Rest der Bevölkerung zusammen.

Zwei Aspekte der Steuerzahlung wirken dazu noch tragikomisch, mit Betonung auf dem ersten Teil des Wortes: Landesteile senken ihre Steuer für die Reichen, um sie in ihre Gegend zu locken. Ich frage mich, ob sie (die Politiker) sich nicht schämen? Sie wissen genau, daß der fehlende Betrag durch ihre Nachbarn (und zu einem weitaus geringeren Teil von ihnen selbst) beglichen werden muß. Es betrifft den Nachbarn bloß mehr als sie. Der einzige, der dabei gewinnt, hat es am wenigsten nötig und muß sich ein achttes Meer suchen, auf dem er seine achte Yacht (inklusive Geliebter) plazieren kann.

„Tragitaurig“ wirkte dann die offizielle Stellungnahme einer Amtsperson zum Vorschlag eines vorübergehenden (minimalen) Beitrags der oberen Einkommensklassen zur Arbeitsplatzbeschaffung. Der Regierungsrat ließ unter anderem verlauten: „Die Reichen finden sowieso Wege, Steuern zu hinterziehen, dagegen läßt sich nichts machen. Es wird empfohlen, den Vorschlag abzulehnen.“ Dadurch hat sich diese Person eigentlich selber als unfähig für ihr Amt erklärt. Stellt Euch vor, der Förster würde zu Rotkäppchen sagen: „Ich bin zwar angestellt und werde von Euch dafür bezahlt, für Ordnung zu sorgen, aber der Wolf findet immer einen Weg, um die Großmütter und kleine Mädchen zu fressen, ich sage euch, findet euch damit ab. Außerdem ist er für unsere Wirtschaft wichtig. Er überläßt uns viele Reste.“ Was haltet Ihr von einem solchen Förster?

Die überlassenen Reste bringen uns nun zu den Mäzenen, die unsere Kultur, unseren Sport und vieles mehr unterstützen. Das stimmt, herzlichen Dank für die Brosamen. Wenn allerdings jeder Mensch das Geld bekäme, welches er erarbeitet hat, hätte die Mehrheit – nicht die Minderheit – der Landesbevölkerung so viele Einnahmen, daß sie sich spielend auch teure Eintrittskarten leisten könnte. Das Geld für die Künstler und Sportler wäre dann wohl auch besser verteilt als nach Tageslaune und dem extravaganten Geschmack von Einzelpersonen.

Kommen wir noch zum Argument Neid als der einzigen Motivation dazu, Achill sein Recht auf 10 000 Brötchen abzusprechen (Der Vorschlag, einen verschwindend kleinen Bruchteil der Großverdienste für die Schaffung neuer Arbeitsplätze wurde von „unserer Wirtschaft“ lauthals als „Neidinitiative“ abgestempelt). Wenn dem so ist, dann haben die meisten großen Denker seit Anbeginn unserer Kultur im alten Griechenland bis zu den neuzeitlichen Philosophen ihre Lehre bloß auf dem Neidprinzip aufgebaut. So zum Beispiel auch Erich Fromm, der schlicht festgestellt hat, daß jede soziale Ordnung, in der ein Teil der Bevölkerung mehr Güter oder Vorteile für sich beansprucht, als sie wirklich erarbeitet, unreif ist.

Aus der Aufzählung der Supermerkmale der Kaiserbekleidung unseres verzauberten Bankangestellten bleibt noch die Schaffung von Arbeitsplätzen, eine besonders vaterlandsliebende Leistung der Superreichen. Ich selber zweifle nicht daran, daß sie ihr Geld in unserem Land gerne investieren, wenn es sich für sie lohnt. Ich zweifle aber ebensowenig daran, daß sie es ohne mit der Wimper zu zucken anderswohin verschieben, wenn ihnen ihre fähigen Berater hierzu lukrativere Projekte ausarbeiten. Ansonsten blieben sie nämlich nicht lange Superreiche.

Nachdem ich mich im Übertreiben der Wirtschaftsstruktur reichlich geübt habe (war es eine Übertreibung?), möchte ich die Fair-play-Regeln einhalten und ein oft ungerechtes Bild der Reichsten korrigieren. In jedem zweiten Kinofilm wird das Böse durch einen reichen Schurken repräsentiert. Dieser ist in der Regel der Prototyp eines pathologisch veranlagten Monsters. Wenn er neue Waffen entwickeln läßt, die Natur zerstört oder Menschen in alptraumer-

weckenden Fabriken schuffen läßt, tut er dies mit dem Vergnügen eines verrotteten Charakters. Ich kann weiterhin nicht glauben, daß der übernatürlich fähige Achill Hunderte Stunden am Tag arbeitet und das Wissen Dutzender Fachleute besitzt. Aber ich glaube auch nicht, daß er hundertmal verdorbener ist als wir alle anderen. Daß das Böse in so vielen Werken durch einen stinkreichen Menschen verkörpert wird, wird wohl kein Zufall sein. Es bedeutet aber nicht, daß alle gutbetuchten Menschen böse sein müssen.

Einer der vermögendsten Männer Europas hat zum Beispiel in einem Fernsehinterview einen durchaus netten Eindruck gemacht. Es war nichts von einem Bösewicht zu spüren. Er habe keine Kinder, sagte er, und seine Millionen ständig zu vermehren sei für ihn so etwas wie ein spannendes Spiel. Auf den ersten Blick wirkt sein Hobby, spielerisch immer mehr Geld zu sammeln, recht harmlos. Wahrscheinlich läßt er aus eigener Initiative keinen Regenwald roden, und die Gesetze und finanziellen Gepflogenheiten hat er auch nicht selber geschaffen. Nachdem wir ihn von der Patina eines Halunken befreit haben, bleibt allerdings immer noch die Feststellung, daß sich auf dem Schachbrett seines Spiels noch andere Menschen befinden. Um mehr Punkte zu gewinnen, wird er (oder seine aus dem „Schildkrötenvolk“ angeheuerten Spezialisten) Leute entlassen, Löhne tief halten oder Produktionen ins Ausland verschieben müssen. Dann können sich die Großmütter oder andere denkende Menschen wieder fragen, ob seine Freude an den erhöhten Punktzahlen in seinem interessanten Spiel die steigende soziale Unsicherheit oder Armut von breiten Massen rechtfertigt.

Die (fragliche) Wichtigkeit der Punktzahlen gilt übrigens nicht nur für die Achills, sondern für „unsere Wirtschaft“ allgemein. Die Geschäftsberichte von Unternehmen beinhalten vorwiegend Angaben über Wachstum, Umsatzsteigerung und Gewinnsteigerung. Die als Direktoren angestellten Walter zittern, wenn der Umsatz des von ihnen geführten Unternehmens nur um fünf Prozent größer ist als im Vorjahr, weil die Aktionäre mehr erwarten. Interessiert das eigentlich die Großmütter, die Jugend und an ihre Wirtschaft denkende Menschen? Was ist der reale, faßbare Wert einer Umsatzsteigerung außerhalb des Punktezahlens auf dem Spielbrett der Achills? Im Prinzip haben wir weltweit eine Überproduktion von Gütern. Mit wenigen Ausnahmen, bei denen unsere Ingenieure ein neues Spielzeug oder Mobiltelefon erfinden, bedeutet eine Umsatzsteigerung der einen Firma, daß eine andere Firma ihre Tore schließt. Damit wir den Gewinn steigern können, müssen wir zum Beispiel einige unserer Angestellten entlassen, die Arbeitslosen der Verlierer kommen noch dazu. Und das alles nur, um einige Punkte vom Konto von Achill A auf jenes von Achill B zu verschieben! (Gemäß der Spieltheorie ist das ganze Kapitalgeschäft sowieso ein sogenanntes Nullsummenspiel, durch das Herumschieben von Geldern entstehen keine Werte.) Die langen Börsenkommentare im Wirtschaftsteil der Zeitungen oder im Fernsehen, die viele denkende Menschen bisher mit Ehrfurcht und Bewunderung mitverfolgten, könnten plötzlich vor einem neuen Hintergrund erscheinen, ähnlich wie die Bilder im Kapitel über gute und böse Militärs. Die andere Perspektive hat einer von Euch im zarten Alter treffend kommentiert. Nachdem ich auf Euer Verlangen das Funktionieren der Börse erklärt habe, wolltet Ihr es fast nicht glauben. Die Frage „Und damit befassen sich erwachsene Menschen?“ beinhaltete keine Spur der Bewunderung.

Noch etwas zur Entlastung eines Teiles der Wirtschaftskapitäne. Einige lassen durchblicken, daß sie das Steuerrad des Schiffes und das Kommando über die Geschehnisse nicht mehr ganz in den eigenen Händen haben. Das Kapital läßt sich immer leichter transferieren, gleichzeitig kann es sich aber niemand leisten, eine deutlich kleinere Rendite auszuweisen als der Rest der Wirtschaftswelt. Es gibt kein Unternehmen mehr, das sich von der finanziellen Umwelt abschotten und nur für sich allein auf weiter Flur existieren kann. Auch die „Schildkrötenmenschen“ im Dienste der Achills können kaum ein Unternehmen „sozial gerecht“ führen, weil es im Vergleich mit der Konkurrenz schlechtere Resultate erzielen würde und dem Untergang geweiht wäre. „Unsere Wirtschaft“ diktiert ihren Hütern, was sie zu tun haben. Nicht einmal die Großmutter kann wissen, ob ausgerechnet ihre zehn Groschen auf der Bank die Urwaldrodung mitfinanzieren. Die Situation in der Wirtschaftswelt erinnert somit zunehmend an die Stube, in welcher der Zauberlehrling einen Besen in Bewegung setzte und nun machtlos zuschaut, was der Spuk alles anstellt. „Die Zauberformel, die ich rief, werd'

ich nun nicht los.“ Solche Politiker und Finanzmagnaten, die es auch merken und trotzdem weiterhin nur auf ihre Gewinnpunkte hinsteuern, ähneln dann doch immer mehr unserem Bild eines selbstüchtigen Monsters.

Auf diese Art könnte man unzählige weitere Aspekte der kapitalistischen Gesellschaft auf Zauberformeln hin untersuchen. Dieses Vergnügen möchte ich aber Euch überlassen; vergeßt dabei nicht zu schauen, ob es Euch je gelingt, die herrschende Situation übertrieben kritisch darzustellen.

Vielleicht könnt Ihr auch andere Aspekte „unserer Wirtschaft“ überlegen. Bis jetzt habe ich Euch auf die Spiele, welche die Walters und Achills mit den Goldeiern treiben, aufmerksam gemacht. Es schien mir, mit den Milchmädchenrechnungen lassen sich die Zauberformeln am besten durchschauen. Eigentlich ist es aber auf diesem Gebiet gar nicht das Schlimmste, was Eure Aufmerksamkeit verdient. Ihr könnt schließlich sagen: „Ob nun ein Achill hundertmal mehr Groschen besitzt und jedes Jahr noch zehnfach mehr verdient, ist mir eigentlich nicht so wichtig. Ich habe meinen Beruf, meine Freuden, meine liebe Menschen um mich, dazu brauche ich nicht ständig Goldeier zu zählen.“

„Unsere Wirtschaft“ und der Kampf der armseligen Reichen um ihre Punkte hat aber viele weitreichende Folgen. Als eine unvollständige Liste gehören dazu soziale Instabilität der Welt, Millionen Menschen, die am Verhungern sind, unzählige ökologische Sünden, die unsere Mutter Erde schwer verletzen, oder Greuelthaten, die durch wirtschaftliche Interessen hervorgerufen werden. Meine Verteidigung der unschuldigen Achills, die mit harmlosem Lächeln den nächsten Zug eines Brettspiels planen, versagt bei Kreaturen, denen ihre Punkte mehr bedeuten als alles, was uns normalen und gesunden Menschen heilig ist.

Als Beispiel dafür möchte ich einen Waffenhändler nennen, der seine Ware in ein Kriegsgebiet jener Seite lieferte, welche die wehrlose Zivilbevölkerung in Massen umbrachte. Dieser Wirtschaftsvertreter zeigte sich bei einem Fernsehinterview durch die an ihn gerichteten Vorwürfe beleidigt, mit der für ihn offensichtlich einzig gültigen Erklärung: Er sei Geschäftsmann, sein Job sei es, Kunden zu bedienen, und er sei stolz, seine Arbeit gut zu machen. Alles andere sei nicht seine Sache.

Noch deutlicher reagierte ein Wirtschaftsminister bei der Diskussion über ein Embargo von Lieferungen nach China im Zusammenhang mit dem Überfall von Tibet und dem Umbringen der demonstrierenden Studenten. Seine Sicht der Welt drückte er kurz und bündig mit dem Satz „Menschenrechte sind Menschenrechte, und Wirtschaft ist Wirtschaft“ aus. Somit zeigte er in aller Deutlichkeit, daß „seine Wirtschaft“ mit dem Menschen nichts mehr gemeinsam hat.

Ihr könnt selber nachprüfen, wo es in den Wirtschaftskreisen nach dieser Denkweise stinkt. Wenn Ihr aber eine schwierigere Aufgabe sucht, könnt Ihr versuchen, eine Wirtschaft zu finden, die nicht so handelt (auch nicht auf Umwegen).

Nun müssen wir uns doch mit Hamlet fragen, wo denn das Böse zu finden sei? Wieder einmal in den nicht strafbaren waltenden bösen Gesetzen? Nein! Bei uns: Großmüttern, Vätern, Söhnen, Nachbarn und Mitarbeitern! Bei allen, die es versäumen, bei jeder Gelegenheit zu versuchen, „unsere Wirtschaft“ in unsere Wirtschaft zu verwandeln.

Haben die Geschichten von Großmüttern, Gänsen, Eseln, Schildkröten und Achills etwas Neues ans Tageslicht gebracht? Eigentlich nicht. Die „Geldmacht“ ist eine der vielen Erscheinungsformen künstlicher Hierarchien, aufrechterhalten durch unsere ominöse waltenden bösen Gesetze. Diese haben wir nun in siebzehn „Briefen“ glossiert, seziiert, belächelt und zu erklären versucht. Psychische Strukturen aus unserer äonenalten Vergangenheit waren dabei im Spiel, Führungsansprüche und Bedürfnisse nach Führung haben ihren Beitrag geleistet. Unterdrückungsmittel wie Waffen, krankhafte soziale Systeme und Propaganda der

nackten Kaiser haben das Walten der Gesetze dann durchgesetzt. Verstehen wir zwar jetzt die Wirkung der bösen Gesetze, bleiben aber trotzdem in ihrem eisernen Griff für immer gefangen?

Nein! Liebe Prinzen, Großmütter, Schildkröten und alle denkenden Menschen, der Zweck der siebzehn Briefe war nicht, die waltenden Gesetze zu analysieren und sie ein bißchen anders darzustellen, als sich dies die nackten Kaiser wünschen. Danke für Euer Mitdenken dabei, hoffentlich war es mindestens teilweise amüsan. Aber es ging mir die ganze Zeit nicht um die waltenden bösen Gesetze!

Es gibt keine waltenden bösen Gesetze im Sinne einer unentrinnbaren, in der Natur unserer Welt verankerten Elementarkraft!

Das, was so aussieht, sind bloß von Menschen ausgesprochene und von Menschen geglaubte Zauberformeln!

Sie verlieren ihre Wirkung, wenn Großmütter, unbezähmbare Jugend und alle denkenden Menschen sie als solche erkennen

Viel Erfolg dabei!

NACHWORT

oder warum habe ich versucht, ein Buch der Übertreibungen zu schreiben

Ganz einfach. Ich bin ja nicht der einzige, der solche Briefe schreibt. Es schien mir aber, daß Ihr die Botschaft der Texte anderer Autoren nicht wirklich wahrgenommen habt, obwohl sie viel schöner waren und künstlerisch viel höher standen. Als ein Beispiel möchte ich ein Märchen aus Eurem Kinderbuch erwähnen. Inhaltlich halte ich mich streng an die Vorlage, kann es aber nicht lassen, es ab und zu auf die in diesen Briefen übliche Art zu „pfeffern“.

Die Geschichte beschreibt das Leben und Arbeiten von Menschen in einem kleinen Dorf vor längerer Zeit. Vielleicht müßte man die Reihenfolge umkehren und das Arbeiten zuerst erwähnen. Es dauerte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und fand auf den Feldern des „vom Volk geliebten und verehrten Herrn“, eines Adligen, statt. Nach Sonnenuntergang durften die Dorfbewohner auf den kleinen, für Agrarwirtschaft kaum geeigneten Reststücken versuchen, sich das Notwendigste für ihren Lebensunterhalt zu beschaffen. Somit war der Tag denn auch zu Ende, das erwähnte Leben fand dabei kaum statt.

Die Lage war unter dem alten Herrn schon schlimm genug, sie hat sich aber noch massiv verschlimmert, als der Besitz (und somit die Dorfbewohner) von einem neuen „vom Volk geliebten und verehrten Herrn“ gekauft wurde. Dieser brauchte aber (ständig) dringend Geld und wies die Aufseher an, das Volk (um welches er sich übrigens „rührend kümmerte“) von der Notwendigkeit erhöhter Abgaben zu überzeugen. Wahrscheinlich hatte er eine achte Geliebte in Aussicht und brauchte schnell das achte Freudenschlößchen. (Yachten waren damals noch nicht erhältlich, gewisse Frauen ließen sich aber offensichtlich schon damals von inneren Werten, wie etwa einer neuen Möblierung des Anwesens, beeindrucken.)

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Der neue Herr wurde von einem Nachbarn böse beleidigt. Die Beleidigung hing mit dem Bau des Schlößchens zusammen. Der in Aussicht gestellten achten Geliebten ging er nämlich zu langsam voran. Diese merkte, daß Schloß Nummer neun des Nachbarn von keiner Geliebten besetzt war. Einem derartigen männlichen Charme konnte sie natürlich nicht widerstehen (wie auch heute einige Frauen dieser Art dem männlichen Yachtbesitzercharme nicht widerstehen können), und sie tanzte auf dem nächsten Ball die ganze Nacht nur mit dem bösen Nachbarn.

Der beleidigte Herr löste die Situation auf eine Art, wie es sich für einen Edelmann gehört: Er erklärte dem bösen Nachbarn den Krieg. Diese noble Geste hatte allerdings auch für unsere Dorfbewohner Folgen. Es tauchten „Gendarme“ auf, ihre unangenehm an Treibjagden erinnernden Werbeaktionen waren von vollem Erfolg gekrönt, jedenfalls sah sich danach die Hälfte der Männer im Dorf fest entschlossen, die Beleidigung des „geliebten und verehrten Herrn“ zu rächen. Und so zogen sie dann in den Krieg.

Die verbleibenden Menschen im Dorf erachteten ein solches Leben für kaum lebenswert und schickten eine Delegation zu demjenigen Herrn, der noch ein wenig hochwohlgeborener war als ihr eigener hoher Herr, mit der Bitte um Abhilfe. Die Mitglieder der Delegation kamen zwar unverrichteter Dinge zurück, dafür schwer zugerichtet. Die zu dem höchsten Herrn geschickte Delegation kam gar nicht mehr zurück. In dieser prekären Lage kam ihnen noch die letzte Möglichkeit in den Sinn, und sie schickten abermals eine Delegation, diesmal zu dem lieben Gott. Er möge bitte den Adel respektive den Feudalismus abschaffen, das von den

Adligen an den Tag gelegte Umgehen mit den einfachen Menschen entspräche doch sicher nicht den göttlichen Zielen bei der Erschaffung der Welt.

In einem Märchen ist alles möglich, die Delegation fand den Weg und konnte die Bitte vortragen. Der liebe Gott hörte sich alles an und versicherte der Delegation, solche Umstände habe er wirklich nicht geplant. Sofort beauftragte er den Erzengel, über die Bücher zu gehen und herauszufinden, wie, wann und warum der Adel eingeführt wurde. Wie es sich für ein Märchen gehört, wurde dann geschildert, wie der Erzengel dreimal Anlauf nehmen mußte und in welchen Büchern er suchte. Diese Details können wir uns sparen, weil Ihr sicher schon wißt, wie es weiterging.

Ja, der liebe Gott mußte es bedauern, aber trotz aller detaillierten Recherchen konnte kein Hinweis darauf gefunden werden, daß er die Funktion Adliger eingeführt hätte. Infolgedessen konnte er sie auch nicht wieder abschaffen. Die Menschen selbst haben den Adel erfunden und eingeführt, somit sind sie die einzigen, die ihn auch wieder abschaffen können.

Ein wunderschöner „Brief“. Die Pointe ist klar und trotzdem subtil, die Schlußfolgerung muß dann dem Leser selber einfallen. Ihr habt aber kaum Reaktionen gezeigt, weder auf die Pointe noch auf die Schlußfolgerungen. Darum habe ich Briefe geschrieben, die eine brachiale Methode verwenden und übertriebene, dick aufgetragene Erklärungen liefern. Auch in bezug auf die Frage: „Wie soll es nun aber weitergehen?“ Von mir aus hört das Märchen etwa in der Mitte des Geschehens auf, wir erfahren nichts darüber, wie die (noch verbliebenen) Dorfbewohner die Belehrung des lieben Gottes in Taten umwandelten. Vielleicht wußte die Autorin damals selber nicht, wie weiter.

Hier muß ich einfügen, daß das Märchen von einer tschechischen Schriftstellerin geschrieben wurde. Die Tschechen sind jahrhundertlang von den Herren auf solche Art „rührend umsorgt“ worden, daß sie zu einem Volk ohne Ehrfurcht, Gehorsam und Bewunderung der Obrigkeit geworden sind. Somit könnten wir die Fortsetzung der Erzählung vielleicht bei einem anderen Tschechen finden, zum Beispiel bei Jaroslav Hašek und seinem Schwejk.

Dies führt mich aber zur Feststellung, warum ich diese Briefe nicht geschrieben habe. Der gute Schwejk exerziert den „passiven Widerstand“ auf solche Art, daß er selber weitgehend ungeschoren davonkommt, sein Oberleutnant dafür regelmäßig in eine lächerliche Lage hineinmanövriert wird. Wahrscheinlich genießen viele Leser den Schwejk schon darum, weil die unbeliebte Machtfigur zu einem Hampelmann gemacht wird, was ja nicht nur bei Schwejk der Fall ist, so lieben die Schweizer ihren HD Lämpfli, und es gibt noch viele andere Beispiele.

In meinen Briefen habe ich die (Schein-)Mächtigen zwar nicht geschont, sie auszulachen war aber nie mein Ziel. Nicht deswegen, daß ich mehr Ehrfurcht vor ihnen hätte als die Dorfbewohner des Märchens oder der gute Soldat Schwejk. Die Alexanders, Achills und Generalissimi (der offizielle Titel von Stalin) sind zwar die Figuren, welche die bösen Zauberformeln anwenden, verteidigen und genießen, sie sind aber für unsere Zwecke der Einführung einer besseren Wirtschaft und der Gestaltung einer besseren Welt uninteressant. Sie werden sich kaum ändern, und sie sind auch zu wenige. Die zu dem lieben Gott geschickte Delegation würde sicher erfahren, daß auch die Wirtschaftsgesetze (Wirtschaftszauberformeln) nicht göttlichen Ursprungs sind, nicht zu den allgemein gültigen Naturgesetzen gehören und auch nicht im Augenblick des „Big Bangs“ kreiert wurden. Sie sind menschliche Produkte und können nur durch Großmütter, Schildkrötenvolk, vor allem aber durch Euch wieder verändert werden. Und alle anderen militärischen, politischen und (a)sozialen Zauberformeln auch. Das Zeigen der Könige (und anderer Prominenz) in ihrer Nacktheit soll Euch nur helfen, die Oberleutnants in Eurem Leben zu durchschauen und die von ihnen angewandten Zauberformeln zu bekämpfen. – Hoffentlich war ich nicht zu schriftstellerisch subtil und meine Nachricht ist angekommen.

Was ich auch nicht beabsichtigte, waren pessimistisch-fatalistisch wirkende Texte. Die pointierten Formulierungen sind nur stellenweise erhöhte Stimmlautstärken oder ostentative Ges-

ten. In Gesprächen mit Euch habe ich manchmal gespürt, daß Ihr den Ernst der Lage zwar auch seht, aber andere Zukunftsprognosen aufstellt. Ihr habt Andeutungen gemacht über Kräfte oder Prozesse, die den zur Zeit schlechten Trend in vielen Belangen mit der Zeit wieder kompensieren werden. Ich freue mich auf Eure Briefe an Eure Söhne (und Töchter), die dann schon viel konkretere Ideen zur Besserung beinhalten werden und dadurch auch viel optimistischer wirken werden. Bitte auch eine Kopie an mich!

Der weitere Grund dazu, übertrieben formulierte Briefe an Euch zu schreiben, ist auch einfach. Wenn Ihr die Verfolgung der Chimäre (Schein-)Macht fallen laßt, gewinnt Ihr enorm viel Zeit und Energie. All die Stunden, Tage und Jahre, die die Achills, Alexanders und Oberleutnants (und vielleicht auch ein bißchen Ihr) bei (Nullsummen-)Spielen vergeuden, könnte man für hunderttausend und mehr andere, viel vernünftiger, aber auch viel interessantere oder lustigere Aktivitäten verwenden. Vom Philosophieren über den Sinn des Lebens, über Spiele mit Euren Kindern bis hin zum Kartoffelsetzen.

Der letzte Grund, das Buch der Übertreibungen zu schreiben, ist weniger einfach, aber um so wichtiger. Die Entwicklung von uns Menschen wurde laut Darwinscher Theorien durch die Selektion gesteuert. Was besser war zum Überleben, sollte sich etablieren, nachteilige Eigenschaften sollten abgeschafft werden. Das Ziel war aber immer das Fortbestehen und Vermehren der Spezies. Richard Dawkins hat es in seinem Buch „The selfish gene“ noch prägnanter ausgedrückt. Laut seiner Formulierung sind es eigentlich die Gene selber, die sich weiter erhalten und verbreiten wollen. Wir sind nur die Vehikel, die sie dafür brauchen. Wenn es für die Vermehrung der Gene vorteilhaft ist, bekommen wir schärfere Zähne, schnellere Beine oder größere Gehirne.

Der Fall mit dem Gehirn ist aber eine Falle, auch für die egoistischen Gene. Die Größe der Zähne, Muskeln, unsere Körper überhaupt, sind inzwischen für das Überleben unwichtig geworden. Unsere Entwicklung und somit unser Schicksal ist seit einiger Zeit nicht von unseren Körpereigenschaften abhängig, sondern von Produkten unserer (leider oft auch falsch verdrahteten) Gehirne. Dazu gehören Waffen, königliche Rechte, die Verteilung erarbeiteter Güter und natürlich die Zauberformeln.

Nun, egoistisch oder nicht, die Gene hatten ein nicht zu verachtendes Ziel: Überleben und vermehren. Welche Ziele hat aber der Achill, der, in sein Spiel vertieft, über raffinierte Strategien hirnt, wie er einer Zahl (seinem Bankkonto) ein paar Nullen anhängen könnte? Das Überleben der Spezies Mensch? Diese zwei Themen haben keinen gemeinsamen Nenner! (Und wenn, dann mit umgekehrten Vorzeichen. Einige der sichersten und lukrativsten Züge auf seinem Spielbrett des Realmonopolys sind die Urwaldrodung, der Verkauf von Öl, die Waffenproduktion und ähnliches.) Wie steht es mit dem nationalistischen Führer, der sein Volk hungern läßt, dafür aber über ein größeres Waffenarsenal verfügt als alle anderen Führer weit und breit? Überleben immer unwahrscheinlicher! Untersucht alle (Schein-)Machtfiguren und alle Zauberformeln daraufhin, ob diese als ihr primäres Ziel einen gesünderen, glücklicheren und harmonischer lebenden Mensch haben!

In „unserer Wirtschaft“, in der von Zauberformeln regierten Welt, gibt es keine Steuermechanismen, die unser Überleben und eine erstrebenswerte Entwicklung von uns als Ziel hätten!

Wir haben im Erbmaterial Gene, die uns rivalisieren und kämpfen lassen, aber keine, die uns vor wirtschaftlichen, militärischen und sozialen Tumoren schützen würden!

Falls Ihr und Eure Kinder zuversichtliche, freudige Briefe an Eure Söhne schreiben wollt, solltet Ihr versuchen, die heute herrschenden Zauberformeln abzuschaffen oder menschlicher zu gestalten.

Der letzte Satz ist keine Übertreibung.
Also doch kein konsequentes Buch der Übertreibungen.

Umschlag

Was haben kybernetische Regelkreise mit menschlichen Irrungen und Wirrungen zu tun? Wie hängt Stalins Politbüro mit dem Feudalismus und alten Märchen zusammen? Gibt es wirklich einen Unterschied zwischen Wirtschaftsbilanzen und Milchmädchenrechnungen? Oder sind sie am Ende nur ein Teil des vom Maxwellschen Dämon gelenkten Spieles? Was haben Beethoven und Einstein Alexander dem Großen voraus? Vor allem aber, was haben all diese Fragen mit dem Wesen des Menschen zu tun? Und schließlich, wie kommt es, daß so viele von uns das Gute anstreben und oft doch das Gegenteil bewirken?

Die unterhaltsamen „Briefe in die Zukunft“ befassen sich auf vergnügliche und nachdenkliche Weise mit dem Verhalten des Menschen, seinen Gefühlen, seiner Kreativität, dem Guten und Bösen in unserer Gesellschaft. Und sie zeigen Wege auf, wie wir die Entwicklung auf unserer Erde vielleicht doch noch in eine positive Richtung lenken können.